A. E. JOHANN

Das Land ohne Herz

EINE REISE INS UNBEKANNTE AMERIKA

A. E. JOHANN

Das Land ohne Herz

EINE REISE

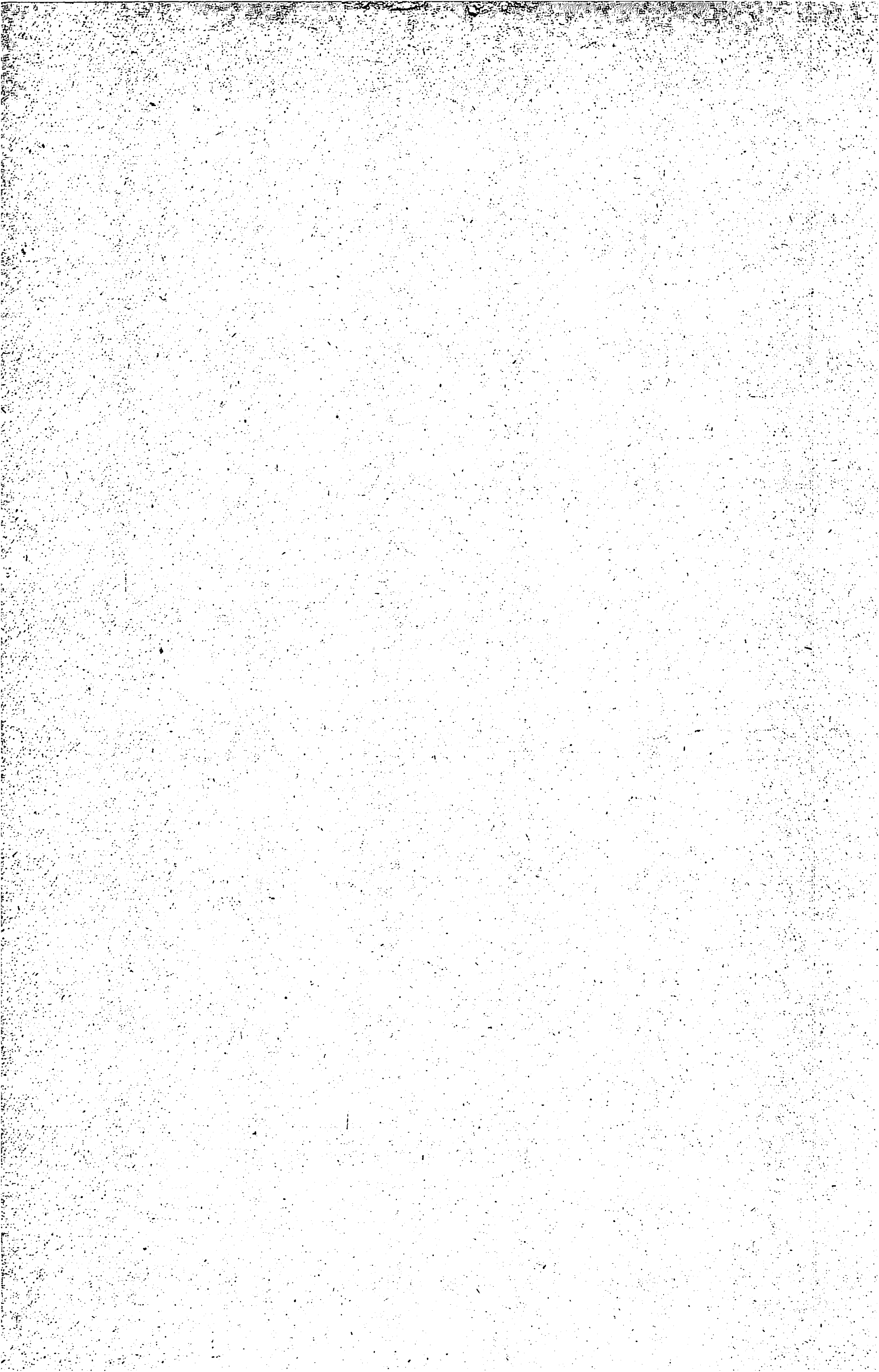
INS UNBEKANNTE AMERIKA

DEUTSCHER VERLAG · BERLIN

51.—126. Tausend

Einbandentwurf: Giebelhausen
Printed in Germany

INHALT



I

BEKENNTNIS DES AUTORS

Ich weiß mir kein Land unter der Sonne — mein Vaterland ausgenommen —, das ich mit gleicher Stärke liebe wie Nordamerika. Zuweilen überfällt mich die Sehnsucht danach wie eine heftige Krankeit. Dann liege ich die ganze Nacht lang wach und denke mit schmerzender Heftigkeit an die manchen Jahre, die ich drüben weilte. Ich bin ein paar Male um die Welt gefahren, aber stets verlockte mich der große Erdteil jenseits des Atlantik. So ließ ich alle meine Reisen in Amerika beginnen, und wenn es allein nach mir gegangen wäre, so hätten sie auch alle dort geendet. Fast ein halbes Dutzend Jahre schließlich verbrachte ich, wenn ich alle Aufenthalte zusammenzähle, dort drüben. Und das ungeheure Land wurde mir — ich bekenne es zu meiner Schande — in manchen seiner entlegenen Gebiete vertrauter als viele Teile meiner Heimat. So lernte ich es kennen von Alaska im äußersten Nordwesten bis nach Florida im äußersten Südosten, von den öden Felsenküsten Neufundlands im Norden vor der Mündung des Sankt Lorenz bis zum mexikanischen Niederkalifornien und den brütend heißen, fieberischen Sumpfwäldern im Mündungsdelta des Alten-Mann-Flusses, des ungeheuren, lehmgelben Mississippi, dort unten an den stumpf blitzenden Gestaden des Golfs von Mexiko im Süden des Erdteils.

Wie da das lange, fahlgrüne Baummoos von den feuchten Zweigen der riesigen Bäume hing, als trügen sie gespenstische Bärte. Unwirklich stand ihr Fuß im Nebel, der über den morastigen Gewässern braute wie seit Urzeiten. Ich fuhr über den hohen Damm der Straße, die dem Nordrande des Golfs folgt; sie überquert auf endlosen Brücken ganze Meeresarme, und bei Sturm schlägt dir der salzige Gischt der Brandung an die Fenster deines Autos. Ich denke an die Regenzeit in diesen amphibischen Bezirken, wenn ungeheure Wasserwände vom bleigrauen Himmel stürzen, wenn das Land dampft, über den stillen Lagunen des Deltas der Wasserstaub in wolkigen Schwaden aufwallt, als

würde eine neue Welt erschaffen. Und des Abends spät, bevor das wenige schwammige Land in dem Übermaß von Wasser ringsum ganz ertrunken ist, bricht im Westen die letzte Sonne durch die gestaltlos brauenden Dämpfe und taucht das triefende Gefild in glühende Wogen rotgoldenen Lichts, als könnte hier nichts geschehen, was nicht ohne Übermaß wäre. Und dann klingt mit einem Male die tiefe, schwingende Stimme des alten Negers mit dem grauen Kopf über das faule Wasser, das meine Insel von der seinen trennt; und sein Weib, Rebekka hieß sie und wog zwei Zentner, fiel mit ihrem getragenen Alt ein. Und so sangen sie mir durch den Dunst der schnell einfallenden Nacht ein altes Spiritual von den Baumwollfeldern, auf denen ihre Eltern noch als Sklaven arbeiteten. Denn die beiden Alten in ihrer morschen, langsam zerfallenden Bretterhütte verehrten mich sehr; und ich habe selten bessere Menschen gekannt. Sie und ihre Nachbarn, armselige, tief verschuldete Pächter von ein paar Ackern Baumwoll-Land, hatten es erst nicht glauben wollen, daß ich nur deshalb in die entlegene Landschaft des westlichen Deltas gekommen war, weil ich wissen wollte, wie es den Baumwollpächtern, von denen so viel in den Zeitungen stand, nun wirklich erginge. In all ihrem chronischen Jammer und ihrer großen Hoffnungslosigkeit hatten sie sich — besonders die ältere Generation — ein einfältiges, gutes Herz bewahrt, in das ich bald aufgenommen wurde. Und jeden Abend sangen sie mir eins ihrer schwermütigen Sklavenlieder, sei es das vom „Ol' Man River“ oder „Way up the Swanee-River“, weil sie wußten, daß ich das gern hatte.

Bis dann eines Tages die Polizei des Staates Mississippi sich heftig für mich zu interessieren begann und ein eleganter Mann mit Reithosen und Revolver, der aus einem rasend die grauen Wasser zerpeitschenden Motorschnellboot gestiegen war, mir mit zusammengepreßten Zähnen bedeutete, ich sollte mich gefälligst zum Teufel scheren. Die Grundherren oder deren Beauftragte hätten sich beschwert, ich „machte die Nigger aufsässig“. Zuerst hatte ich keine Lust, der blödsinnigen Anklage und Bedrohung nachzugeben. Aber wenige Nächte später erschien der alte Paul in meiner kleinen Hütte unter den hohen, bemoosten Bäumen — ich hatte mir das Häuschen für fünf Dollar im Monat gemietet — und bat mich, vor Angst grau im Gesicht, dem alten, guten Negergesicht, doch bald abzureisen, denn man hätte jedem das Teeren und Federn und einen Strick um den

Hals angedroht, der sich noch weiter mit mir einließe. Ich gestehe, daß mir damals angesichts dieses schlotternden alten Mannes eine kalte Furcht den Atem eng machte, denn Paul, derselbe, der mir abends seine trauervollen Lieder über die Lagune gesungen hatte, Lieder, die wie Stimmen dieser urweltlichen Landschaft selbst anmuteten, Paul wußte offenbar, welche Gefahren ihn und die Seinen, aber auch mich bedrohten. Denn der Richter Lynch wohnt hier stets um die nächste Ecke, und für renitente Weiße wie mich hat man passende Paragraphen und Beschuldigungen genug — zum Beispiel Landstreicherei, Aufreizung zum Widerstand gegen die Staatsgewalt, Schießen über eine öffentliche Landstraße, hartnäckige Arbeitsscheu oder unziemliche Sprache gegenüber einer Amtsperson —, Paragraphen, mit denen man einen Mißliebigen so lange hinter schwedische Gardinen setzt, bis er weich geworden ist.

Aber ich verstand es dann doch, mir einen Abgang zu verschaffen, der ein Pflaster auf meinen gekränkten Stolz heftete und die giftige Cuonty Police tief geärgert haben wird. Denn damals, als meine verwunschenen Tage am Mississippidelta sich einem, wie es schien, dramatischen Ende näherten, wohnte schon der lange v. Schwanebeck bei mir.

Und es erhebt sich nun die sehr berechtigte Frage, wie kam der lange v. Schwanebeck (er hieß in Wirklichkeit natürlich anders) in meine weit entlegene Hütte auf jener Insel in der seltsamen Landschaft weit um New Orleans, die sich nicht entscheiden kann, ob sie zum Festland oder zum Meere gehört. Nun, die Frage löst sich einfacher, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Jeden Vormittag außer sonntags flog gegen zehn Uhr hoch über uns das Flugzeug hinweg, das die Luftpost von Tallahassee nach New Orleans und weiter nach Houston in Texas brachte; ob es dann von Houston nach San Antonio und El Paso oder nach Dallas und Oklahoma-City weiterbrauste, habe ich vergessen; jeden Nachmittag, fünf Minuten nach halb drei Uhr, kam das Gegenflugzeug zurück, gewöhnlich so pünktlich, daß man die Uhr danach stellen konnte; das heißt, an jenem Tage, an welchem v. Schwanebeck in meiner Sumpfwildnis auftauchte, versagte diese Uhrenkontrolle.

Als ich mich schon wundere, warum bei solchem schönen Wetter das Flugzeug wohl Verspätung habe, höre ich draußen ein Knattern wie von wildgewordenen Maschinengewehren, stürze hinaus und sehe

gerade noch, wie ein Flugzeug, das lange Feuerblitze aus den Auspuffen knallt, hinter den Bäumen von Pauls Insel niedertaucht. Ich springe ins Boot, werfe die Riemen in die Dollen und rudere los wie toll, um zu sehen, was zu retten ist. Ich komme als einer der ersten bei der Maschine an, aus deren Motor blauer Rauch aufsteigt, die aber im übrigen schweigt und richtig gewassert hat. Ich sehe einen schwarzberußten, ölbeschmierten Mann sich aus dem offenen Sitz heben; er tritt vorsichtig auf einen der Schwimmer des Apparates und macht sich an dem Motor zu schaffen. Gerade bremse ich mein Boot ab, um nicht an die Schwimmer zu stoßen, da höre ich den Piloten in die geflügelten — deutschen — Worte ausbrechen: „Verflucht und zugenäht, das hab' ich mir gedacht!" Dazu schlug er mit dem Schraubenschlüssel gegen das Motorengehäuse, daß es Funken gab. Auf „Verflucht und zugenäht" hatte ich keinesfalls gerechnet; so rief ich ihn begeistert an: „Morgen, Landsmann! Pech gehabt?" Ihn konnte offenbar nichts überraschen, denn er antwortete, ohne sich umzudrehen: „Nee, Schwein! Hätte verdammt schief gehen können!" Mit dem Verfluchen und Verdammen schien er eine sehr leichte Hand zu haben.

So kam v. Schwanebeck in meine Sumpfeinsamkeit, denn natürlich nahm er unter meinem Dache Quartier. Das Flugzeug paddelten uns Paul, Habakuk, Joe und Washington, ungeheuer stolz auf den Schwimmern sitzend, bis an meinen Bootssteg, luden die Postsäcke in mein Boot, fuhren den Bayou Laroche aufwärts und lieferten sie auf dem Postamt in Letoile ab. Hier telefonierte v. Schwanebeck dann mit dem Büro seiner Gesellschaft in New Orleans und erhielt den Bescheid, er solle bei der Maschine bleiben, bis zwei Monteure mit Ersatzteilen einträfen, um sie wieder flottzumachen. Darüber vergingen natürlich ein paar Tage. Als die Reparatur zu seiner Zufriedenheit beendet war, bat ich ihn, mitfliegen zu dürfen, was er mit Vergnügen erlaubte, denn er flog ja ohne Last. So also kam ich zu einem glänzenden Abgang, zur Freude Pauls und Rebekkas und der anderen schwarzen Nachbarn und zum Ärger des geschniegelten Sheriffs in Bonneval.

Brausend, eine Fahne blitzenden Wasserstaubes hinter sich herfegend, hob sich der Vogel in die Lüfte. Wir umrundeten noch einmal Pauls Insel, der vor seinem Hüttchen mit Rebekka einen wilden Kriegstanz aufführte vor lauter Begeisterung und Mitfreude. Ich warf ein letztes Päckchen mit Tabak für ihn und Kandiszucker für seine ge-

wichtige bessere Hälfte ab; und dann donnerten wir dicht über den Urwaldwipfeln in wenigen Minuten nach Bonneval und stießen ein paarmal so tief auf das Haus des Polizeigewaltigen hinab, als wollten wir es rammen. Diesmal, dachte ich befriedigt, wird er den Kopf einziehen und erblassen, denn v. Schwanebeck verstand seine Sache. Er war Weltkriegsflieger gewesen und flog nun hier an der Nordküste des Golfs die Post.

Erst als wir so unsere Rache ausgekostet hatten, wendeten wir, stiegen und erreichten in einer halben Stunde über Sumpf, Flüsse und Wälder hinweg die Stadt New Orleans, unser Ziel.

*

Aber das habe ich eigentlich gar nicht berichten wollen; ich bin unversehens ins Erzählen geraten, denn es warten hundert und eine Geschichte darauf, erzählt zu werden; nicht einmal ein Zehntel davon habe ich schon aufgeschrieben — und es waren nicht einmal in allen Fällen die erregendsten.

Ja, ich liebe Amerika, dieses große Land. Nicht nur seine tropisch feuchten und heißen Niederungen am Mexikanischen Golf, sondern nicht minder seine herben, versonnenen Ödnisse am Polarkreis in Alaska. Ist doch Alaska ein Eskimowort und bedeutet: das große Land! Wahrlich, ein großes Land, und der ganze Kontinent verdiente diese einfach-würdige Bezeichnung. Noch träume ich manche Nacht von den ungeheuren Nordlichtern, die ich im ewigen Yukonstrom sich geistergrün spiegeln sah, kurz bevor ihn das Eis zu fesseln begann.

Und als ich den vorigen Kriegswinter in Nordnorwegen zu verbringen hatte, wollte es mir so scheinen, als ob die Nordlichter dort niemals zu gleicher Pracht und gleicher Geisterglut sich aufschwängen, wie ich's im großen Lande Alaska erlebte ...

Jener rasende Schneesturm, der mich auf dem Eis des zugefrorenen Eagle-Lake in der wilden Cariboo überraschte, so daß ich eine halbe Nacht blindlings durch das heulende, tobende, weglose Nichts taumelte, schon verzweifelnd, ob ich wohl jemals unser Blockhaus wiederfinden würde, denn meine Kraft war am Ende: Nase, Augen, Ohren waren von nadelspitzen Schneekristallen verklebt, der Blizzard hatte mich angesprungen wie ein Raubtier. Bis ich dann, weit nach Mitternacht, mir die Stirn an einem Baume blutig schlug, den ich nicht gesehen; aber so hatte mich eine glückliche Wendung das Ufer finden

lassen. Bald klopfte ich ans Fenster unseres Hauses, hinter welchem die guten Kameraden, der Schotte McClinton und der Steirer Joseph, der Kentuckyer Hugh und der hagere, schweigsame Mann aus Oregon, dessen Name mir ebenso entfallen ist wie die der übrigen Gefährten, alles an Lampen und Lichtern aufgestellt hatten, was in dem geräumigen Blockhaus, worin wir alle zusammen hausten, Holzfäller und Schwellenschläger, aufzutreiben gewesen war. Sie zogen mich schnell durch die Tür, entkleideten mich mit raschen Griffen und rieben mir Gesicht, Hände, Arme, Brust, die Schenkel und die Füße mit Schnee ab. Aber ich hatte mir nichts erfroren; die Kälte macht mir nicht viel aus. Und tief kalt wird es ja stets erst nach dem Schneesturm.

Ach, wenn ich in meinem Großstadtbett liege, draußen die Autos hupen und die Straßenbahnen in den Kurven kreischen, daß sich mir die Haare sträuben, dann denke ich voll Verlangen an den Grillengesang über den nächtlichen Prärien, über die der Wind leise in sanften Wellen wandert, als sei er der Atem der ruhenden Erdmutter. O dieser nie endende, eintönig-süße Gesang der tausend und aber tausend Grillen bei Nacht! O dieser herbe, herrliche Geruch, der über den abgeernteten Weizenfeldern scwebte, wenn die Erntearbeiter in ihren windschiefen Schuppen den Schlaf der Erschöpfung schliefen.

Auch ich war ein solcher; aber die Geschichte des Mädchens, das mit mir vor der Farm auf einem umgestürzten Wagenkasten saß, hielt mich wach; sie hatte kanadisch-französisches und indianisches Blut in ihren Adern, und man hatte ihr deshalb übel mitgespielt. Ich hörte ihr zu, und es war, als wenn ein dickes, härenes Tuch die holden Laute der unberührten Nacht, den Duft, der durch die sternhellen Weiten wanderte, unter sich ertöten und ersticken wollte.

Und manchmal höre ich noch die großen, ewigen Wälder rauschen, dort an den Hängen des Felsengebirges, und die Bäche durch die dunklen Gründe rinnen und rieseln; ich spüre es noch, wie mir vor Schreck fast das Herz stillstand, als ich hinter den Grizzly-Mountains auf einem umgestürzten Föhrenstamm das schmale Ende eines Bergsees überqueren wollte, ausrutschte und kopfüber in das eisigkalte Wasser unter mir stürzte. Denn der See wurde von einem Gletscherbach gespeist, der nur wenige Kilometer weiter oberhalb seine Eismutter verließ.

Und ich werde nie vergessen, wie mein Blick, als ich, vor Kälte

schlotternd wie Espenlaub, wieder am Ufer stand, plötzlich auf einen kleinen Braunbären fiel, der keine fünfzig Schritte entfernt auf den Hinterbacken saß und mich ebenso interessiert wie schadenfroh anfletschte. Wütend klaubte ich einen Felsbrocken vom Boden auf und warf nach ihm. Ich habe niemals ein Wesen so erschreckt und Hals über Kopf davonkullern sehen wie diesen kleinen Bären. Sein Entsetzen entlockte mir trotz alles Mißbehagens ein lautes Gelächter. Steineschmeißende Wassertiere waren ihm allem Anschein nach in seinem unschuldigen Urwalddasein noch nie zuvor begegnet.

Und da fällt mir gleich die vielköpfige Stachelschweinfamilie ein, die unter meinem kleinen Blockhaus wohnte, das ich einem Kamearden, einem Wildhüter, für wenig Geld und gute Worte abgemietet hatte; es lag nördlich vom Snoqualmie-Paß, über welchen die große Überlandstraße Nr. 10 von Seattle über Spokane, Bismarck nach Minneapolis und schließlich über den Michigansee hinweg nach Detroit führt; sie überquert hier die mächtige Kaskadenkette. Jede Nacht gingen die Stachelschweine mit lautem Stachelgerassel und eifrigem Quietschen auf Raub aus; ehe noch der Morgen graute, kehrten sie mit ebensoviel Spektakel zurück und tauschten dann unter vergnügtem Stachelgeklapper die Berichte von ihren nächtlichen Abenteuern aus. Wenn es gar zu heftig wurde, mußte ich aus meinem Bette steigen, mir die Stiefel überziehen, die kleine Treppe vor der Veranda hinuntersteigen und einen Knüppel oder einen kräftigen Baumast unter die stachlige Gesellschaft werfen; darauf verstummten sie prompt.

Ich habe diese ruhestiftenden Morgenausflüge nie zu bereuen brauchen, denn die Himmel im Osten erblaßten dann schon. Wie aus fahlviolettem Glas geschnitten hoben sich die stillen Bergeshäupter in das sanftgrüne Licht, das der fernen Sonne voraus immer höher am Firmamente aufwärts schwebte, während im Zenit und im Westen noch die klaren Sterne der Bergnacht funkelten. Und irgendwo tief unten sang der Wildbach, ein Nebenfluß des Yakima, durch die makellose Stille sein dunkles, ewig gleiches Lied.

Manchmal besuchte mich mein Wirt. Wir saßen dann auf den hölzernen Stufen meiner Veranda und sahen in das wilde Tal unter uns hinab oder auch zu den unbezwungenen Bergen hinüber, die es jenseits umwallten. Er sprach wenig, wie die meisten Menschen, die stets mit sich allein sind. Aber im Laufe der Zeit erfuhr ich doch sein ganzes

Schicksal, das ihn aus den großen Städten des Ostens in diese Bergeinöde verschlagen hatte, kein gutes Schicksal!

Und so fort und fort! Die Fülle der Gesichte will nicht enden. Wenn ich in den Nächten im Vorfeld des Westwalls bei flackernder Kerze Telefonwache hielt, wenn ich in den langen norwegischen Polarnächten unterwegs sein mußte, wenn ich übermüdet daheim im Luftschutzkeller hockte oder so wie jetzt von ländlich-nächtlicher Stille umfangen werde, dann brauchte ich nur die Augen zu schließen, und die amerikanischen Erinnerungen stiegen strahlend und lockend vor mir auf.

Wie die Brandung in den grauen Felsen vor der nordkalifornischen Küste brüllen konnte, wo der Stille Ozean von weit her seine langen Seen heranrollt! Wieviel grüner und heller die atlantische, wieviel nordischer sie ihren Gischt vor den Küsten Acadiens im östlichen Maine versprühte, als ich im Frühling von Neubraunschweig nach Pittsburgh fuhr.

Und der sommerliche Glast über dem Blaugrasland von Kentucky und die weinsüße Milde des Indianersommers im westlichen Montana, wo sich die Prärie zu den Vorbergen der Rocky Mountains aufhebt: welche Glut, welcher Reichtum der herbstlichen Farben — ach, du indianischer Sommer! Ach, ihr tausend bunten, heiteren und trauervollen Träume!

Und habe ich nicht auch gute Freunde gewonnen, in den Wäldern und auf den Prärien, in den Städten und selbst hoch oben am Tanana, mitten im Herzen Alaskas? Ehrliche Männer, auf die man sich verlassen konnte und mit denen ich mancherlei Fahrten und Fährnisse und harte Arbeit bestand? Ja, ich wundere mich nicht, daß ich dies große Amerika lieben muß. Ich habe mich dem ungeheuren Lande hingegeben, ich habe es in mich aufgenommen, wie in einem Rausch zuerst, dann ruhiger und überlegter, aber nicht weniger leidenschaftlich. So lernte ich es lieben.

Aber es erging mir sonderbar: je bewußter ich es liebte, desto heftiger wurde diese Zuneigung von einem anderen Gefühl angefressen.

Es fraß sich immer tiefer hinein, höhlte es aus. Es dauerte lange, bis ich merkte, daß es blanker Haß war, was da in mir aufkeimte, wuchs, in die Breite floß und mein Herz zu überschwemmen drohte. Seitdem liegen Haß und Liebe miteinander im Kampf. Noch immer

liebe ich es! Wie sollte ich je verlernen, dieses zaubervolle, ungeheure, weite Land zu lieben!

Aber wenn mich jemand fragt, welches Land unter der Sonne ich am besten und am bittersten hasse, so weiß ich nur eine einzige Antwort: Amerika!

*

Denn was haben die Amerikaner aus dem zauberhaften Lande gemacht, das ihnen ein glückliches Geschick ohne allzuviel eigenes Verdienst in die Hände spielte? Haben sie die Wälder gepflegt und die Steppen behütet, haben sie die Reichtümer der Berge und Fluren, der Ströme und Küsten pfleglich genutzt, ja sind auch nur sie selbst glücklich geworden? Sind auf freierem Land, ungehindert von alten Vorurteilen und schweren Vergangenheiten, freiere, menschlichere Geschlechter herangewachsen? Ach, nichts davon ist geschehen! Es gab wohl eine Zeit, in welcher kühne Pioniere mit der Büchse in der Hand, hinter sich Pflug und sorgsam behütetes Saatgut auf dem knarrenden Planwagen, westwärts zogen, um jungfräulichen Boden urbar zu machen und aus starken Bäumen des Waldes ein festes Haus zu zimmern.

Doch diese Zeiten sind lange vorbei. Was an echtem Pioniertum vorhanden war, ist untergegangen in einer steigenden Flut hemmungsloser Beutegier und bedenkenlosen Gewinnstrebens. Nach dem Bürgerkrieg der bürgerlich-kapitalistisch denkenden Nordstaaten gegen die aristokratisch fühlenden Südstaaten vollzieht sich die große Wandlung, zögernd zunächst noch, dann immer jäher. Im Weltkrieg fallen die letzten Schranken. Die vom Menschen und Menschsein abgeleiteten Maßstäbe, so wie sie die verschiedenen wertvollen Einwanderergruppen einmal aus Europa mitgebracht hatten, werden einer nach dem andern zerbrochen.

Die Südstaaten und der großzügige, edelmännische Lebensstil, der ihnen vor dem Sezessionskriege eigen war, werden unter Strömen von Blut und Bergen unbeschreiblichen menschlichen Jammers erstickt und für alle Zeiten gelähmt. Die Barbarei der Yankees, die sich schon oft in häufig wiederkehrenden Indianermetzeleien bestätigt hatte, triumphiert über den zwar noch ungebärdigen und leidenschaftlichen, aber zukunftsträchtigen und formwilligen Daseinsrhythmus der Südstaaten. In diesem Kriege — einem Krieg unter Bürgern des gleichen

Staatswesens — wird von den Generalen der Nordstaaten zum ersten Male die „Strategie der verbrannten Erde" angewandt, die heute bei den Sowjets und bei den Engländern in Burma und anderswo wieder zum furchtbaren Schaden der ansässigen Bevölkerung wüste Triumphe feiert.

Der dumpfe Haß und der brutale Vernichtungswille, mit welchem die heldenhaft fechtende Armee der Konföderierten, die Sieg über Sieg errang, aber zu schwach war, um entscheidend zuzuschlagen, von der erdrückenden Übermacht der ihre Soldaten reichlich bezahlenden Nordarmee langsam niedergewalzt wurde, ist beinahe beispiellos in der neueren Kriegsgeschichte und findet vielleicht nur noch im Burenkrieg eine Parallele. Ohne die geringste Spur von Ritterlichkeit wurden die großen Generale der Südstaaten, unter ihnen der geniale Lee, zu Schurken und Rebellen degradiert. Erst heute, nach so vielen Jahrzehnten, läßt man allmählich dem Verzweiflungskampf der Südstaaten Gerechtigkeit widerfahren. Denn was ist der große Roman „Vom Winde verweht" anders als ein solcher Versuch?

Ach, er bleibt eine literarische Geste, die man sich heute leisten kann, denn der Geist der Südstaaten, der sie einst zu einem großen, wenn auch von Anbeginn hoffnungslosen Kampf um die wahrhaft menschlichen Werte zwang, ist endgültig tot. Man kann es sich also leisten, ihm nachzuweinen und daraus einen Bestseller, einen Erfolgsschlager am Buch- und Filmmarkt, zu machen. Dies Buch „Vom Winde verweht" muß genau so angesehen werden wie der umständliche Aufwand, mit welchem heute die Reservate der letzten Indianer oder der letzten Büffel mit viel selbstgefälliger Reklame betreut werden.

Noch heute, wenn man durch die Südstaaten fährt, wo sie am echtesten waren, durch Georgia oder Virginia, Tennessee oder South Carolina, spürt man etwas von dem nun gespenstisch gewordenen Zauber, der hier einmal gewaltet haben muß. Auf den breiten, kühlen Veranden hinter hohen, längst rissig gewordenen, einstmals weißen Säulen wächst das Moos. In den zerbrochenen Fensterscheiben haben sich dichte Spinnennetze angesiedelt; an die Pfosten neben dem verkrauteten Rondell, von welchem nur noch die Rhododendren im Frühjahr in unzerstörbarer Schönheit leuchten, haben die schwatzenden Schwarzen, die irgendwo als Pächter in dem verfallenden Gebäude hausen, ihre knochigen Maulesel angebunden; einst mögen hier edle, schnelle, geliebte Pferde den Boden gescharrt haben. Und wenn man

die Schwarzen im Black Belt von Alabama oder, im Gegensatz dazu, etwa auf Fisk-University in Nashville, Tennessee, so genau kennengelernt hat wie ich, dann weiß man auch, daß die ganze Sklavenfrage in „Vom Winde verweht" durchaus richtig dargestellt worden ist.

Aber der Charme und die ritterlich heitere Lebenslust der alten Südstaaten sind für alle Zeiten dahin; und man ahnt heute nur noch, was aus dem großen Lande Amerika hätte werden können, wenn es auf diesem südlichen Wege fortgeschritten wäre und ihn nicht unter einer dicken Staubschicht von Geschäftemacherei und hämischer, verlogener Gleichmacherei zwischen Weiß und Schwarz begraben hätte. Seitdem begannen die Börsenkurse, die Dividenden und anonymen Aktiengesellschaften das Land zu regieren. Seitdem erst begann man, das Geld um seiner selbst willen zu verdienen. Kapital, Kapital lautete die allmächtige Beschwörungsformel. Das weite Land, das den Menschen in den Südstaaten und den Pionieren alten Stils eine oft schwer errungene Heimat gewesen war, wurde nun zu einer Beute, zu einem bloßen Ausbeutungsobjekt, mit dem man sich durch keine Bande des Herzens mehr verknüpft fühlte.

Wie hat diese herzlose Gier das Land verwüstet und zerstört! Eine Horde von Raubtieren könnte nicht gräßlicher und sinnloser wüten. Selbst wenn man die Vernichtung der Indianer noch als unvermeidlich ansehen mag, so ist doch die wahnsinnige Schlächterei, die in wenigen Jahren die nach Millionen zählenden Bisonherden des Westens vernichtete — um der Häute willen — einfach nichts weiter als ein scheußlicher Greuel. Ein Mann wie Buffalo Bill, der sich rühmte, in seinem Dasein Tausende von Büffeln abgeknallt zu haben, und den die Amerikaner als Helden verehren, verdiente, als eines der übelsten Scheusäler der menschlichen Geschichte ins Panoptikum aufgenommen zu werden.

Und wo sind die grünenden Wälder hin, die seit Jahrtausenden die Hänge der Berge unter rauschenden Zweigen und verstohlenen Dickichten verhüllten? Amerika, einst eines der holzreichsten Länder, muß schon seit vielen Jahren Holz einführen, denn man hat die Wälder um des Profits willen in erbarmungslosem Raubbau vernichtet. Die mächtigen Stämme waren schneller abgeschlagen als sie wieder nachwachsen; das dauert Jahrzehnte und Jahrhunderte. Aber es kommt zu keinem Nachwachsen mehr. Die Sonne dörrt die entwaldeten Hänge in ein, zwei Jahren aus. Die Regen und die Schmelzwässer des Schnees

spülen den Boden ins Tal hinunter und der blanke Fels kommt zum Vorschein. Weite, weite Strecken im Felsengebirge sowohl wie in den Appalachen, wo heute kahle, tote Felsen glühend vor Hitze in die Sonne ragen, lagen vor wenigen Jahren noch unter prangenden, kühlen Wäldern verborgen, wie einem halb traurig, halb gleichgültig die Leute erzählen, die dort zu Hause sind.

Auf Gebieten von der Größe Deutschlands ist der Wald durch Brände zerstört, die durch Lagerfeuer oder die Funken aus den Schornsteinen der Lokomotiven entstanden. Habe ich doch im Nordwesten erlebt, daß im August und September so dichter Holzrauch über der Landschaft lag, daß die Sonne stets nur blaß durch dicke, milchige Schleier schien, die hoch am Himmel sein Blau mit ihrem fahlen Gelb auslöschten. Hunderte von Kilometern entfernt brannten die Wälder. Wer kümmerte sich darum? Wer hätte in diesen riesigen, weglosen Gebieten der rasenden Brünste Herr werden können? Die wenigen Feuerwächter reichten nicht aus. Was geht's mich an! Es ist ja nicht mein Holz, sagten die Leute. Und sie ärgerten sich höchstens darüber, daß der Dunst wochenlang die Sonne verschluckte und es ewig und immer und überall durchdringend nach brennendem Harz roch.

Aber dieselben Leute machten ein großes Lamento darüber, daß neuerdings die Bäche und Flüsse nicht mehr das ganze Jahr hindurch flossen; daß sie im Frühling und Herbst wilde Hochwasser zu Tal jagten, für den Rest des Jahres aber austrockneten. Früher hätten sie doch das ganze Jahr über Wasser geführt; warum nun nicht mehr? Ja, was ist aus den großen Strömen des Landes geworden, zu denen die Bergbäche schließlich zusammenrinnen, dem Missouri und dem Platte, dem Mississippi und dem Ohio und manchen anderen. Während sie früher ihre Hoch- und Niedrigwasser das Jahr über gleichmäßig an- und abschwellen ließen, als seien sie die mächtigen Pulse ihrer Landschaften — und das waren sie ja auch —, verzeichnet ihr Wasserhaushalt jetzt wilde Fieberkurven. Zerstörerische Überschwemmungen, die wie am Missouri und Ohio ganze Städte ersäufen, wechseln ab mit Niedrigwassern, die so mager sind, daß die ganze Schiffahrt lahmgelegt wird. Die Uferbänke werden ausgewaschen und fortgespült, einerseits; andererseits zapfen die tief eingeschnittenen Rinnsale des Sommers der begleitenden Uferlandschaft das Grundwasser ab.

Wo früher klare, helle Silberströme durch prangende Prärien und schattige Haine strömten, wälzen nun gelbe Schlammfluten die gute

Muttererde von den Bergen ins Meer, sich selbst verstopfend und das umliegende Land in übelriechende Moräste verwandelnd. — Und all das, weil in den Bergen die Wälder vernichtet wurden, um billiges Zeitungspapier daraus zu machen, und weil keiner daran dachte, daß man der Natur stets irgendwie wiedergeben muß, was man ihr nimmt. Aber hier kam es nur aufs Nehmen an! Nach uns die Sintflut — wir haben ja unser Konto bei der National City Bank of New York!

Fast furchtbarer noch als an den Wäldern hat sich Amerika an den Prärien vergangen, jenen grenzenlosen, bald tischflachen, bald sanft gewellten — als sei ein silbergrünes Meer erstarrt — in die tiefen Horizonte fortwogenden Grasfluren, die sich vom mexikanischen Golf in Texas bis hoch nach Kanada hinauf, nach Manitoba, Saskatchewan und Alberta hindehnen. Dies Amerika von heute kann den Ruhm für sich buchen, daß, so lange die Welt steht, noch nie und nirgendwo so gewaltige, fruchtbare Ländereien wie hier für alle Zeiten vernichtet und in dürre, wertlose Wüsten verwandelt wurden. Amerika, so stolz auf seine Rekorde, schlug hier den grausigsten aller Rekorde.

Die dichte Grasnarbe wurde zerfurcht und Weizen hineingesät, immer wieder Weizen, zwanzig Jahre lang, dreißig, ohne je dem Boden etwas zurückzuerstatten. Man betrieb die Landwirtschaft wie ein Bergwerk. Wenig Arbeit, wenig Kosten, viel Profit hieß die Parole. Aber wenn Bergwerke leer geschürft sind, macht sie niemand wieder voll. So war es auch hier: Nach zwanzig, dreißig Jahren war dem Boden auch das letzte Quentchen der Fruchtbarkeit abgepreßt, die von Jahrtausenden darin aufgehäuft war. Dann ließ man ihn liegen, verarmt, geschändet, zerstört, und zog weiter auf den nächsten Platz.

Regenarme Jahre kamen, wie sie früher von der Prärie leicht überstanden worden waren. Nun aber war die feste, dichte Grasnarbe dahin, die zuvor den Boden vor den saugenden, dörrenden Steppenwinden geschützt hatte. Denn nicht einmal die bescheidensten Gräser kamen noch auf dem ausgelaugten Grunde fort. Er zerkrümelte unter Sonne und Wind, Kälte und Hitze. Was die Frühlingsregen nicht fortspülten, das blies der ewige Wind zu ungeheuren Staubwolken auf, die zweitausend Kilometer weit ostwärts über den ganzen Kontinent wanderten, noch im Staate New Jersey Eisenbahnstrecken so tief verwehten, daß Züge im Sande steckenblieben. Erst über dem Atlantik sanken die Wolken nieder. Es war die Fruchtbarkeit der Prärien, die da unter grauschwarzen Sturm- und Elendsfahnen ins Meer wehte.

Was kümmerte es die New-Yorker; sie gingen ins Kino und sahen sich den Film „Covered Waggon“ an, der von der Heldenzeit ihrer Vorväter — nein, nicht ihrer Vorväter — erzählt, die unter unsäglichen Mühen dem weißen Mann die Prärien eroberten und die meinten, sie hätten das Gelobte Land gefunden, wo für fleißige Menschen Milch und Honig flossen. Nun flog dies Gelobte Land in atembeklemmenden Sandschwaden davon. Ein für allemal! Unwiederbringlich! Es war aus und vorbei damit. Es gibt keine Prärien mehr. Was kümmerte es die New-Yorker! Es gab ohnehin mehr Weizen auf der Welt, als sich auch zu selbstmörderischen Preisen verkaufen ließ.

Seit fünfzehn Jahren habe ich Nordamerika immer wieder befahren, unermüdlich von tiefer, fast schwärmerischer Zuneigung zu diesem unendlichen, unerschöpflichen Lande erfüllt. Ich kenne die Prärien noch, als sie in den Erntemonaten goldene Weizenfelder trugen, goldene, wallende, im Winde knisternde Fluren, nach Brot duftend, reich, den Atem enge machend mit ihrer rotgoldfarbenen Pracht. Ach, damals wußte ich nicht, daß diese verschwenderische Fülle nur ein letztes Aufschäumen der verblutenden Steppenerde bedeutete. Wo damals die Erde in einen goldenen Mantel gehüllt schien — ist es wirklich erst fünfzehn, ja nur zwölf Jahre her? — fand ich später die Straßen nicht wieder, die zu den Farmen geführt hatten, als ich dort noch arbeitete, reichlich verdiente und mir Freunde erwarb. Die Farmen selbst fand ich nicht mehr. Wanderdünen hatten sie verschluckt.

Staub hatte Straßen und Straßengräben tief unter sich begraben, und mitten im Sommer gingen die Schneepflüge über sie hin, damit man sie wieder befahren konnte. Aber sie pflügten Sand und keinen Schnee. Hier und da ragten ein paar zerrissene Stacheldrahtzäune aus den Staubwehen.

Anderswo war der Boden bis auf den harten, kiesigen Grund abgetragen. Selbst die bedürfnislosen Erdeichhörnchen, die drolligen Gophers, mochten in dieser trostlosen Öde nicht mehr leben. Bin ich nicht in North-Dakota in Sandstürme geraten, die mich stundenlang auf denselben Straßenfleck bannten? Denn man konnte in dem jagenden, prasselnden Nichts, aus dem grober Kies gegen die Scheiben trommelte, nicht mehr die Kühlernase erkennen — und das mitten am Tage. Nur Heuschrecken schienen sich noch in dem toten Lande heimisch zu fühlen, ihnen genügte vielleicht der harte, strohige

Trockenbusch, der sich hier und da angesiedelt hatte, weiß der Himmel woher.

Heuschrecken in so ungeheurer Zahl, daß sie, oder was von ihnen dabei übrigblieb, nach einer halben Stunde die Lamellen des Kühlers so völlig verstopften, daß das Wasser darin zu kochen anfing. Man mußte sich ein Stück Drahtgaze vor die Wagenstirn spannen; Heuschrecken, so dicht ins fahrende Auto prellend, daß nach einer halben Stunde die Windschutzscheibe von grünem Schleim verklebt war, daß der Lack an den vorderen Kotflügeln und am Vorderteil der Motorhaube erneuert werden mußte. Denn aberhundert aufschlagende Heuschrecken hatten ihn bis aufs Metall abgewetzt und mit ihren scharfen verspritzenden Körpersäften aufgelöst — man mag es nun glauben oder nicht.

Und das geschah mir in Landstrichen, wo ich selbst noch wenige Jahre zuvor in schwankenden, hochgetürmten Fuhren die Erntewagen voll Weizen zur Dreschmaschine gefahren hatte, wo ich lange geschwankt und mit mir gekämpft hatte, ob ich mir nicht selbst eine Farm erstehen sollte, um an dem goldenen Segen teilzuhaben. Ich erlebte die größte Erschütterung meines Lebens (soweit sie von der Außenwelt auf mich eindrangen), als ich nach wenigen Jahren dies Land so grauenvoll verwandelt und zerstört wiedersah. Wüste breitete sich aus, wo in jüngster Vergangenheit das Korn, das süße Weizenbrot gewachsen war.

Kann man nun verstehen, daß der Haß in mir zu wuchern begann — gegen ein System, gegen einen Geist, der solche Gewalttat, solch ein Verbrechen an der großen Erdmutter zuließ? Und es sind nur amerikanische Zahlen, die ich sprechen lasse, wenn ich angebe, daß bereits ein Gebiet von der doppelten Größe Frankreichs (weit über eine Million Quadratkilometer!) zur Wüste geworden ist oder mit grausiger Zwangsläufigkeit in allernächster Zeit werden wird. Können denn wir uns in unserem alten, engen, gepflegten Europa, in dem jedes Winkelchen Erde Frucht trägt seit Jahrhunderten — und seien es nur ein paar Krautköpfe oder auch ein paar Blumen — können wir uns auch nur in den wildesten Träumen träumen lassen, daß im Handumdrehen, fast von heute auf morgen, innerhalb von ein paar Jahren, sich die blühenden Gefilde Frankreichs und Deutschlands in wüste Trockensteppen verwandeln, in denen nur noch die Heuschrecken hausen, über die himmelhohe, erstickende Staubstürme

rasen? Nein, wir können es nicht! Und doch ist es in unserer Gegenwart im amerikanischen Westen geschehen!

Und die Amerikaner interessieren sich kaum dafür. Sie fragen sich nicht, was nach ihnen kommt. Sowohl das Ausmaß der Katastrophe, ihre unheimliche Vehemenz, als auch die fast vollkommene Stumpfheit und Unfähigkeit der Miterlebenden und Verantwortlichen sind in der ganzen Geschichte der Menschheit wahrscheinlich ohne Vorgang und ohne Beispiel. Als ich dies ganz begriffen hatte, sagte ich mir zum erstenmal: Dies Land hat kein Herz!

Was haben sie aus Amerika gemacht! Die großen Städte fressen sich ins Land hinein wie Aussatz. Nie werde ich vergessen, wie ich zum erstenmal an einem frühen Morgen — ich war am Abend zuvor in Frankfort, der Hauptstadt von Kentucky, abgefahren — mich Chicago näherte. Stunde um Stunde fuhr ich zwischen Abraumhalden, Bergen von Unrat, stinkenden, fauligen Schlammlöchern dahin. Verrottete Buden zwischen rostigen Autoleichen, rostiges Wellblech und Myriaden von Konservenbüchsen und schmutzigen Kisten in allen Stadien der Verwesung, dann immer mehr Häuser und Baracken in allen Stadien der Verschmutzung, des Verfalls, der Verlotterung, und dann, endlich, Michigan-Avenue, der Loop- und Lincoln-Park.

Aber wenige Blocks hinter der imposanten Wolkenkratzervorderfront fing die graue, stumpfsinnige Häßlichkeit wieder an, endlos, nicht abreißend; ich mußte noch oft durch Chicago fahren, einen halben Tag braucht man dazu, wenn man etwa von Detroit kommt und nach Milwaukee will, und in Los Angeles ist es nicht viel anders und in Seattle oder Pittsburg nicht besser. Dieses zermalmende Übermaß von Häßlichkeit und Schmutz, wie man es jenseits der sehr begrenzten Repräsentations- und wohlhabenden Viertel findet, verrät mehr als nur Armut und Not; es verrät eine Dürre und Stumpfheit des Herzens, die auf der Welt ihresgleichen sucht. Man komme nicht mit dem Einwand, daß es sich um ein noch junges und unausgeglichenes Land handele. Ist nicht Neuseeland viel jünger und zeigt doch keinen dieser Schäden? Man hat dort die Maoris bekämpft und unterworfen, aber man hat sie nicht vernichtet. Australien allerdings zeigt Amerika verwandte Züge.

*

Wenn man wenigstens mit gutem Gewissen behaupten könnte, daß die Menschen Amerikas freier, besser, glücklicher geworden seien, mag auch das Land einen hohen Preis dafür bezahlt haben! Aber wir Europäer, die wir noch immer so gern vom „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" träumen (das es schon lange nicht mehr gibt), wir wissen ja gar nicht, wieviel echte menschliche Freiheit jeder Franzose, Deutsche oder Italiener besitzt, eine Art von Freiheit, die für den Amerikaner ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, so unbegreiflich ist sie im Grunde seinen mechanisierten, normierten Vorstellungen.

Zu Zeiten der Pioniere, als das Land noch nicht vom östlichen bis zum westlichen Ozean vor seinen Küsten erfüllt war, hat es einmal eine großartige und noch im Nachklang uns Menschen einer engeren Welt berauschende Unabhängigkeit und Freizügigkeit gegeben. Dies Amerika der Trapper und Pioniere, der Indianer und der Goldgräber erschien uns wie der verkörperte Inbegriff unserer jugendlichen Träume, der ewigen Träume der Menschen alter, enger, vorgeformter Welten. Von diesem Traume zehrt bis zum heutigen Tage die naive Amerikabegeisterung, die in allen europäischen Völkern immer noch von vielen sorglich genährt wird, als gälte es, eine liebgewordene, trauliche Flamme vor der Zugluft der rauhen Wirklichkeit zu bewahren. Von nichts trennt man sich schwerer als von geliebten Illusionen.

Die Sehnsucht nach dem ungebundenen Leben, dem weiten, hellen Raum eines unberührten Landes, die zum Leben eines jeden echten jungen Mannes aus dem Abendlande gehört — und ich behaupte, daß der kein richtiger Europäer und insbesondere kein richtiger Deutscher ist, der nicht irgendwann in seinen jungen Jahren in sich den unbändigen Drang verspürte, in die weite Welt hinauszufahren — diese Sehnsucht ist es, die unsere Vorväter übers Meer trieb und die in uns allen noch rumort, wenn wir von Amerika als dem Gelobten Lande der Freiheit schwärmen.

Aber in unseren Herzen hat sich dies Amerika des freien Schweifens und des urtümlichen, männlichen Kampfes mit einer großen, wilden Natur viel länger erhalten als in der tatsächlichen Wirklichkeit jenseits des Atlantik. Mit dem Vordringen der großen Kapitalmächte setzte der Umschwung, der ruchlose Verrat an den wahrhaft unbegrenzten Möglichkeiten ein. Im Bürgerkrieg der Nord- gegen die Südstaaten hatte das Geld über die Persönlichkeit gesiegt. Der Norden

machte schonungslos damit Ernst, dem Süden seinen wirtschaftlichen Willen aufzuzwingen, wobei die Sklavereifrage den erwünschten Vorwand abgab. Der freie Wille, die freie Entschlußfähigkeit der Südstaaten sollten mit Füßen getreten werden und wurden es. Damit wurde der Grundgedanke des amerikanischen Lebens alten Stils ein für allemal vernichtet.

Damals schon nahm die amerikanische Freiheit ein schmähliches Ende. Und sicherlich beruht der überwältigende Erfolg von Romanen wie „Antonio Adverso“ oder „Vom Winde verweht“ im innersten Grund darauf, daß diese Bücher den schablonierten und propagandagegängelten Amerikanern von heute dies ihr verratenes Amerika vor dem Sündenfall zeigen. Denn was im Sezessionskrieg vom Winde verweht worden ist, war das alte Amerika, das die Menschen noch nach ihrer menschlichen Würde und ihrem lebendigen Wert und nicht nach ihrem Vermögen oder Bankkonto einschätzte. Vielleicht liegt eine geheime Bedeutung in der Tatsache, eine versteckte Rache der Geschichte, daß der persönlich makellose und bewunderungswürdige Präsident des Sezessionskrieges, Lincoln, unmittelbar nach errungenem Siege der möderischen Kugel eines Wirrkopfs zum Opfer fiel. Vielleicht auch wollten die Götter diesen von hohen Idealen geleiteten Mann, der den wohl blutigsten Krieg des vorigen Jahrhunderts hatte führen müssen, davor bewahren, die Folgen mitansehen zu müssen, die dieser Krieg heraufbeschwor. Die Quantität hatte über die Qualität gesiegt, das Kapital über den Geist.

Ich glaube nicht, daß man sich den Unterschied zwischen dem Amerika vor und dem nach dem Sezessionskrieg tief und grundsätzlich genug vorzustellen vermag. Der ganzen amerikanischen Nation war mit rücksichtsloser Brutalität eingeprägt worden, daß die wirtschafts- und finanzpolitischen Interessen des Nordens und damit das Geld überhaupt den Wünschen und Idealen aller anderen Gruppen, sie mochten noch so sehr im Zeichen der Freiheit und Unabhängigkeit stehen, vorgesetzt war, daß „das Kapital“ als oberster aller Werte anerkannt werden mußte. Die ritterlichen Soldatentugenden des Südens, der Glanz eines verfeinerten, wenn auch keineswegs überfeinerten Lebensstils hatte sich gegen das lastende Übergewicht der in Profiten rechnenden Mächte nicht durchsetzen lassen.

So wurde zwar der Handel mit schwarzen Sklaven in den Südstaaten unterbunden (mit der Zeit trat ein viel bösartigeres System

der Pachtknechtschaft, der „Peonage“, an seine Stelle, worüber noch zu sprechen sein wird), dafür aber setzte im Norden, in den wild aufwuchernden Industriegebieten, die Einfuhr von weißen Sklaven ein — anders kann man es kaum nennen. In den letzten beiden Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts begann die herdenweise Einfuhr von ungebildeten, großenteils analphabetischen Menschen aus dem europäischen Osten, Südosten und Süden und aus den kleinasiatischen Ländern bis nach Syrien hinunter. Diese unkundigen, mittellosen Leute, die mit zum Teil schwindelhaften Kontrakten aus ihren Heimatländern fortgelockt und in großen Massentransporten nach Pittsburgh, Cleveland, Buffalo und Cincinnati verfrachtet wurden, wo sie dann in Fabriken und Bergwerken hinter hohen Zäunen und Stacheldraht ihre Überfahrt, Ausrüstung und was sonst noch alles „abarbeiten“ mußten, waren nichts anderes als erbarmungswürdige Unfreie, mit denen die anspruchsvolleren einheimischen amerikanischen Arbeiter an die Wand konkurriert werden sollten. Es geschah an diesen das gleiche, was zuvor auf anderer Ebene an den feudalistisch denkenden Südstaaten geschehen war. Sollte dort ein freies Herrentum aristokratischen Gepräges getroffen werden, so richtete sich der Angriff der Geldmächte jetzt gegen den freien Handwerker und standesbewußten kleinen Gewerbetreibenden und Arbeiter. Und wieder siegte das Kapital auf der ganzen Linie. Keine Beecher-Stowe erhob sich, um in einem neuen sentimentalen und tantenhaft verlogenen Roman wie „Onkel Toms Hütte“ die Aufmerksamkeit der Mitwelt auf das Elend der weißen Kontraktarbeiter in den Fabriken und Bergwerken zu lenken oder um sie darüber aufzuklären, daß der freie, stolze amerikanische Arbeiter im Begriff stand, vor die Hunde zu gehen.

Bis dahin war die Bevölkerung der Vereinigten Staaten annähernd vollständig nordischer Abstammung gewesen. Der Bedarf der fiebrig ins Kraut schießenden amerikanischen Industrie an billigen, willenlosen, möglichst der englischen Sprache nicht mächtigen Arbeitskräften führte zu jener Überflutung Amerikas mit slawischen, jüdischen, überall zusammengelesenen Menschenmassen, die sich als nur ganz oberflächlich assimilierbar erwiesen, von primitivsten Masseninstinkten geleitet wurden und das Bevölkerungsbild Amerikas, das schon durch die Neger schwer belastet war, hoffnungslos verwirrten.

Hatte zuvor durchaus die Aussicht bestanden, daß die Engländer, Deutschen, Schotten, Skandinavier und Franzosen einmal zu einem

amerikanischen „Volk" zusammenwachsen würden, so mußte man diese Hoffnung schon vor dem ersten Weltkrieg begraben. Das menschliche Treibholz, das für die Zwecke des Kapitals aus aller Herren Ländern millionenweise vor allem im amerikanischen Osten zusammengekehrt wurde, verschlammte und verstopfte alle Ansätze einer echten Volkwerdung. Nicht etwa ein „rassebesessener" Deutscher, sondern ein hochangesehener amerikanischer Gelehrter, der Soziologe Madison Grant, war es, der schon 1908 vom „Untergang der großen Rasse" sprach — und damit meinte er die nordische in den Vereinigten Staaten.

Nun wandelte sich, was bislang Inbegriff des amerikanischen Lebens gewesen war: die wirtschaftliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit des einzelnen. Sie schwand schnell dahin; sie verflüchtigte sich leise und fast unbemerkt, aber mit unheimlicher Geschwindigkeit. Während man innerhalb und außerhalb Amerikas noch immer die Fabel von dem Marschallstab des wirtschaftlichen Erfolges, den jeder werdende Amerikaner im Tornister trüge, kolportierte, wurde aus einer Nation selbstverantwortlicher Handwerker, Kaufleute und Gewerbetreibender eine bloße Masse abhängiger Lohn- und Gehaltsempfänger, die aber nicht die Vorteile und den Schutz genossen, wie sie in alten Ländern mit natürlichem Gemeingefühl selbstverständlich oder allmählich erkämpft worden waren, denn die Fiktion der völligen Freizügigkeit und der Abwesenheit obrigkeitlicher Reglements wurde eifersüchtig aufrechterhalten, und die betroffenen „Arbeitnehmer" merkten nicht einmal, daß sie dabei die Zeche bezahlen mußten.

Der Weltkrieg befestigte die Macht des hinter den Kulissen allein Amerika regierenden Kapitals endgültig. Es sind nicht deutsche, sondern Untersuchungen des amerikanischen Senats und angesehener amerikanischer Gelehrter und Publizisten gewesen, die besagen, daß es die Morgangruppe war, die an erster Stelle für den Eintritt Amerikas in den ersten Weltkrieg verantwortlich gewesen ist und daß es seither etwa sechzig bis hundert, der Öffentlichkeit nur selten sichtbare, miteinander eng versippte und verfilzte Familien sind, welche die Kommandohöhen der amerikanischen Wirtschaft und Politik beherrschen.

Nach dem ersten Weltkrieg wurde schließlich der dritte und letzte große Stand des amerikanischen Volkes alten Stils aus dem Sattel gehoben und langsam zu menschlichem Schrott zermahlen, wie vordem die Aristokratie des Südens und das mittlere und kleine selb-

ständige Bürgertum: die Farmer. Zunächst schien die Farmerei einen geradezu unwahrscheinlichen Aufstieg zu nehmen, erreichten doch vor 1929 zuweilen die Weizenpreise eine Höhe, welche die Gestehungskosten um mehr als das Anderthalbfache übertraf. Aber diese Übersteigerung trug den Keim des Verfalls bereits in sich, beruhte sie doch, wie in anderem Zusammenhange bereits erörtert, auf der erbarmungslosen Ausplünderung der Fruchtbarkeit des Bodens. Der Zusammenbruch der Agrarpreise beschwor unbeschreibliches Elend für die Farmerbevölkerung herauf. Den Gewinn heimste auch hier das Kapital ein, sei es, daß es die Preise an der Börse manipulierte und kräftige Spekulationsgewinne einstrich, sei es, daß es die Farmen für billiges Geld in Massen erwarb.

Der Stand der Kleinfarmer ist bereits von Haus und Hof verjagt und zu besitzlosem, landstreichendem Proletariat herabgesunken; auch die mittelgroßen selbständigen Farmbetriebe sind in dauerndem Rückgang. Dagegen wächst die Zahl der abhängigen Pächter, besonders aber der Umfang der kapitalisierten und mechanisierten Riesenfarmen, auf denen jede Beziehung des einzelnen zur Erde aufgehoben und durch ein bloßes Lohnverhältnis abgelöst ist. In der Praxis haben sich all diese Entwicklungen natürlich gegenseitig durchdrungen, halten noch an, haben sich in manchen Landesteilen schärfer, in anderen schwächer durchgesetzt, lassen sich aber im ganzen doch theoretisch so einordnen, wie dies hier skizziert wurde.

Wenn man also europäische Begriffe auf amerikanische Verhältnisse übertragen will, so haben dort in wenigen Jahrzehnten die anonymen, wurzellosen Mächte des Kapitals nacheinander einen freien Adel, ein freies, selbständiges Bürgertum und einen freien Bauernstand zerrieben und vernichtet. Und damit die menschliche Freiheit selbst, wenn man dies so leicht und so oft mißbrauchte Wort überhaupt anwenden will. In anderem Stile ging hier dasselbe vor sich, was auch im Bolschewismus mit ebenso eiskalter Menschenverachtung durchgespielt wurde.

Was hat dies Amerika, das nach dem Sezessionskrieg ins Licht der Geschichte trat, mit seinen Menschen gemacht, Menschen, die gekommen waren, ihm ihre beste Kraft zu spenden? Dies Amerika, groß, weit, zaubervoll schön, fruchtbar, reich an vielen Schätzen der Erde wie nur wenige andere Länder! Wer will das Elend, den Schmutz, den Hunger, mit einem Wort: die Entmenschung der Menschen, be-

schreiben, die die Kehrichtkästen der großen Hotels in Chicago nach Eßbarem durchstöbern, die in den „Dschungeln“, den Buden-, Kisten- und Blechkarosseriestädten am Rande von Saint Louis oder Saint Paul hausen, die in niemals abreißenden, nach Millionen zählenden Kolonnen mit jämmerlichem Sack und Pack, mit Weib und Kind halbverhungert auf den Landstraßen ins Nirgendwo unterwegs sind!

Fünf Millionen Jugendliche werden gezählt, die nun in ihrem fünfundzwanzigsten Jahr stehen und noch nie eine Stunde Arbeit gehabt haben. Ich habe zerlumpte Farmer aus den Prärieprovinzen auf den Großfarmen für Erbsen und Mohrrüben in Kalifornien sich untereinander blutigschlagen gesehen, da sie sich nicht darüber einigen konnten, wer die wenigen Posten, im Akkord zu pflücken, erhalten sollte. Ich habe Arbeitslose, die in San Franzisco Stunden um Stunden um einen Teller Suppe von der Heilsarmee Schlange standen, vor Schwäche und Erschöpfung umsinken sehen — und gleich rückte die Reihe um einen vor; der da schlappgemacht hatte, den ließ man liegen! Ich habe in Detroit und Chicago wohlhabende Bürger gekannt, die nicht einmal etwas davon ahnten, daß drei, vier Blocks hinter ihren warmen, schönen Wohnhäusern ganze Familien Arbeitsloser verhungerten und verkamen; sie wollten es nicht glauben. Ich wettete mit ihnen auf eine Flasche Champagner, daß ich sie in höchstens fünf Minuten hinfahren könnte; anders war ihnen die Sache nicht schmackhaft zu machen. Sie verloren die Wette; aber der unleugbare Tatbestand interessierte sie gar nicht. „Wir haben die Arbeitslosen nicht daran verhindert, ebenfalls Millionär zu werden“, sagten sie. „Sind wir dafür verantwortlich, daß sie es nicht geschafft haben?“ So sprachen sie, dachten sie, reagierten so völlig anders als ich Europäer, als wären es Wesen von einem anderen, fremden, kalten Stern.

Ich habe gesehen, wie in Los Angeles die Polizei Streikende, in Detroit Hungernde mit Knüppeln und Pistolen auseinanderjagte, daß der Platz übersät war mit blutenden, bewußtlosen Menschen, die mit sonderbar verrenkten Gliedern stöhnend oder schon unheimlich still das Pflaster deckten. Ich habe Pyjama-Parties in Los Angeles und Petting-Parties in Cleveland miterlebt, die nichts anderes waren als eine einzige große Schweinerei auf Gegenseitigkeit. Ich habe bei einstmals wohlhabenden Farmern in verwehten, versandeten Farmhäusern gesessen, die mit einem Almosen von fünf Dollar im Monat eine vielköpfige Familie ernähren sollten; ihre Kinder gingen in Fetzen und

sie selbst und ihre Frauen barfuß mitten im Winter, und der ist auch in Oklahoma kalt genug.

Vermögen wir in unserm alten, verlästerten und doch so liebenswerten Europa überhaupt zu begreifen, wie die repräsentativste, nobelste Zeitschrift eines reichen, großen Landes über ihre Arbeitslosen die folgenden furchtbaren, in ihrer gräßlichen Nüchternheit geradezu gespenstischen Sätze schreiben konnte:

„Die Wirtschaft der Vereinigten Staaten hat gezeigt, daß sie vorzügliche Profite zu erzielen imstande ist, ohne diese zehn Millionen (Arbeitslosen) zu beschäftigen. Die Tatsache besteht, daß sie überflüssig sind. Die Tatsache besteht, daß wirtschaftlich kein Grund zu nennen ist, warum sie überhaupt am Leben sind!"

Auch in Europa ist einmal von dem großen Hasser Clemenceau das entsetzliche Wort von den „zwanzig Millionen Deutschen zuviel" gesprochen worden. Aber das war der Haß eines ganzen Lebens, der sich in diesem Ausspruch zusammenballte, und er wurde nach einem blutigen Kriege getan, der über vier Jahre gedauert, Millionen Tote und Frankreich beinahe das Leben gekostet hatte.

In Amerika aber wurden jene Sätze in einer vornehmen, sehr gepflegten Zeitschrift mitten im Frieden von den eigenen Volksgenossen gesagt. Zehn Millionen zuviel, das bedeutet mit den Angehörigen und Familien ein Drittel des amerikanischen Volkes. Wir brauchen dies Drittel nicht, sagt der kluge, belesene, wohlerzogene Autor dieses Aufsatzes; wir verdienen unser Geld auch so! (Das Zitat steht im Februarheft Jahrgang 1940 der Zeitschrift „Fortune", New York, auf Seite 94.)

Ach, ich habe gute Freunde, fleißige, tüchtige Farmer, in den zehn Jahren von 1927 bis 1936 zu Erpressern und Betrügern, ihre Söhne zu Dieben und Landstreichern, ihre Töchter zu Huren herabsinken sehen. Ach, ich habe, um es alles in einem kurzen Satz zu sagen: Ich habe Amerika hassen gelernt!

*

Und diese Leute, geführt von einer gewissenlosen Clique Größenwahnsinniger in Washington und New York, die von Europa keinen Schimmer haben und sich nicht einmal über die wahren Zustände in ihrem eigenen Lande bekümmern, die reden und schreiben nun davon, daß das „amerikanische Jahrhundert" anbräche und die Welt mit den

Segnungen der amerikanischen Kultur, als da sind: amerikanischer Jazz, Hollywoodfilme, amerikanische Maschinen und Patentprodukte, amerikanische Redensarten (Slang), beglückt werden müßte.

Es ist hohe Zeit, daß wir in Europa uns endlich darüber klarwerden, daß jene romantische Vorstellung von Amerika, die uns so lieb gewordene, nur noch ein Hirngespinst ist, hinter dem sich eine teils bedauernswerte, teils scheußliche und abschreckende Wahrheit verbirgt. Und jeder, der Amerika kennt und die Gefahr sieht, die für alle Völker alter Kultur hereinbräche, wenn das „amerikanische Jahrhundert" Wirklichkeit würde, sollte sich bemühen, Amerika so zu schildern, wie es wirklich ist, hinter seine Kulissen leuchten und nicht immer nur von den imposanten und eindrucksvollen Vorderfronten berichten, sondern auch von seinen schäbigen Hinterfronten.

*

Nun wird vielleicht mancher Leser, der frühere Bücher von mir kennt (dies ist mein viertes Amerika-Buch), die Frage erheben: „Warum kommt er erst jetzt mit diesen Sachen heraus, warum hat er dies nicht schon früher zu sagen gewußt?" Der Vorwurf trifft mich nicht. Ich habe es nämlich gesagt! Und zwar in meinem 1932 erschienenen Buche „Amerika, Untergang am Überfluß". Dieses Buch, das ich damals mit einem, wie ich wohl sagen darf, leidenschaftlichen Willen, die Tatsachen sprechen zu lassen, geschrieben habe, erreichte nur eine Auflage von etwa zehntausend Exemplaren. Es wurde nicht geglaubt, es war „unzeitgemäß". Auch hatten wir wohl selbst zu viele bittere Probleme zu lösen, als daß wir uns für die anderer Länder so gründlich bemühen konnten. So blieb dem Buch damals das Aufsehen versagt, das ich mir von ihm versprochen hatte.

Doch wenn ich heute die Seiten jenes Buches (das am 15. Mai 1932 abgeschlossen wurde, also lange vor Roosevelt!) durchblättere, so brauche ich mich meiner damaligen Arbeit nicht zu schämen. Ich hatte die entscheidenden Dinge richtig gesehen. Schrieb ich doch schon damals:

„Als ich nach Amerika fuhr, war mein Glaube an den Mythos Amerika noch unerschüttert. Schon als die Reise noch nicht zur Hälfte beendet war, wußte ich, daß jenes in europäischen Köpfen spukende mythische Amerika niemals real existiert hat."

An anderer Stelle heißt es:

„Vergleicht man die Entwicklung der (amerikanischen) Produktion mit der Entwicklung des (amerikanischen) Reallohnes, so ergeben sich auffällige Diskrepanzen, in denen vielleicht die tiefsten Gründe für die gegenwärtige unheilschwangere (amerikanische) Krise zu suchen sind. Schon lange vor dem (Welt-) Kriege setzt der Prozeß des immer weiteren Zurückbleibens der (amerikanischen) Kaufkraft hinter der Güterproduktion ein. Von diesen Gedankengängen aus erscheint der (erste Welt-) Krieg als ein letzter verzweifelter Versuch, den eisernen Zwang der hier angedeuteten Entwicklung durch gewaltsame Zerstörung der zu reichlich produzierten Güter zu brechen. Ohne den Weltkrieg hätten wir die gegenwärtige fundamentale Krise des weltwirtschaftlichen Systems schon zehn oder fünfzehn Jahre früher erlebt; ein zweiter Weltkrieg würde den Ablauf der gegenwärtigen Krise wiederum um eine ebenso lange Zeit verzögern können."

Wir Deutschen haben uns seit 1933 mit gänzlich neuen Mitteln aus der Krise herausgehauen. Das ist das unsterbliche Verdienst des Nationalsozialismus. Die Demokratien versagten. Folgerichtig und wie vorausgesagt, flüchtete sich Roosevelt, nachdem die friedlichen Methoden seines New Deal völlig versagt hatten und die Krise permanent geworden war, in den zweiten Weltkrieg. Nur ein solcher versprach dem amerikanischen Kapitalismus noch eine Chance; die Aussicht lockte, die phantastischen Profite des ersten Weltkrieges zu wiederholen.

Was in der Zeitschrift „Fortune", wie oben erwähnt, über die zehn Millionen Arbeitslosen zuviel im Februar 1940 geschrieben wurde, das drückte ich 1932 wie folgt aus:

„In den USA. ist in einem viel höheren Maß als in Europa jeder das wert, was er leistet, soweit sich diese Leistung in Geldeswert ausdrücken läßt. Die Arbeitslosen sind nichts wert, da sie nichts leisten; aus dieser Anschauung ergibt sich folgerichtig, daß man eine Pflicht, sie zu unterhalten, nicht anerkennt, daß man ihnen nur Almosen zubilligt ..."

Ich könnte die Bestätigungen häufen und der Genugtuung, daß ich damals die Entwicklung und das Wesen des modernen Amerikanismus richtig durchschaut habe, die Zügel schießen lassen. Die Schriftsteller neigen ja nur allzu gern zu solchen Eitelkeiten. Aber außer mir würde das wohl jedermann langweilen.

So will ich lieber aus meiner heutigen, wesentlich weiteren Erfahrung und Kenntnis einen zweiten Band zu jenem schon mehr oder weniger verschollenen Buche von damals schreiben. Doch werde ich mich hüten, es wieder mit soviel wissenschaftlichem und statistischem Ballast zu beschweren wie in jenen Jahren, als ich mir noch selbst damit imponieren konnte.

Wenn mir glückt, was mir vorschwebt, so soll es eine Reise durch die Dickichte und Wüsteneien, über die Hintertreppen und an die Ränder der großen Städte, über die Landstraßen, die Güterbahnhöfe und durch die „flop-houses", die Stacheldrähte und die Einhundertsechsundzwanzigsten und Einhundertsiebenunddreißigsten Straßen werden.

Über die Wolkenkratzer, Hollywood und die Fünfte Avenue ist ohnehin schon genug geschrieben worden.

II

AN EINER KLEINEN UNIVERSITÄT

Der junge Professor Barrington hatte eine Deutsche zur Frau. Sie hieß Maria und stammte aus Heidelberg. Er hatte sie kennen und lieben gelernt, als er in den Jahren 1923 bis 1926 in Heidelberg und Berlin deutsche Literatur- und Kunstgeschichte studierte. In Berlin hatte er dann, der schon den Doktorgrad der großen Stanford-Universität in Kalifornien besaß, mit einer Arbeit über Adelbert v. Chamisso auch noch den deutschen Dr. phil. gemacht.

Es war eine Studentenehe gewesen, und sie war im Gegensatz zu den meisten dieser Art und dieser Zeit aufs vollkommenste geglückt. Denn Barrington, der aus einer verarmten, wenn auch noch nicht völlig mittellosen Pflanzerfamilie aus Louisiana stammte, war ein ruhiger, vornehmer Mensch, der zu Unbesonnenheiten nicht neigte. Er hatte sich schon früh zum akademischen Beruf entschlossen. Eine deutsche Erzieherin, die wohl mehr oder weniger Mutterstelle an ihm vertreten hatte (seine Mutter war früh verstorben), hatte ihm die Liebe zur deutschen Sprache und Geschichte eingepflanzt. So hatte er Deutsch als Hauptfach seiner Studien gewählt. Ein dem begabten und fleißigen Studenten gewährtes Stipendium ermöglichte ihm die Reise nach Deutschland, wo er gerade im Jahre der schlimmsten Inflation eintraf, als unser deutsches Schicksal fast am Brechen war. Er blieb zwei Semester in Berlin, ging dann zwei Semester nach Heidelberg, wo ihm seine spätere Frau als zufällige Nachbarin im Kollegsaal zum ersten Male begegnete, kehrte dann wieder nach Berlin zurück, holte sich das dunkle, sanfte und gleichzeitig heitere Heidelberger Mädchen als seine Frau nach Berlin nach, als er merkte, daß ohne sie das Dasein nicht mehr recht ins Gleichgewicht kommen wollte, und bestand schließlich im siebenten Semester sein Doktorexamen summa cum laude — und das will in Berlin schon etwas heißen.

Das Ziel seines Stipendiums war somit erreicht; seine Frau hatte mit Anstand, wenn auch nicht mehr recht bei der Sache, ihr Staats-

examen hinter sich gebracht. Sie war wie so viele damals mehr aus der Verlegenheit, was sie sonst anfangen sollte, aufs Studieren geraten als aus tieferer Neigung und viel zu sehr Frau, um nach ihrer Heirat nicht ihren Mann und die erhofften Kinder für hundertmal wichtiger zu halten als sämtliche wohlbestandenen Examina der Welt zusammengenommen; aber ihr Mann hatte darauf bestanden, daß sie ihr Studium korrekt zu Ende brächte; es gehörte zu seiner Art, dem andern nicht nur sein Recht zu lassen, sondern sogar darauf zu bestehen, daß er es wahrnähme.

Und wenn sie widerstrebte, pflegte er in seiner liebenswürdigen, aber bestimmten Art zu sagen: „Ich bin ein Southerner, Liebe, einer aus den Südstaaten. Wir haben es gern, wenn unsere Frauen klug sind und ihren Willen haben. Und außerdem kennst du Amerika nicht. Da muß jeder etwas wissen oder können, der oben bleiben will. Mir ist es lieber, sicher zu sein, daß du dir im Notfall selbst dein Brot verdienen oder hierher zurückkehren kannst!"

Wenn sie ihn dann erschreckt ansah und meinte: „Aber du wirst doch drüben Universitätslehrer werden, Georg! Es genügt mir völlig, wenn ich imstande bin, dir bei deiner Arbeit zur Hand zu gehen!", so antwortete er wohl: „Dabei denkst du an deutsche Universitäten und europäische Professoren. Bei uns ist der Professor ein Angestellter auf Zeit wie die allermeisten Leute sonst auch, und an vielen Universitäten ist die Fußballmannschaft wichtiger als der ganze Lehrkörper."

Warum das Football-Team, von dem er oft halb mit Respekt, halb mit Verachtung sprach, an einer Hochschule eine solche Rolle spielen konnte, begriff sie nicht. Aber die Frage beunruhigte sie auf eine ungewisse Weise. Sie war überhaupt nicht imstande, sich aus zumeist nur widerwillig gegebenen Erklärungen ihres Mannes ein klares Bild von amerikanischen Verhältnissen zu machen.

So gern Barrington noch geblieben wäre, er mußte an die Heimreise denken, denn eigene Geldmittel standen ihm nicht zur Verfügung, und sein Stipendium war abgelaufen. So brachen sie also ihre bescheidenen Zelte ab, die sie sich im alten Berliner Westen in zwei abgemieteten Zimmern mit dem Blick auf die Bäume des Tiergartens eingerichtet hatten. Wenn auch Maria sich natürlich von Anfang an darüber klar gewesen war, daß sie eines Tages ihrem Mann würde nach Amerika folgen müssen, wenn sie auch ihre Eltern schon begraben hatte und nur noch geringen menschlichen Anhang besaß, so liebte sie doch ihr

deutsches Land und insbesondere ihre schöne südliche Heimat viel zu sehr, als daß ihr der Abschied — trotz der belebenden Erwartung, die Fremde, die Ferne, das große Meer zu erleben — leicht gefallen wäre. Aber eines Tages war unvermeidlich die Stunde gekommen, in der ihr Schiff zum Hafen hinausglitt und die Küste Europas im Dunste des Abends hinter ihnen versank. Sie hatten beide am Heck des Schiffes gestanden und den langsam entschwindenden Lichtern nachgeschaut. Wie ein Nebel hatte es sich auf das Gemüt der Frau gelegt, als der Mann sich aufrichtete, um mit ihr die Kabine aufzusuchen, denn er merkte, daß sie zu frösteln begann, und dann mehr zu sich selbst als zu ihr murmelte:

„Wer weiß, ob wir noch einmal so glücklich sein werden, wie wir dort gewesen sind." —

Aber die trüben Ahnungen schienen sich keineswegs zu erfüllen. Sehr bald nach seiner Rückkehr schon erhielt er eine Stellung als Tutor — nach unseren Begriffen also etwa als Lektor oder Privatdozent an seiner alten Universität. Und schon im Jahre 1930 wurde ihm eine Professur für Deutsch an einer zwar kleinen und nicht besonders wohlhabenden, aber wegen ihrer wissenschaftlichen Leistungen im engeren Bereich des amerikanischen Nordwestens durchaus geachteten und anerkannten Universität angeboten. Er nahm natürlich mit Freuden an. War es auch noch nicht das, was die beiden sich erhofften, so bot sich ihm hier doch schon ein schönes Arbeitsfeld und vor allem eine wirtschaftlich besser als bisher gesicherte Existenz, die ihnen ein etwas breiteres und weniger rechnendes Leben gestatten würde.

Nun durften sie sich auch unbeschwerter ihrer kleinen Helena freuen, die inzwischen etwas zur unrechten Zeit einpassiert war, denn Maria hatte ohnehin all ihre Kunst und Geduld aufzuwenden, um ihren kärglichen Etat im Gleichgewicht zu halten.

Ein weiteres Glück bedeutete es, daß die kleine Hafenstadt im Staate Washington, in welcher die Universität beheimatet war, inmitten einer großartig wilden, herrlichen Landschaft lag. Von Nordwesten leuchteten die Gletscher des mächtigen Mount Olympus herüber, im Südwesten erhob der riesige Mount Rainier seinen strahlenden Gipfel in die Wolken. Und doch ist das Meer nicht weit; sein frischer Atem dringt überall ins Land, und das große Pulsen der Gezeiten ist überall an den Ufern der weit ins Land hineinreichenden Wasserarme

zu spüren. Die kleine Familie verlegte also ihren Wohnsitz gern von dem heißeren, staubigen Mittelkalifornien in den kühleren, feuchteren wälderduftenden Norden.

*

Im Herbst des Jahres darauf, im milde glühenden September, geschah es dann, daß ich die beiden kennenlernte. Und zwar auf eine echt amerikanische Weise. Ich war seit Monaten in Westkanada unterwegs gewesen und wollte an irgendeinem stillen Ort in den Bergen einen ganzen Haufen liegengebliebene Arbeit bewältigen. In der wirklich sehr entlegenen kleinen Siedlung Edgewood am Lower-Arrow-Lake blieb ich hängen.

Hier war die Eisenbahn weit. Nur eine halsbrecherische schmale Straße führte fünfzig Meilen weit über unendlich einsame Berge von Vernon hier herüber. Es war keine Durchgangsstraße; wenn man weiter wollte, mußte man den vorsintflutlichen Holzdampfer benutzen, der ein- oder zweimal in der Woche den an die hundertfünfzig Kilometer langen, fjordschmalen Arrow-Lake befuhr. Von einem alten Mann, der auf den sonderbaren Namen Bigham (das bedeutet „Großer Schinken") hörte und sich vielleicht deshalb in diese Einöde zurückgezogen hatte, mietete ich ein kleines Blockhaus am Seeufer, das der Alte gegen einen bescheidenen Preis an gelegentliche Angler oder Jäger abgab. Zwei weitere Hütten neben der meinen standen leer, womit ich sehr zufrieden war, denn ich hatte nicht die geringste Sehnsucht nach menschlicher Gesellschaft, hatte mehr als genug davon in den zuvor vergangenen Wochen überstehen müssen. Jeden strahlenden Morgen stürzte ich mich in die kristallenen Fluten des Sees. Ich weiß noch, welch unerschöpfliches Vergnügen es mir bereitete, tief unter Wasser zu schwimmen und jeden Stein, jeden Kiesel, jedes zierliche Gewächs und jeden flinken Fisch greifbar nahe und deutlich tief unter mir zu betrachten. Dann ging ich zum alten Mr. Bigham hinüber, bei dem die lockeren, braunen, heißen Pancakes, die Pfannkuchen, auf der heißen Herdplatte gebacken, schon warteten; ein ordentliches Stück Butter darauf und einen kräftigen Schuß Ahornsirup, einen Topf frische Milch dazu, die nach Waldkräutern duftete, ein Ei oder ein Stück Speck hintennach (mit dem Brot war wie überall in Amerika kein großer Staat zu machen), dann konnte man getrost und gestärkt an die Arbeit gehen. Ach, allein um der richtigen Urwaldpancakes und des

Ahornsaftes willen werde ich noch einmal nach Kanada reisen, wenn dieser Krieg mit Gottes Hilfe einmal überstanden ist!

Am Abend, bevor die Sonne mein Ufer ganz in Schatten tauchte, sprang ich gewöhnlich noch einmal ins Wasser und schwamm mich nach der langen Sitzerei des Tages gründlich aus. Gewöhnlich erwartete mich dann schon der Alte vor meiner Hütte, um mit mir zu plaudern, mir von seiner Vergangenheit zu erzählen, war er doch der erste Weiße gewesen, der sich vor vielen Jahrzehnten hier am einsamen Arrow für dauernd niedergelassen hatte; natürlich wollte er mich auch ausfragen, denn es erschien ihm völlig widernatürlich, daß ich weder angelte noch jagte, sondern nur immerfort las oder schrieb.

Er wurde offenbar nicht aus mir schlau: für einen Zeitungsmann und Reporter schien ich ihm ein zu beschauliches und weltabgewandtes Dasein zu führen; für einen Schriftsteller oder Dichter — solche Worte sprach er stets nur mit vorherigem sichtlich verlegenem Räuspern aus — sah ich ihm wohl nicht intelligent genug aus; dazu fuhr ich nur einen ganz gewöhnlichen Ford, Modell A.

Er hat sein Mißtrauen mir gegenüber, dem Fremdling aus einer anderen Welt, der trotzdem über eine ihn immer wieder überraschende genaue Lokalkenntnis verfügte, wohl nie ganz überwunden. Im übrigen aber verstanden wir uns ausgezeichnet, und es befriedigte ihn in Sonderheit, daß ich seinen einfachen männlichen Kochkünsten, die er sich in einem langen frauenlosen Dasein errungen hatte, soviel aufrichtiges Verständnis entgegenbrachte. Es hat mir auch selten etwas so gut geschmeckt wie seine Bohnen mit Speck, seine Eier mit Tomaten oder seine Kartoffeln mit Fisch und frischer Chicorée.

Allmählich näherte sich der September seinem Ende; die Abende wurden kühl, ein paarmal hatte ich schon ein prasselndes Feuer im Kamin entfacht. Bigham meinte, es gäbe einen trüben Winter, seine Bienen wollten gar nicht mehr recht tragen, sondern deckelten schon ihre Waben zu, und wenn er sich nicht sehr täuschte, hätte er schon die ersten Wildgänse von Norden her wandern gehört. Ich mußte an die Abfahrt denken, sonst gelangte ich nicht mehr vor ihnen über die Berge zur Küste.

Ich hatte längst vergessen, daß ich noch jemals Nachbarn erhalten könnte, als ich plötzlich an einem Nachmittag hinter meinem Hause, wo auch mein Auto stand, ein anderes halten hörte. Die Stimme des

Alten, eines anderen Mannes und einer Frau waren zu vernehmen; die Hütte nebenbei wurde aufgeschlossen, Gepäck hineingetragen; kein Zweifel war mehr möglich: ich hatte zu meinem Leidwesen für die letzten Tage am Arrow-Lake noch Nachbarn bekommen. Nun, da war nichts zu machen; ich gönnte dem Alten den Mehrverdienst. Und wenn die Neuzugezogenen mir nach der üblichen amerikanischen Manier mit Grammophongequäke und lautem Geschrei das Leben vergällten, dann zog ich in das abseits gelegene Haus des Alten hinüber; der machte keinen unnötigen Lärm mehr.

Aber dazu kam es nicht. Die beiden, die neben mir eingezogen waren, schienen ebensoviel Wert auf den Frieden und die süße Stille dieses traumhaften Herbstes zu legen wie ich selbst. Ich hörte sie kaum, und folglich — begannen sie mich zu interessieren. Aber sie schienen ganz mit sich allein zufrieden zu sein und auf meine Bekanntschaft keinen Wert zu legen, was mich leise kränkte. Am dritten Morgen aber — ich war schon auf dem Wege zum Frühstück gewesen und noch einmal zurückgekehrt, um etwas Vergessenes zu holen — höre ich die Frau auf der kleinen Veranda vor ihrem Hause singen. Und sie singt mit verhaltener, angenehmer Stimme:

„O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
So mannicher Soldat!"

Ich stehe ganz still, denn wohl nichts vermag dich in der Ferne so zu ergreifen, als wenn du ganz plötzlich und unvermutet ein Lied aus der Heimat hörst. Ein Mann tritt aus dem Nebenhaus und legt der Frau mit liebevoller Gebärde den Arm um die Schultern und spricht leise mit ihr. Und da fange ich in meinem Hause zu singen an:

„So mancher, so schöner,
So tapferer Soldat,
Der Vater und lieb Mutter
Böslich verlassen hat."

Die beiden waren herumgefahren und blickten zu meinem Hause herüber. Ich trat aus der Tür und lachte. Sie rief herüber: „Grüß Gott,

Landsmann!“ Ich gab zurück: „Grüß Gott! Die Welt ist kleiner als man denkt!“

So begann meine Freundschaft mit den Barringtons, und es war kein schlechter Anfang.

*

Aus irgendeinem, mir nicht mehr erinnerlichen Grunde hatte seine Hochschule ihre Pforten für vierzehn Tage schließen müssen — wenn ich nicht irre, handelte es sich um eine epidemisch auftretende Infektionskrankheit. Schon lange hatte seine Frau sich gewünscht, einmal einen längeren Ausflug in die kanadischen Berge zu machen. Und da sich das Wetter herrlich anließ und eine gute Tante bereit war, sich des Kindes anzunehmen, so hatten sie sich in ihr Auto gesetzt (auch nur ein Ford) und waren auf gut Glück nach Norden über die Grenze gefahren.

Und nirgendwo war es der Frau entlegen genug gewesen; hier endlich in Edgewood waren Berge, Wälder und Wasser so, wie sie sich die großen amerikanischen Einöden vorgestellt hatte; hier wollten sie nun bis zum letzten Tage ihres Urlaubs bleiben.

Ich gab die Arbeit lieber gleich auf, glaubte mir sowieso ein paar Tage Nichtstun gönnen zu dürfen. Und dann begriff ich bald, daß diese beiden Menschen, ohne daß sie es eigentlich merkten, mir tiefere Einsichten in das amerikanische Leben vermittelten, als es lange Studien vermocht hätten. Ich empfand schon nach kurzer Zeit, daß ihre Reise in die kanadischen Berge eigentlich etwas Ähnliches wie eine heimliche Flucht bedeutete, und was der Frau das Lied auf die Lippen gezaubert hatte, war nichts weiter als Heimweh.

Wir verbrachten nun manchen Teil der stillen Tage gemeinsam. Wir schwammen viel, obgleich das Wasser schon ziemlich kalt war und der alte Bigham sich vor komischem Entsetzen angesichts solcher „Wassersucht“ geradezu schüttelte. Sie tauchte vorzüglich, und ich zeigte ihr unter Wasser meine seltsam regungslosen botanischen Gärten. Barrington hatte als echter Amerikaner die Leidenschaft fürs Angeln entdeckt und brachte manchen prächtigen Fisch für unsere Küche heim. Abends, nach dem Abendbrot, saßen wir gewöhnlich bis spät in die Nacht hinein vor dem prasselnden Kamin in ihrer Hütte. Der alte Bigham, der natürlich immer eingeladen war, pflegte sich als kluger Wirt meist schon nach hundert Minuten mit einem „Well, good

night, folks! There's another day to-morrow!" („Also, gute Nacht, Leute! Morgen ist auch noch ein Tag!") zurückzuziehen.

Dann kam die gute Stunde des Tees. Maria (wir hatten nach amerikascher Sitte schnell Duzfreundschaft oder — im Englischen — Vornamenfreundschaft miteinander geschlossen) hängte einen rußigen Wasserkessel an den Eisenhaken im Kamin und brühte, wenn das Wasser gut am Brodeln war, uns eine inhaltsreiche Kanne Tee auf, denn wir brauchten viel davon; wir saßen manchmal noch spät nach Mitternacht zusammen. Es schien, als ob der Stoff zur Unterhaltung unerschöpflich wäre.

Eines Nachts, draußen wölbte sich ein glitzernder, funkelnder, samtschwarzer Himmel mondlos über die feierlichen Berge, brachte ich das Gespräch auf eine Frage, die mich schon lange beschäftigte.

„Kinder, ihr kommt mir vor wie zwei heimliche Ausreißer. Aber anstatt daß ihr euch nun in aller Heimlichkeit zusammentut und eure gelungene Flucht genießt, sitzen wir jede Nacht zusammen und reden das Blaue vom Himmel herunter."

Barrington beugte sich vor, streckte seine Hände zum Feuer hin, als hätte ihn unwillkürlich ein Frösteln überfallen. Er meinte nach einer Weile: „Ausgerückt? Ja, natürlich sind wir ausgerückt. Natürlich wollten wir in aller Heimlichkeit zusammen sein und nichts von Menschen sehen und hören. Aber wer konnte auch wissen, daß wir hier im hintersten Hinterwald von Britisch-Columbia jemand finden würden, der gleich den zweiten Vers vom alten Straßburg und seiner Schanze singt und der obendrein auch noch in Berlin studiert hat, gerade wie wir."

Maria, die in ihrem Stuhl zurückgelehnt saß, so daß das klare Profil ihres stillen Antlitzes wie eine Gemme aus dem dunklen Hintergrund des Raumes herausgeschnitten war — das flackernde Feuer ließ zuweilen ein rotes Licht darüber spielen, was den Eindruck erhöhte, als ob sie unnatürlich blaß wäre —, Maria fügte die merkwürdigen Worte hinzu: „Und weil du kein Boy bist!"

Ich muß wohl etwas hilflos ausgesehen haben nach dieser ungewöhnlichen Feststellung, denn plötzlich mußten wir alle drei lachen. Der eben frisch gebrühte Tee machte von neuem die Runde, ich goß mir einen tüchtigen Schuß Rum dazu, und Barrington tat desgleichen. Er schnupperte genießerisch an dem kräftigen Getränk, und wieder einmal mußte ich bei mir feststellen, daß er eigentlich gar nicht wie ein

Amerikaner wirkte. Trotz großer Körperkräfte und Gewandtheit, über die er verfügte, ging ihm ganz die schlenkrige Burschikosität und die betont laute Unbekümmertheit ab, die sonst den üblichen Amerikaner auszeichnet. Ich konnte ihn mir weder als gewaltig schwabbelnden Rotarian*) noch als einen in den Mummenschanz und die Geheimniskrämerei der üblichen amerikanischen Logen verliebten Mann vorstellen, nicht einmal als einen solchen, der alle Erscheinungen des amerikanischen Lebens selbstverständlich für Non-plus-ultra hielt. Ich sagte also etwas zusammenhangslos: „Ja, Barrington, du bist mir einer der unamerikanischsten Amerikaner, die mir bisher vorgekommen sind!"

Darauf nahm Maria in ihrer leisen, aber sehr sicheren Art wieder das Wort: „Ich habe zu Georg gesagt: ‚Komm, die zwei Wochen hat uns der Himmel geschenkt!' Denn in den Ferien hat er ja Sommerkurse abhalten müssen, und die Unruhe war auch nicht einen Tag lang zu unterbrechen gewesen. ‚Jetzt wollen wir hinfahren, wo diese ewigen Boys einem nicht den ganzen Tag auf der Seele liegen, to do something und to go places, etwas zu tun und wo hinzugehen, und mit ihrer unermüdlich-sterilen Geschäftigkeit weder sich noch andere auch nur einen Augenblick zur Ruhe und zum Nachdenken kommen lassen; es ist ja fast, als säße diesem jungen Volk einer mit der Hetzpeitsche auf dem Nacken, der ihm nicht erlaubt, ein paar Minuten zur Besinnung zu gelangen. Worauf sollten sie sich übrigens auch besinnen?"

Sie schwieg, schien aber mit ihrer Philippika noch nicht am Ende zu sein.

Barrington warf ein: „Du läßt deiner Abneigung, um nicht zu sagen, Haß, Mary, wieder einmal die Zügel schießen. Dabei weißt du selbst, wie mancher von meinen jungen Leuten unter diesem Betrieb leidet. Sie möchten ganz gern zuweilen innehalten und sich auf sich selbst besinnen, aber das gelingt nur den allerwenigsten; der Komment erlaubt es nicht. Nach dem Komment müssen sie immerfort etwas vorhaben und den allgemeinen Lärm mitmachen, sonst nimmt man sie nicht für voll!"

„Sag doch, bitte, nicht wieder Mary zu mir. Du weißt doch, daß mich das kränkt. — Worauf sollen sie sich übrigens besinnen, selbst

*) Rotary-Club: ein über ganz Amerika weitverbreiteter Klub, dessen Mitglieder sich zu regelmäßigen gemeinsamen Mittagessen treffen, bei denen aufklärende Vorträge über alles und jedes gehalten werden.

wenn sie Zeit und Ruhe dazu fänden. Alle, die du mir bisher als Ausnahmen vorgestellt hast, sind entweder Salonkommunisten oder sentimentale Utopier, die in einer süßlich-vernebelten Welt von Lyrik oder Musik leben, die dem Kitsch so eng benachbart ist, daß mir übel dabei wird. Da ist mir fast der fußballspielende, sein Spezialfach büffelnde, heimlich saufende und handgreiflich flirtende Durchschnitt lieber — vergnügte, zukünftige Geldverdiener, die mit sich und der Welt einig sind und denen so kannibalisch wohl ist wie den klassisch genehmigten fünftausend Säuen."

Und weniger sarkastisch fügte sie hinzu, wobei sie mit einem Blick ihren Gatten um Verzeihung bat: „Ach, Georg, du weißt es doch selbst. Es ist ja einfach nichts da. Wenn sie aus ihrer entwaffnenden Selbstgewißheit erst einmal herausgefallen sind, so schwanken sie hilflos zwischen Extremen hin und her. Wenn sie erst einmal an der grundsätzlichen Gottwohlgefälligkeit ihres Daseins irre geworden sind, so bleibt ihnen nur die Wahl, sich entweder einem giftigen und meistens saft- und kraftlosen Kommunismus oder einer Wolkenkuckucksheimerei, die sie mit „Kunst" verwechseln, in die Arme zu werfen. Sobald ihre animalische Unbewußtheit sie verlassen hat, verfallen sie einem blutleeren Radikalismus irgendwelcher Art, ganz einfach, weil keine wirkliche Substanz in ihnen vorhanden ist. Gewöhnlich hält ja der auch nicht vor. Haben sie erst einmal in ihres Vaters oder Onkels Büro Blut geleckt und gemerkt, welchen Spaß es macht, Geld zu verdienen, dann hängen sie ihre studentischen Träume schnell an den nächsten Nagel und werden sehr matter of fact, sehr gegenständlich. Denn darauf läuft ja doch alle amerikanische Weisheit hinaus: Geld ist das einzig Wahre!"

Sie war am Schluß doch wieder bitterer geworden, als sie wohl eigentlich vorgehabt hatte. Sie stand auf und ging schnell zu ihrem Gatten hinüber, ließ sich auf einem Bänkchen neben seinem Stuhl nieder und lehnte sich an seine Knie, als wollte sie ihn trösten; er legte seine Hand auf ihre Schulter. Ich kam mir vor, als wäre ich Zeuge einer Intimität, die nicht für Zeugen bestimmt war. Auch sie schien dies zu spüren; sie hob plötzlich den Blick und sah mich lange an, wobei ein kleines Lächeln um ihre Mundwinkel spielte. Natürlich, ja, ich hatte mich ein wenig zu schämen; fast wäre ich ein wenig errötet. Sie war wunderbar!

Barrington hatte von alledem nichts bemerkt. Er blickte stumm vor

sich in die knisternd zusammensinkende Glut. Ich hatte das Gefühl, als ob er sich auf ihren Scheitel niederbeugen wollte, aber er verhielt sich. Schließlich sagte er, sich aufrichtend:

„Du hast leider recht! Aber ich bitte dich nochmals, diese jungen Staaten des Nordwestens, in denen wir leben, nicht mit ganz Amerika gleichzusetzen. Im alten Süden, wo meine Familie zu Hause ist, gibt es auch andere Menschen, und im Osten auch!"

„Gewiß", antwortete sie tröstend, „sonst wäre ich gar nicht deine Frau geworden!"

Das war sehr fraulich gedacht; aber es gefiel mir ausnehmend. Der Mann konnte sich glücklich schätzen. Ihn schien diese Antwort auf einen anderen Gedanken zu bringen. Er wandte sich jetzt an mich, als wäre ihm meine Existenz erst wieder eingefallen: „Weißt du, Johann, es ist ein Elend mit mir: seit ich so lange in Europa war, bin ich für den amerikanischen Betrieb verdorben, und ich verwünsche manchmal den Entschluß, der mich nach Europa geführt hat. Aber andererseits, wenn ich nicht nach Europa gegangen wäre, hätte ich die schönste Zeit meines Lebens versäumt und mir natürlich auch nicht dies höchst wertvolle Reiseandenken mitbringen können!"

Ein schnell erhobener schlanker Zeigefinger drohte ihm Strafe an. Um ihn zu retten, fiel ich ein: „Sehr erfreulich sah es ja bei uns in der Inflation auch nicht aus!"

„Nein, ich war zuerst erschüttert, als ich nach Berlin kam. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, daß man auch in diesem zerrissenen Nachkriegs-Deutschland sehr wohl die Heimat meiner geliebten großen Literatur und das Land eines Schopenhauer, Mozart und Ritters Willibald von Gluck wiederfinden konnte. Gerade damals! Wenn ich verglich, mit welcher Leichtfertigkeit man bei uns Krieg geführt und Profite eingesackt hatte und wie man in Deutschland noch im vierten Jahre nach dem sogenannten Friedensschluß am Kriege, in dem es um die Existenz gegangen war, weitertrug und Opfer brachte, von denen wir Amerikaner uns nicht einmal eine blasse Vorstellung machen konnten — denn die Schieber und Entwurzelten bestimmten das Bild nur im Vordergrund — so begriff ich vollkommen die verborgene Größe dieses sonderbaren Volkes, das in Wirklichkeit noch viel sonderbarer war, als ich es mir nach meinen Studien vorgestellt hatte. Und was ich damals noch nicht verstand, dafür hat mir später meine Frau die Augen geöffnet. Ich begriff sogar, daß der Satz, den ich zuvor für ein bloßes

Schlagwort — und nicht einmal ein sehr geschicktes — gehalten hatte, daß nämlich deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun, tatsächlich einen beträchtlichen Gehalt an Wahrheit barg. Ich denke dabei an die Männer im Ruhrgebiet, an die Freikorps, an die Sache vom 9. November in München und an all die unzähligen Menschen des Volkes, die die entsetzliche Verarmung und Wirrnis ertrugen, weil der Krieg verloren war und dieses Schicksal nun einmal ertragen werden mußte. Und ich verstand weiter, daß hier überhaupt der entscheidende Unterschied zwischen Europa und Amerika zu suchen war, denn damals schon empfand ich Deutschland als den Brennpunkt, in dem sich die Schicksalslinien ganz Europas wieder einmal sammelten: Sachen um ihrer selbst willen tun — nicht deshalb, weil auf Heller und Pfennig etwas dabei herauskommt. Das eben war das eigentlich Europäische, auf das ich aus gewesen war. Denn alle diese europäischen Völker, die Franzosen oder die Ungarn, die Spanier oder die Italiener, die Griechen oder, am härtesten betroffen, die Deutschen, sie alle hatten in Jahrhunderten, angefüllt bis zum Rande mit tragischer und die Tragik besiegender Geschichte, hundert und mehr Male lernen müssen, daß man nur am Leben bleibt, wenn man arbeitet und kämpft, auch wenn ein Gewinn keineswegs mit Sicherheit zu erwarten ist. Und dabei war ihnen dann aufgegangen, daß die schönsten und reichsten Dinge entstehen, wenn man überhaupt nicht nach ihrem Zweck oder ihrer praktischen Verwendbarkeit fragt; so allein entsteht Kultur. Kultur hat keinen Zweck oder enthält ihn nur zufällig, gewissermaßen kraft einer göttlichen List. Ich merkte, daß ich, im geheimen und ohne mir selbst darüber klar zu sein, gerade dies immer gesucht habe und gerade deshalb nach Europa gegangen war, und zwar nach Deutschland, weil ich wohl schon damals die Meinung hegte, daß das Unglück die wertvollen Züge eines Menschen oder eines Volkes besser herausschält als das Glück. Da fühlte ich, was uns in Amerika fehlt und was uns wohl durch keine theoretische oder sonstwie ausgedachte Bemühung erreichbar ist. Vielleicht ist es wahr, daß wir aus den Südstaaten mehr von diesen Dingen verstehen als die übrigen Amerikaner, die jeden mitleidig über die Achsel ansehen, der nicht klar und deutlich erklären kann, warum er dies oder jenes tut und zu welchem praktischen, möglichst lukrativen Ende. Ob du es nun glauben willst oder nicht, ich fühlte mich in Europa, in Deutschland wie heimgekehrt, obgleich ich doch meinem Namen nach eng-

lischer Abstammung bin. Aber Namen konnte man ja in diesem Lande seit jeher wechseln wie ein altes Hemd, und es gibt leider in unserem statistikgläubigen Amerika noch keine Statistik darüber, wieviel Leute mit klingenden englischen Namen einstmals Schulz oder Popiewitsch oder Meyerbeer geheißen haben. Und ich wußte dann auch bald, daß ich eine Europäerin zur Frau nehmen würde, denn ich wollte mir dies lebendige Europa nach Amerika mitnehmen. Von der Frau hängt alles ab in solchen Fällen. Wir aus den Südstaaten haben schon immer gern den Frauen freie Hand gelassen, denn vom wirklich gelebten Leben verstehen sie mehr als wir Männer. Und vielleicht empfinden wir aus den alten Südstaatenfamilien mehr von der Schäbigkeit und Dürre unseres durchschnittlichen amerikanischen Lebens, das um Autos, Dividenden und Entertainment, also etwa Amüsement, kreist, weil uns das Schicksal schon einmal, in und nach dem Sezessionskrieg, so schrecklich in die Zange genommen hat. Aber ohne meine Frau wäre mir das doch wohl alles versandet."

Und in dem zärtlichen Spott, mit dem er sie gern behandelte, fügte er hinzu: „Sie sieht so sanft aus, besonders am abendlichen Kaminfeuer. Aber ich sage dir: eine stählerne Hand im samtenen Handschuh, Johann! Uff, das war eine lange Rede!"

Ich antwortete: „Ja, das war sie in der Tat, und viel amerikanischer, als du vielleicht wahrhaben willst. Deine Erklärung der Kultur im Gegensatz zur amerikanischen Zivilisation fand ich sehr schön, aber doch etwas zu einfach!"

„Nun, Johann, setz dich nicht aufs hohe europäische Roß! Man kann euch leider den Vorwurf nicht ersparen, daß viele von euch da drüben amerikanisch angekränkelt sind und das Heil der Welt von uns erwarten. In manchen Kreisen brauchte man nur zu sagen: ich bin Amerikaner, und die ganze Umgebung sank im Geiste auf die Knie. Man brauchte nur eine Dollarnote zu zücken, und manch einer verlor aufs prompteste jede Würde. Stimmt's oder stimmt's nicht?"

„Es stimmt!" mußte ich mißmutig zugeben, denn wenn die Amerikaner den Größenwahn bekommen haben, so tragen wir gehörig dazu bei. Maria schien das auch zu meinen, sie ergänzte:

„Jeder amerikanische ‚Wagen' erschien dreimal besser als jeder europäische; jeder amerikanische Film übertraf natürlich jeden deutschen, und wer in Amerika gewesen war, schien mit dem Öl höherer Weisheit gesalbt."

Ich wollte das Gespräch endlich auf ein anderes Thema bringen: „Jetzt aber hast du dein selbständiges Lehramt, kannst unterrichten und deine Wissenschaft verbreiten, wie es dir behagt. Es ist dir alles geglückt: Studium, Stellung, privates Dasein! Was willst du eigentlich noch mehr? Es gibt in Deutschland oder in Frankreich nicht viele Professoren von zweiunddreißig Jahren!"

Er gab mir zunächst keine Antwort, erhob sich, stocherte mit der Feuerzange in der Glut, hängte sie auf ihren Ständer und sagte dann, mit soviel verstecktem Hohn in der Stimme, wie ich ihm gar nicht zugetraut hatte: „Geglückt? Du bist ein Narr! Ich dachte, du hättest mehr Fingerspitzengefühl. Geglückt ist nur mein allerprivatestes Dasein, das muß alles andere mittragen. Selbst das verdanke ich nur meiner Frau. Aber ich mag heute nacht nicht mehr weiter darüber reden. Übermorgen müssen wir sowieso abfahren!"

Maria war ans Fenster der Hütte getreten und sah hinaus: „Draußen ist der Mond aufgegangen. Georg, sei mal nicht vernünftig, erlaube es uns doch!"

Barrington sah seine Frau mit einem so liebevollen Lächeln an, daß mein Herz ein paar Minuten lang schneller schlug. Ich nämlich vagabundierte völlig allein umher. Er erwiderte: „Das Wasser wird eiskalt sein, dear! Ich muß dann das Feuer noch anschüren, damit du dich nachher wärmen kannst. Also los, Johann, auf zu einem Mondscheinschwimmen wie Falkenauge und der Große Donnerkeil auf dem Kriegspfad! Oder streikst du etwa?"

Nein, ich streikte nicht. Der Mond legte eine lange Silberstraße über das Wasser, das so dunkel unter uns wogte wie schwarzes Glas. In langen Stößen schwammen wir dahin, ganz gefangen von dem Zauber dieser heiter-kühlen, träumerischen Bergnacht. Fast wurde uns der Rückweg ein wenig lang. Maria stöhnte, als wir wieder ans Ufer stiegen. Ich zitterte plötzlich vor Kälte.

Und da in meiner Hütte leider keine freundliche Seele rechtzeitig das Feuer geschürt hatte, so war es längst verloschen, und ich kroch zähneklappernd unter meine Decken, um erst nach Stunden langsam warm zu werden. Es war also nicht weiter verwunderlich, daß mir am übernächsten Tage, als ich mich von meinen neugewonnenen Freunden (und gleichzeitig von Bigham) trennte, die Nase tropfte wie eine lecke Dachtraufe. Aber Maria meinte zum Trost: „Bis wir uns wiedersehen, ist das Näschen wieder blaß, mein Guter!"

Und Barrington rief auf einer Seite aus dem Autofenster: „Also auf bald, du verschnupfter Globetrotter von der traurigen Gestalt. Auf bald, und alles Gute!"

Damit gab er Gas und fegte den steilen Anstieg hinauf, über den die schmale Kiesstraße sich vom See ins Gebirge schwang. Ich gab ihnen eine Viertelstunde Vorsprung, denn so gern ich die beiden mochte — ich verzichtete mit Vergnügen darauf, den Staub ihres Autos zu schlucken.

Immer noch strahlte der Herbst in vollkommener Windstille, und der Staub hing lange über der Straße, ehe er unmerklich zwischen den hohen Bäumen verging.

*

Ich dachte viel an die Barringtons. Sie hatten mir manche Rätsel aufgegeben, und keineswegs alle hatte ich gelöst. Deshalb wußte ich es so einzurichten, sie in der zweiten Hälfte des darauffolgenden Winters zu besuchen. Ich kam von Kalifornien herauf und wollte nach Vancouver. Da war es leicht, sie auf einem kurzen Umweg aus heiterem Himmel zu überfallen. Sie freuten sich sehr, und ich mußte sogar bei ihnen wohnen, ob ich wollte oder nicht. Denn dies ist eine der besten Eigenschaften der guten Amerikaner: sie sind gastfrei auf die natürlichste und selbstverständlichste Weise von der Welt. Barrington steckte zwar mitten in seiner Semesterarbeit, aber er verstand es doch, sich bis auf seine Vorlesungen von seinen Verpflichtungen freizumachen. Ich ließ mich natürlich nicht davon abhalten, einmal an einer Stunde seines Unterrichts teilzunehmen. Er las deutsche Grammatik und stand gerade bei den Konjunktiven der Vergangenheit. Die Studenten und Studentinnen schrieben eifrig mit, aber ich habe den lebhaften Verdacht, daß diese Konjunktive ihnen mehr oder weniger ein Buch mit sieben Siegeln blieben. Allerdings mußte ich mir während des Unterrichts gestehen, daß ich noch gar nicht gewußt hätte, wie kompliziert meine Muttersprache wäre. Keine einzige von den Regeln, die Barrington da verkündete, war mir auch nur ahnungsweise bekannt, und ich fürchtete, daß Barrington mich bei irgendeiner Gelegenheit als Autorität aufriefe. Mir wäre es dann wie dem Tausendfuß ergangen, der plötzlich darüber Auskunft geben sollte, wie er eigentlich seine tausend Beine regierte, ohne jemals damit durcheinanderzugeraten.

Nach dem Schluß der Stunde äußerte ich Barrington mein Erstaunen über die beträchtliche Zahl seiner Hörer. Er antwortete:

„Glaube ja nicht, daß die um der schönen Augen der deutschen Sprache willen zu mir kommen. Die meisten sind Studenten der Chemie, Physik oder Medizin, die notgedrungen sich soviel Deutsch aneignen müssen, um die unersetzlichen Tabellen und Handbücher in deutscher Sprache lesen zu können, die sie für ihre Praxis brauchen. Sie würden lieber heute als morgen damit aufhören, wenn sie könnten. In meinem Kolleg über deutsche Literatur habe ich nur zwölf Hörer."

Er zeigte mir den „Campus", die gesamte Universitätsanlage mit ihren vielen Gebäuden, Wohnhäusern (denn die meisten Studenten wohnen ja in der Universität), Schwimmhallen, Sportplätzen und Laboratorien. Verglichen mit unseren, meist recht alten, engen und verwohnten Hochschulen, machte das Ganze einen stattlichen Eindruck. Ich sparte mit dem Lobe und der Bewunderung nicht.

„Und das Ganze wird nicht vom Staat unterhalten, sondern von Privaten?"

„Ja", antwortete er, „nur von Privaten. Der Hauptgeldgeber ist der Besitzer eines großen Warenhauskonzerns, der in unserer Landschaft, ich weiß nicht, wie viele Läden und größere Department-Stores, also etwa Warenhäuser, betreibt und sich Mühe gibt, die kleinen selbständigen Kaufleute an die Wand zu konkurrieren und dann für einen Pappenstiel auszukaufen."

Auf seinen Ton eingehend, der wieder die höhnische Schärfe angenommen hatte, die ich schon von unserem ersten Beisammensein kannte, entgegnete ich: „Vielleicht will er sein schlechtes Gewissen beruhigen, indem er hier für die Söhne der Andiewandgedrückten wieder ausgibt, was er ihren Vätern abgejagt hat! Darauf beruht ja doch wohl überhaupt die Philanthropie der Millionäre!"

„Philanthropie sagst du? Sehr schön! Philanthropie heißt ja Menschenliebe! Und diese Menschenliebe sorgt ja auch für solche Universitätsgründungen. Allerdings lieben die Herren nur wenige Menschen, nämlich sich selbst!"

„Nun übertreibst du aber doch, mein Lieber! Den Versuch, ihr schlechtes Piratengewissen zu beruhigen, sollte man ihnen doch wohl zubilligen!"

„Nichts billige ich zu. Aber da du mich ja nicht für objektiv hältst, will ich zusehen, heute abend einen von meinen jüngeren Kollegen

einzuladen, einen Nationalökonomen, der genau über unsere finanziellen Verhältnisse und auch über die Situation einer Reihe anderer Hochschulen und Colleges Bescheid weiß, weil er sich schon mehrfach damit befaßt hat."

*

Als wir abends zu vieren in der Plauderecke von Barringtons bescheidenem Häuschen saßen — der vierte im Bunde war der lange, knochige McBristen mit einem unverkennbaren hageren Schottengesicht — brachte ich ohne viel Umschweife das Gespräch wieder auf die „Philanthropie". McBristen schien den Zustand, der Barrington am Vormittag zuvor in so bitteren Zorn versetzt hatte, wesentlich nüchterner, als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Er sagte: „Wir leben in einer durch und durch kapitalistischen Gesellschaft. Bei uns gibt es weder feudale Reste, noch Ideologien vom Volk, noch eine jahrhundertealte geistige oder wissenschaftliche Tradition. Bei uns entscheidet nur ein Gesichtspunkt: der praktische Nutzen. Wir reden von Freiheit und meinen Freiheit zum Geldverdienen ohne Rücksicht auf den, der keins verdient. Wir reden von Unabhängigkeit des Individiums und meinen die Unabhängigkeit vom Steuerfiskus. Wir erkennen nur einen Maßstab als objektiv und gerecht an: das Geld, glauben überhaupt nur an Werte, die sich in Zahlen ausdrücken lassen; alles andere ist ‚bogus' oder ‚ballyhoo', Schwindel oder Marktschreierei. Warum soll gerade das höhere Bildungswesen von diesem allein maßgeblichen Gesichtspunkt ausgeschlossen sein?"

„Weil anders", meinte ich, „überhaupt keine höhere Bildung möglich ist."

„Diese Auffassung halten wir für ein europäisches Vorurteil. Außerdem hat sich die Wissenschaft in Europa mitsamt der höheren Bildung ebenso wie hier nach dem jeweils herrschenden politischen System zu richten. Im Zeitalter des Absolutismus konnte kein europäischer Professor eine Staatsauffassung lehren, die gegen den Absolutismus, oder in den Jahrzehnten der Reaktion eine solche, die gegen Metternich gerichtet war. Und unter eurem Wilhelm II. konnte es sich wohl niemand leisten, vom Katheder herab seine Wildwestpolitik anzugreifen. Unser System ist das kapitalistische; es umfaßt also auch die Universitäten und die gesamte höhere Bildung."

„Gut, ich will zugeben, daß sich in der Bildung das jeweils herr-

schende politische und wirtschaftliche System widerspiegelt. Dagegen ist ja auch gar nichts einzuwenden, solange dies System allgemein anerkannt und innerlich bejaht wird. Anders aber wird es, wenn die Erziehung zu einem Mittel erniedrigt wird, eine ruchlose oder wankende Herrschaft gegen den Willen und die Interessen der Allgemeinheit aufrechtzuerhalten. Ihr Beispiel der Metternich-Zeit, Professor McBristen, stimmt eben gerade nicht, denn damals wanderten viele Professoren lieber in die Verbannung oder ins Gefängnis, als daß sie sich zu Verteidigern eines tyrannischen Herrschaftsanspruches hergaben. Jede Bildungsordnung, die in den Rahmen einer allgemeinen Ordnung zwanglos eingefügt ist und dieser Allgemeinheit, nicht nur einer Schicht von Nutznießern, wirklich dient, muß meiner Meinung nach anerkannt werden, mag es sich nun um die Höheren Koranschulen des Islam, die philosophischen Hochschulen des Buddhismus in Japan oder um abendländische Universitäten handeln."

„Damit verschieben Sie natürlich die Diskussion vom Formalen aufs Inhaltliche, machen aus einer Tatsachen- eine Prinzipienfrage. Nun, ich habe geglaubt, daß wir in dieser Hinsicht einer Meinung wären und uns nicht erst zu streiten brauchten. Wenigstens hatte ich Barrington so verstanden, als er mich einlud. Oder meinen Sie etwa im Ernst, ich wäre damit einverstanden, daß beinahe die ganze höhere Bildung der Vereinigten Staaten eine so gut wie ausschließliche Domäne des Großkapitals und seiner Sonderinteressen ist, die sich natürlich in keiner Hinsicht mit denen der breiteren Schichten der amerikanischen Bevölkerung decken, ihnen vielmehr diametral zuwiderlaufen?"

Barrington, der schon lange schweigend zugehört hatte, fiel mit einem Seufzer der Erleichterung ein: „Na, endlich! Ich dachte schon, die ganze Unterhaltung geriete auf ein völlig verkehrtes Gleis."

Und Maria meinte lächelnd und mit ein wenig versteckter, warmherziger, wenn auch leicht spöttischer Mütterlichkeit: „Ja, man braucht die klugen Männer nur aufeinander loszulassen, und sofort theoretisieren sie sich ein Loch in den Kopf. Am Schluß wissen sie dann weder, wo sie eigentlich hinwollten noch wo sie angefangen haben."

Wir bestätigten ihr mit fröhlicher Bereitwilligkeit unsere grundsätzliche und unverbesserliche Sündhaftigkeit. Und dann kam McBristen, der zu den Leuten gehörte, die zunächst gern einmal feststellen,

daß sie anderer Meinung sind, ins Erzählen. Und er erzählte den ganzen Abend lang. Über amerikanisches Bildungswesen habe ich seither nicht mehr viel zugelernt. Denn die Zustände, die er schilderte, waren durchaus typische.

*

Jene Universität, die zu den kleineren, im Auslande unbekannten Hochschulen der USA. gehörte, war von dem Vater des jetzigen Hauptgewaltigen in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts begründet worden. Dabei hatte der Stifter, der durch Warenhäuser und Kettenläden reich geworden war, die Auflage gemacht, daß eine doppelt so hohe Summe wie die von ihm gestiftete durch Sammlungen aufgebracht werden müßte. Dies gelang schnell, denn welche der anderen arrivierten Familien des Nordwestens wollte nicht an der Ehre teilhaben, mit dem reichen Shnobhimer gleichzeitig genannt zu werden. Shnobhimer behielt natürlich sich und seinen Nachkommen das Recht vor, den Vorsitz im Verwaltungsausschuß zu führen und die Mehrzahl der Plätze dieses Ausschusses mit ihm ergebenen Männern zu besetzen. Er hatte also mit einem Drittel eigenen und zwei Dritteln fremden Kapitals sich maßgebenden Einfluß auf ein bedeutendes Bildungsinstitut gesichert.

Das von ihm gespendete Kapital, zusammen mit dem in kleineren Summen gesammelten, legte Shnobhimer teils in Aktien eigener, teils in Aktien solcher Unternehmungen an, auf die er sich maßgebenden Einfluß sichern wollte und wozu ihm nun der doppelte Betrag des von ihm selbst investierten Kapitals zur Verfügung stand, ohne daß er auch nur einen Finger hatte krumm zu machen brauchen, denn die weiteren Beträge waren ja nicht von ihm, sondern natürlich von den in Aussicht genommenen Professoren „für die Universität“ gesammelt worden. Das Stimmrecht der im Universitätsfonds vereinigten Aktienpakete stand natürlich Shnobhimer zu, der also mit der von ihm gespendeten Summe sich dreifachen wirtschaftlichen Einfluß an anderer Stelle gesichert hatte, den er natürlich zu seinen Gunsten in klingende Münze umgesetzt haben wird, denn der bloße Besitz von Kapital ist im Hochkapitalismus längst nicht mehr so wichtig wie die Ausübung der Macht, die mit dem Verfügungsrecht über das Kapital verbunden ist.

Damit war aber der höchst reale Gewinn, den Shnobhimer aus

seiner „Stiftung“ zog, noch lange nicht erschöpft. Schon am Anfang hatte sie dazu gedient, einen gefährlichen Sturm der Entrüstung zu dämpfen, den üble Geschäftspraktiken des Mannes, verbunden mit schonungsloser Ausbeutung seiner Macht, in der Öffentlichkeit seines Heimatstaates erregt hatten. Dem Schöpfer und „Donor“ einer Universität sah man natürlich vieles nach. Seine „Philanthropie“ beschwichtigte die erregten Wogen, und aus einem Geschäftemacher wurde ein Wohltäter. Und dieser Aufgabe hatte das Institut auch fürderhin zu dienen. Wenn Shnobhimer und Erben immer wieder gelegentlich kleinere oder größere Stiftungen machten, so dienten sie stets dazu, der bezahlten und durch die Anzeigen der Warenhäuser am Bändel gehaltenen Presse die Verschleierung Shnobhimerscher Geschäftsmethoden leichter zu machen.

Nicht genug damit verlangte ja das Statut, daß jede Spende des Haupt-„Donors“ durch den doppelten Betrag an kleineren Sammelbeträgen ergänzt werden müßte. Dieses Geld unterlag natürlich wiederum dem Einfluß der Shnobhimerschen Beauftragten im Verwaltungsrat und konnte von ihm dazu verwendet werden, entweder durch Verkauf eigener Aktien sich selbst Kapital zu verschaffen oder durch den Erwerb fremder Aktien seinen Einfluß in andere Wirtschaftszweige, an denen er interessiert war, vorzutreiben. Die Universität war also nicht nur ein Propagandamittel ersten Ranges, sondern auch eine zwar vorsichtig zu benutzende, aber nicht unbeträchtliche Kapitalquelle, dazu eine noch bessere von wirtschaftlichem Einfluß. Und das alles ging höchst respektabel unter dem Deckmantel der Philanthropie vor sich.

Ein weiterer wesentlicher Vorteil der Universitätsstiftung bestand darin, für einen beträchtlichen Anteil des Shnobhimerschen Kapitals die Steuer (insbesondere Erbschaftssteuer) zu vermeiden, denn alle Stiftungen zu „gemeinnützigen“ Zwecken sind steuerfrei. Während also die Universität auf der einen Seite dazu diente, dem „Donor“ (dem „Geber“ oder „Schenker“) den Einfluß auf Kapital zu sichern, welches das von ihm selbst investierte um das Doppelte übertraf, sicherte er sich für wesentliche Teile seines eigenen Vermögens völlige Steuerfreiheit, ohne auch nur einen Bruchteil seiner damit verbundenen wirtschaftlichen Macht aufzugeben.

„Ich muß schon sagen, Shnobhimer imponiert mir. Das ist wenigstens ein Kapitalist, der sein Metier versteht. Übrigens hat er natürlich

früher Schnobheimer geheißen und gehört wohl durchaus nicht zu einem der verlorenen Stämme Israels. Was ist er denn jetzt?" fragte ich, als Maria hinausgegangen war, um nach ihrer kleinen Helena zu sehen.

Dies niedliche, rosige, vergnügte, krähende Wurm Helena zu nennen, konnte ich mich übrigens nicht entschließen. Aber die Amerikaner haben natürlich ganz recht, wenn sie ihre Kinder nicht nach ihrem Aussehen im Säuglings- und Kinderschulalter benennen, sondern — vor allem die Mädchen — danach, was sie von ihrer späteren Erscheinung erwarten, also etwa Helena, Diana, Beatrice oder Heloise.

Barrington beantwortete meine Frage: „Jetzt ist er natürlich, wie sich's für einen so von Gott gesegneten und menschenfreundlichen Großen unserer Zeit gehört, Episcopalian, also Glied der amerikanischen Ausgabe der englischen Hochkirche, Vorstand im Kirchenrat und eifriger Spender."

„Ob seine Spenden in dieser Hinsicht auch so wohlbedacht angelegt sind?" fragte ich.

„Sicher, daran zweifle ich keinen Augenblick. Dort fängt er Seelen für den Himmel, die für ihn dort oben ein gutes Wort einlegen werden, was er wahrscheinlich dringend nötig hat. Und auf der Universität fängt er sich Seelen, die seine Praktiken im Diesseits vertreten."

McBristen nahm wieder das Wort:

„Ja, darauf bin ich noch gar nicht zu sprechen gekommen. Es gibt noch eine Reihe von Vorteilen für Leute wie Shnobhimer und seine Kaste, die sich zwar nicht so unmittelbar in Dollars übersetzen lassen, aber, aufs Ganze gesehen, wahrscheinlich noch viel wesentlicher sind. Denn dieser Mann beherrscht durch den Verwaltungsausschuß den Lehrkörper und den ganzen Lehrbetrieb. Er kann dafür sorgen, daß ihm die Universität lauter lammfromme Filialleiter, Unterdirektoren, Bürovorsteher, Einkäufer und Verkaufschefs heranbildet. Denn all diese Künste sind ja Gegenstand des akademischen Studiums bei uns und nehmen einen viel breiteren Raum ein als etwa englische Literatur und Kunstgeschichte oder Mathematik. Wissenschaften, die nicht „angewandt" werden können, stehen nicht hoch im Kurse, und zwar buchstäblich; ich bekomme zum Beispiel, obgleich er mir im Range genau gleichsteht, doppelt so viel Gehalt wie Barrington, denn ‚Deutsche Sprache und Literatur' ist ja bestenfalls eine Hilfswissenschaft. Die ‚Allgemeine Nationalökonomie', die ich vertrete, soll

natürlich die Voraussetzungen für das in Shnobhimers und Genossen gipfelnde kapitalistische System schaffen und ist deshalb viel wichtiger, wenn auch noch lange nicht so wichtig wie etwa das Fach ‚Bank-Management', Bankführung. Der betreffende Kollege kriegt dreimal so viel Gehalt wie Barrington. Natürlich sorgt der Verwaltungsausschuß dafür, daß nur solche Theorien verbreitet werden, die die Geschäftsmethoden des Herrn Shnobhimer oder Morgan oder Vanderbilt oder Rockefeller oder Dupont als gottgewollt und hundertfünfzigprozentig amerikanisch erklären. Professoren, die aus der Reihe tanzen, werden entweder gar nicht erst angestellt oder sang- und klanglos entlassen. Und da dies auf so ziemlich allen Universitäten des Landes geschieht, so schafft sich die geldgebende Klasse, diese paar hundert amerikanischen Familien, die über das mobile amerikanische Volksvermögen verfügen, nicht nur einen auf ihren Vorteil gedrillten Nachwuchs an Ingenieuren, Erfindern, Konstrukteuren und Fabrik- und Filialdirektoren (und zwar möglichst viele, dann kommen sie billiger), sondern auch noch einen gleichgroßen Haufen Leute, die man dazu erzogen hat, die Interessen des Großkapitals für die heiligsten Ideale der Nation zu halten. Und das ist schließlich das allerbeste Bollwerk gegen radikale Ideen, die den Bestand der Kapitalmächte bedrohen könnten. Man gebe jedermann einen Eisschrank, ein Radio, ein Auto und einen College-Degree, eine Hochschulwürde, und man hat die Vormacht der Plutocracy für alle Zeiten gesichert. Ach, wir armen Trottel!"

Der Ausruf brachte mir die komische Seite dieser Unterhaltung zum Bewußtsein.

„Aber Sie selbst, Professor McBristen, sehen alle diese Zusammenhänge mit solcher Klarheit. Sie müßten eigentlich längst mit Ihrem Verwaltungsausschuß in Konflikt geraten sein. Sie machen sich doch über den wahren Hintergrund dieses Wissenschaftsbetriebes gar keine Illusionen mehr. Ich halte Sie, offen gestanden, für einen geheimen Sozialisten."

„Ihr Scharfblick ehrt Sie, Johann, aber nicht Ihr Unverständnis für den Amerikanismus. Was ich hier vorgetragen habe, ist meine Privatmeinung. Ich beziehe mein Gehalt dafür, daß ich vor meinen Studenten eine Wirtschaftsauffassung vortrage, die Herrn Shnobhimers Interessen bestätigt. Es hindert ja die Studenten niemand, trotzdem zu der gleichen Privatmeinung zu gelangen wie ich. Aber sie werden sich

hüten, das zu ihrer beruflichen Meinung zu machen, sonst bekommen sie nämlich nie eine Stellung, und die ganz guten Jobs erhalten sie nur, wenn sie ihre offizielle auch noch zu ihrer privaten Meinung erheben, denn die Stellungen werden ja alle von den Shnobhimers vergeben. Man muß die Sachen sachlich ansehen: Der Verkaufschef in einem der Warenhäuser Shnobhimers muß den Kunden auch so und so viele Artikel anhängen, obgleich er genau weiß, daß sie den Preis nicht wert sind, mit dem sie ausgezeichnet sind. Ich bin zum Verschleiß einer bestimmten, für Herrn Shnobhimer günstigen Geistesverfassung engagiert und nicht für die Verbreitung von Privatmeinungen, genau wie mein Kollege, der Herr Abteilungschef für Damenunterwäsche. Mein Gehalt ist gut, und ich würde mir unehrenhaft vorkommen, wenn ich nicht versuchte, den Interessen meines Geldgebers nach besten Kräften zu dienen. Daheim kann ich natürlich denken und reden was ich will."

Ich hörte Barrington stöhnen. Ich selbst war einigermaßen sprachlos. Aber Konsequenz war dieser Auffassung nicht abzusprechen, eine schauerliche Konsequenz. Baute man diesen Standpunkt folgerichtig aus, so hörte jeder freie und vorurteilslose Gedanke überhaupt auf. Ich versuchte es mit einem letzten Einwand: „Aber es gibt doch eine Anzahl Staatsuniversitäten, die nicht von privaten Kapitalmächten unterhalten werden!"

Die beiden Professoren lachten wie auf Kommando laut auf, und McBristen nahm wieder das Wort: „Sie verwechseln immer noch europäische mit amerikanischen Verhältnissen! Die Vorsilbe ‚Staats' bedeutet hier etwas ganz anderes als im alten Lande! Politik ist bei uns eine schmutzige Sache, das Wort ‚politican', Politiker, so gut wie ein Schimpfwort. In den Verwaltungsausschüssen der Staatsuniversitäten sitzen die Politicans, die gerade am Ruder sind; die aber sind wieder nur die Agenten derselben Kapitalmächte, die mit anderen Methoden die privaten Universitäten beherrschen. An den privaten Universitäten kann aber wenigstens eine einheitliche Linie durchgehalten werden, weil die Interessen der beherrschenden Familie im wesentlichen die gleichen bleiben. Auf den Staatsuniversitäten kann es vorkommen, daß mit einem Umschwung der Wahlergebnisse der halbe Lehrkörper abtreten muß, weil die Schoßkinder der anderen Partei auf einmal an die Krippe und aufs Katheder wollen. Freie Forschung und Lehre gibt es auf unseren Hochschulen nur dort, wo am Ende entweder ein handgreiflicher möglicher Nutzen des Kapitals steht oder wo es sich um

ganz entlegene Gebiete handelt, wie altbabylonische Keilschrift oder die Parasiten des Spinnenmagens; so was leistet man sich gern, sowohl zur Tarnung als auch weil man sich Angorakatzen oder Kanarienvögel ebenfalls leistet. Alle Geisteswissenschaft hat der Stützung des Hochkapitalismus zu dienen. Das ganze amerikanische Erziehungssystem hat nur einen Sinn, den wenigen Leuten oder Familien, die hinter den Kulissen über das amerikanische Volksvermögen verfügen, die Profite zu erhöhen und weiter die Methoden, die dazu dienen, heiligzusprechen."

Ich versuchte es noch ein letztes Mal: „Gibt es denn nach Ihrer Meinung überhaupt keine Hochschulen, für welche diese ganz einseitige Gebundenheit an die Kapitalinteressen nicht existiert? Schließlich hat doch die amerikanische Wissenschaft eine Reihe von großartigen Leistungen aufzuweisen."

„Gewiß, auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Alles übrige ist kapitalfromme Ideologie. Ford hat es ja ausgesprochen: „History is bunk" (Geschichte ist Quatsch!). Wollen Sie es noch deutlicher haben? Aber es existieren schon ein paar Ausnahmen. Unter den großen Universitäten wären etwa Stanford und Rochester zu nennen, unter den kleineren einige kirchliche, wie etwa die lutherischen Concordia-Colleges. Sonst aber werden Sie im großen überall bestätigt finden, was Ihnen unsere Universität im kleinen gezeigt hat." —

Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und ich erfuhr noch viele Einzelheiten, welche die Zustände, wie McBristen sie geschildert hatte, nur bestätigten.

*

Was bisher berichtet wurde, spielte sich vor 1933 ab. Danach begann der systematisch vergiftende Kampf gegen das Deutschland des Nationalsozialismus, dem mit sicherem Instinkt sofort erbitterte Feindschaft angesagt wurde, denn sein bloßes Dasein und mehr noch seine alle Welt überraschenden, stürmischen Erfolge stellten allein schon durch ihr bloßes Vorhandensein die behauptete Überlegenheit des kapitalistischen Systems in Frage. Dazu kam der durch die Rassenfrage aufgerissene Gegensatz.

Meine Freunde Barrington sind die Opfer dieser Entwicklung und ihrer Überzeugung geworden. Barrington brachte es nicht fertig, sich wie sein Kollege McBristen als bloßen wissenschaftlichen Agenten

eines Geldmagnaten zu betrachten. Wenn man solche Frau zur Seite hatte wie er, ging dergleichen wohl auch nie und nimmer. So mußte er, wie viele Hunderte, ja Tausende von Gelehrten vor ihm, ins Gras beißen, da, was er lehrte, seinen Geldgebern nicht mehr ins Konzept paßte.

Als ich 1934 ihn, seine Frau und die Kinder — denn inzwischen hatte sich zur Helena ein kleiner Hector gesellt — wieder für ein paar Tage besuchte, fand ich ihn tief erbittert und vergrämt. Seine Vorgesetzten hatten von ihm verlangt, er solle in seinem Unterricht in deutscher Literatur und Geschichte gegen das Dritte Reich auftreten. Als Lesestücke sollte er ausschließlich Emigrantenliteratur benutzen und den Nationalsozialismus als Verrat an der ganzen vergangenen Geschichte Deutschlands darstellen. Schon waren über ihn Gerüchte in Umlauf gesetzt, er wäre ein „fascist“; er wußte auch, woher sie kamen: sie gingen von der zionistischen Studentenvereinigung aus. Auch die Tatsache, daß seine Frau Deutsche sei, war bereits hämisch in die Debatte geworfen worden.

Verzweifelt sagte er mir am letzten Abend meines Besuches:

„Ich bin kein Faschist, meine Frau auch nicht. Wir sind Amerikaner; und ich liebe dieses Land, in dem meine Familie seit vielen Generationen heimisch ist. Aber mein Beruf ist nun einmal die korrekte, sachliche, vollständige Beschreibung und Erläuterung der deutschen Verhältnisse. Ich stimme mit dem Nationalsozialismus nicht überein. Das könnte ich gar nicht, weil ich aus einer ganz anderen Umwelt komme. Aber ich begreife die Gründe seines Entstehens und die seines Weges. Ich kann meinen Hörern nicht ein Deutschland hinstellen, daß es gar nicht mehr gibt. Ich muß doch die deutsche Wirklichkeit erläutern und dafür sorgen, daß meine Studenten wirklich begreifen, was in ihr vorgeht! Wenn ich den Studenten Proben aus Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen‘ gebe, so muß ich sie heute durch vernünftig ausgewählte Teile aus Hitlers ‚Mein Kampf‘ ergänzen, und wenn ich ihnen Thomas Mann zeige, kann ich ihnen Johst, Dwinger oder Grimm nicht unterschlagen. Ich bin kein Reklamechef für Herrn Shnobhimer und Konsorten und ihre dunklen kapitalistischen oder jüdischen oder was weiß ich für Interessen. Ich bin ein Gelehrter und zur Wahrheit, Sachlichkeit und Sauberkeit verpflichtet!“

Er tat mir unendlich leid. Noch mehr krampfte mir der Anblick Marias das Herz zusammen. In den Augen, welche ihren Gatten be-

obachteten, lag ein solches Übermaß von ratloser Liebe und gequälter Hoffnungslosigkeit, daß man schier verzweifeln konnte. Ich versuchte es mit einem Ratschlag: „Warum beschränkst du dich nicht auf Grammatik, Formenlehre und alte Literatur? Damit umgehst du doch alle politischen Schwierigkeiten!"

Er antwortete dumpf: „Das gerade erlaubt man mir nicht!" —

Als ich mich diesmal von Barringtons verabschiedete, hatte ich das unabweisbare Gefühl, zu einem Untergehenden zu sprechen. Er wußte sich keinen Rat mehr.

*

Wir korrespondierten nicht miteinander. Aber 1936 führte mich mein Weg wieder zu jener Stadt. Als ich vor seinem Hause hielt, fand ich einen fremden Namen auf dem Türschild. Die Leute, die das Haus bewohnten, wußten nichts von einem Vormieter namens Barrington.

Ich fuhr also zur Universität hinaus und erkundigte mich im Zentralbüro nach seinem Schicksal. Die Beamtin wußte sofort Bescheid.

„Mr. Barrington ist schon im Februar 1935 entlassen worden."

„Oh! Warum?"

„On account of faszism!" (Wegen Faschismus.)

„Nicht möglich! Wissen Sie seine jetzige Adresse?"

„Nein, die kennen wir nicht."

„Aber vielleicht die Universität oder Hochschule, an der er jetzt lehrt."

Die grauhaarige Dame sah mich beinahe mitleidig an: „Ein Professor, der wegen Faschismus entlassen ist, wird an keiner Hochschule mehr angestellt. Das ist so gut wie sicher!"

Er war also untergegangen. Er ist nie Faschist oder Nationalsozialist gewesen, wollte es auch nicht sein. Er fühlte sich vollkommen als Amerikaner. Aber gerade als ein solcher alten Stils glaubte er an das Recht auf eine eigene Überzeugung. Sein wissenschaftliches Ehrgefühl schrieb ihm vor, den von ihm vertretenen Gegenstand in sachlicher, korrekter und vollständiger Weise vorzutragen und sich nicht zu einem Instrument der Agitation herabwürdigen zu lassen, Agitation nicht für die höheren Ziele eines Staates und seines Heimatlandes, sondern für die Interessen einer kleinen Gruppe, die die Nation und Staatsführung für ihren Zwecken dienstbare Organe hielt. Er war

kurzerhand eines Besseren darüber belehrt worden, welche Rechte in Amerika erlaubt sind und welche nicht.

Ich habe von den Barringtons, von Maria und ihren Kindern mit den stolzen Namen nie wieder etwas gehört.

*

Um wenigstens an einigen Beispielen weiter zu zeigen, daß es sich bei dem hier geschilderten Schicksal keineswegs um einen Einzelfall handelt, seien noch einige statistische Angaben hinzugefügt.

Die vier reichsten und gleichzeitig mit das größte Ansehen genießenden amerikanischen Universitäten sind Harvard, Yale, Columbia und die Universität von Chicago. Das Management, also die kaufmännische und finanzielle Verwaltung (von der die Auswahl der Professoren, ihre Gehälter und die Kontrolle ihrer Grundsätze und ihres Unterrichts abhängt), der Harvard University wird von Beauftragten der Firma J. P. Morgan wahrgenommen, die den Hauptgeldgeber, die Standard Oil Company (Rockefeller, Harkness, Whitney) zu vertreten haben. Yale steht unter einem Management, das sich aus Vertretern von Morgan- und Rockefellerinteressen zusammensetzt. Auch hier ist der Hauptgeldgeber die Standard Oil Co. Die Columbia University untersteht der Verwaltung der National City Bank of New York. Zu den Geldgebern gehören Gould und Dodge (Automobile). Die Universität von Chicago ist vorwiegend eine Angelegenheit Rockefellers, der hier sowohl als Verwalter wie auch als Hauptgeldgeber auftritt. Zu den weniger bedeutenden Geldgebern gehören z. B. Field (Warenhäuser) und Swift (Großschlächter).

Die bedeutendste technische Hochschule Amerikas ist das Massachusetts Institute of Technology. Sie untersteht dem Management der Familie Dupont (Waffen, Munition, Sprengstoffe), dem wohl größten und gewissenlosesten Rüstungskonzern der Erde. Dupont ist gleichzeitig der wichtigste Geldgeber. Als weiterer bedeutender Spender wäre Eastman (Kodakerzeugnisse), der einer der wenigen reichen Amerikaner gewesen ist, die ihre „Spenden“ wirklich vorbehaltlos gespendet haben, ohne besondere Kontroll- oder Gebrauchsbedingungen damit zu verknüpfen. Ein anderer solcher weißer Rabe ist Leland Stanford gewesen, der die Stanford University (bei San Francisco) gründete. Daß aber auch dieses Institut nicht aus der hochkapitalistischen Reihe tanzen darf, geht aus der Zusammensetzung seines Kura-

toriums hervor; es wird von Vertretern der Southern Pacific Railroad und kalifornischer Elektrizitätswerke gebildet.

Einen guten Namen haben weiter Cornell und Princeton University. Cornell untersteht Rockefellerscher Verwaltung, Princeton einer solchen der National City Bank of New York.

Die zwölftreichste amerikanische Universität, John Hopkins, untersteht wiederum einer Verwaltung, in welcher der Morganeinfluß vorherrscht. Die Northwestern University ist die einzige der zwanzig bedeutendsten amerikanischen Universitäten, die nicht unmittelbar von Finanzinteressen regiert wird, sondern der Leitung der methodistischen Kirche untersteht. Ihre Hauptgeldgeberin ist die Deering-Familie (Landwirtschaftliche Maschinen). Die Universität von Pennsylvania ist wiederum ein Morgan-Institut. Von welchen Interessen die Vanderbilt University geleitet wird, gibt schon ihr Name an. Das Carnegie Institute of Technology wurde von Carnegie gestiftet. In der Verwaltung führen die Mellon-Interessen (Stahl, Schwerindustrie); das gleiche gilt für die University of Pittsburgh. Die Colgate-Universität untersteht der Kontrolle der Colgate-Familie (Rasiercreme, Zahnpasta usw.).

Professor Jerome Davis hat in seinem Buch „Capitalism and its Culture“ (Der Kapitalismus und seine Kultur) mitgeteilt, wie sich an den siebenundzwanzig bedeutendsten Hochschulen Amerikas die Verwaltungsausschüsse zusammensetzen. Er kommt auf eine Gesamtzahl von 659 Trustees (Kuratoren). Von diesen sind 254 Bankiers, 141 Geschäftsleute, 164 Industrielle, 22 Richter (d. h. Beauftragte der beiden amerikanischen Parteien, die ja auch nur Geldinteressen vertreten) und 153 Professoren (damit die Wissenschaft wenigstens der Form nach zu Worte kommt).

Die Zusammensetzung allein beweist schon, daß die Hochschulen nichts anderes als Instrumente des Finanzkapitals sind, vorzüglich getarnte Mittel, sich auf dem Wege über die steuerfreien Universitätsvermögen des Stimmrechts großer Aktienvermögen und damit wirtschaftlicher Macht zu versichern. Die Steuerersparnisse werden ganz außerordentlich, wenn es sich um die Vererbung großer Vermögen innerhalb einer Familie handelt, denn die Erbschaftssteuer beträgt bis zu siebzig Prozent der zu vererbenden Kapitalien. Werden diese aber in eine öffentliche Stiftung eingebracht, so fällt die Steuer fort, ohne daß die Erben auch nur eines Bruchteils der mit dem gestifteten

Kapital verbunden gewesenen Wirtschaftsmacht verlustig gingen — ganz im Gegenteil kann sich durch geschickte Fassung der Statuten der Stiftung die wirtschaftliche Macht außer der enormen Steuerersparnis noch tatsächlich bedeutend erhöhen.

Zum Schluß seien noch als Beispiel die wichtigsten Namen aus dem Kuratorium der Harvard-Universität für 1936 angegeben: H. St. Morgan (der Sohn von John Pierpont Morgan, Makler und Bankier), G. Whitney (Morganpartner), Ch. F. Adams (Bankier aus Boston, Schwiegervater des H. St. Morgan), W. S. Gifford (American Telephone and Telegraph Company, Morgan), Elihu Root jr. (Bankhaus Morgan), G. R. Agassiz (Kupfer), A. A. Sprague (Nahrungsmittelgroßhändler), G. G. Bacon (Sohn eines früheren Morganpartners), Walter Lippmann, Leitartikler der amerikanischen Massenpresse.

Oder etwa die wichtigsten, das heißt tonangebenden, Kuratoren einer der kleineren Universitäten, der University of Pennsylvania: E. T. Stotesbury, Morganpartner, G. Wh. Pepper, Vertreter von Morganinteressen im Amerikanischen Senat, einer der übelsten Kriegshetzer, J. E. Widener und M. L. Clothier (Beruf: Millionäre), J. E. Zimmermann (Gaswerke), R. C. Hill (Kohlenbergwerke), E. Hopkinson jr. (Morganpartner), A. Felix Dupont (Sprengstoffe und Munition), Eldridge R. Johnson (Sprechmaschinen). Der Präsident der Universität von Pennsylvanien — um das liebliche Morganbild voll zu machen — ist Thomas S. Gates, auch ein früherer Morganpartner.

Und als drittes Beispiel seien noch die kennzeichnenden Kuratoren der bedeutendsten technischen Hochschule angegeben (Massachusetts Institute of Technology): Gerard Swope (General Electric, Morgan), W. C. Forbes (Bankier aus Boston, Direktor der American Telephon and Telegraph Company), E. S. Webster (Industriebank Stone & Webster), Pierre S. du Pont (Sprengstoffe und Munition), Lammot du Pont (desgleichen), J. E. Aldred (Emissionsbankier), A. H. Wiggin (Chase National Bank), A. P. Sloan (Präsident der General Motors Corp. und Direktor der E. J. du Pont de Nemours & Comp.), Ph. Stockton (Bankier aus Boston), J. J. Pelley (Eisenbahngesellschaft), A. E. Loomis (ebenfalls Eisenbahnen).

Man erkennt schon aus diesen wenigen Beispielen, daß es im Grunde überall die gleiche Clique von Bank- und Industriekapitalisten ist, die in ihren Universitäten (oder in den öffentlichen Universitäten

auf dem Umweg über die „Politik“) die gesamte höhere amerikanische Bildung beherrscht.

Zum Beweis der Angabe, daß die Universitätsfonds wesentlich mit dazu dienen, die privatwirtschaftliche Macht der „Spender“ zu konsolidieren, sei noch darauf hingewiesen, daß von den rund 537 Millionen Dollar, die das Gesamtvermögen aller Hochschulen darstellen, welche je über mehr als 5 Millionen verfügen, der weitaus größte Betrag, nämlich 353 Millionen Dollar, in Industriewerten, 146 Millionen in Liegenschaften (wovon natürlich wiederum ein hoher, nicht zu schätzender Teil Industriewerte darstellt), 13 Millionen in auswärtigen Anleihen (auswärtige Industrieinteressen) und nur etwa 23 Millionen Dollar in USA.-Staats- oder Stadtanleihen angelegt waren (und selbst diese haben Morgan oder anderen Bankhäusern hohe Gewinne eingebracht, denn sie sind ja auch für Staatsanleihen Emissionshäuser).

Um es in einem Wort zusammenzufassen: die höhere amerikanische Bildung ist ein „Racket“ (eine geheime Genossenschaft zum Schutz oder zur Förderung privater Profitinteressen).

Anmerkung: Weitere Quelle: America's 60 „Families“. Von Ferdinand Lundberg. The Vanguard Press, New York, 1937.

III

DIE GEIER

Die Geschichte, die ich jetzt erzählen will, habe ich vor wenigen Jahren schon einmal an anderer Stelle berichtet, allerdings verkürzt, weil damals gewisse Rücksichten genommen werden mußten. Diese Rücksichten sind heute nicht mehr erforderlich, man kann die Dinge beim richtigen Namen nennen, braucht nicht mehr zu retuschieren und darf mitteilen, was sich tatsächlich ereignet hat.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich kurz eine Frage erörtern, die manchem der vielen Leser meiner früheren Bücher vielleicht bei der Lektüre dieses Buches auftaucht: warum ich die hier beschriebenen Erlebnisse nicht schon früher geschildert habe.

Die Erlebnisse, Eindrücke, Erfahrungen einer großen, Jahre beanspruchenden Reise, das Wesen, Leben und Schicksal der vielen Menschen, die einem unterwegs begegnen, bieten sich zunächst in so unübersehbarer Fülle an, daß man, wenn nach der Rückkehr ein Buch geschrieben werden muß, nicht weiß, wo man beginnen soll. Es ist bei dem Übermaß des Stoffes nicht immer leicht, die richtige Auswahl zu treffen. Aber auswählen muß man, sonst werden die Bücher unmäßig dick, und die grimmigen Verleger nehmen sie einem nicht ab, oder, was noch schlimmer ist, sie setzen sich hin und lassen den Rotstift wüten.

Nach 1933 war unsere publizistische Situation gegenüber dem Auslande außergewöhnlich belastet, in ihr spiegelt sich ja stets die außenpolitische wider. Wir hatten nur das eine Interesse, ungestört durch Außeneinflüsse am Neuaufbau unseres Vaterlandes zu arbeiten. Wir wußten genau genug, daß sich überall draußen Kräfte regten, die uns mit allen nur denkbaren Mitteln propagandistisch, wirtschaftlich und politisch das Leben schwer machen wollten; wir konnten weiterhin täglich feststellen, daß man sich die größte Mühe gab, das Gerücht zu verbreiten, der Nationalsozialismus strebe danach, auch andere Staaten, natürlich gerade auch die USA., mit gerissener Schläue zu durch-

dringen. Der deutsche Zeitgenosse kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, in welchen Ausdrücken, mit welchen Mitteln der Verleumdung und grundsätzlich böswilligen, das wahre Bild stets verzerrenden und verfälschenden Darstellungskunst schon 1934 gegen das Dritte Reich gearbeitet worden ist! Obwohl ich manchen harten Brocken gewöhnt bin, habe ich schon damals oft genug so angesehene und sich um Objektivität wenigstens offiziell bemühende Zeitschriften wie „Current History", „American Mercury" oder „Pacific Affairs" wütend in die nächste Ecke gepfeffert, weil ihre raffinierte Verfälschung der in Deutschland tatsächlich obwaltenden Verhältnisse einfach nicht zu ertragen war, ohne dabei in einen knirschenden, leider hilflosen Zorn zu geraten, denn man konnte ja nichts ändern.

Einer der Gründe für diese fortgesetzten Verleumdungen und Beleidigungen unzähliger Dinge, Menschen und Erinnerungen, die jedem anständigen Deutschen teuer sind, war natürlich der, uns zu provozieren. Wenn wir nämlich begonnen hätten, den anderen (ich denke dabei vor allem an die mir besonders vertrauten amerikanischen Verhältnisse) mit gleicher Münze heimzuzahlen und grobe Keile auf grobe Klötze zu setzen, so hätten wir ihnen den mit allem nur denkbaren publizistischen Raffinement gegen uns begonnenen Feldzug natürlich nur erleichtert. Wir mußten also mit dem Grundsatz, daß Nationalsozialismus keine Exportware ist, aufs radikalste Ernst machen, uns in der Darstellung amerikanischer Zustände nicht etwa nur strengster Objektivität befleißigen (denn die objektive Darstellung amerikanischer Verhältnisse hätte genug vernichtende Kritik enthalten), sondern wir mußten beträchtliche Ausschnitte der amerikanischen Szene überhaupt ignorieren, weil jede sachliche Darstellung von unserem Standpunkt aus bereits eine schneidende Verurteilung enthalten hätte. Das aber wäre bei der offensichtlich vorhandenen Böswilligkeit als Einmischung in inneramerikanische Verhältnisse gedeutet worden und hätte den erwünschten Vorwand zu neuer Hetze gegen uns geliefert. Vor allem war es unmöglich, Vergleiche zwischen deutschen und amerikanischen Zuständen zu ziehen, denn die wären bei dem bald sichtbar werdenden Versagen des Rooseveltschen New Deal erst recht als Einmischung und Propaganda des Nationalsozialismus ausgelegt worden — denn der Nationalsozialismus, dem man schon damals, und gar nicht nur im stillen, die Pest an den Hals wünschte, hatte im Gegensatz zum stolzen, „reichen" Amerika erstaunlichen Erfolg.

1932 also, als es uns selbst schlecht ging, konnte man es sich sozusagen noch leisten, die Verlogenheit und Verfahrenheit der amerikanischen Situation zu kennzeichnen, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, wie ich es in meinem Buch „Amerika, Untergang am Überfluß" damals versucht habe. 1934 oder 1936 war das nicht mehr möglich, weil selbstverständlich die Erfordernisse der deutschen Politik angesichts der ohnehin gespannten Lage weit vor den publizistischen oder erzählerischen Absichten den Vorrang beanspruchten. Ein Staat, der alle Hände voll zu tun hat, mit schwierigsten inneren Problemen fertig zu werden, und der sich gleichzeitig gegen eine Welt von Feinden oder Mißgünstigen wappnen muß, kann nicht gestatten, daß vergnügt, harmlos und wild in der Gegend herumkritisiert wird.

Da also lag der Hund begraben. Und jeder Vernünftige wird begreifen, warum dieses Buch erst jetzt geschrieben werden kann. Wir haben uns nicht provozieren lassen. Der Krieg ist über die Herren Amerikaner zu einer Zeit hereingebrochen, die uns und nicht ihnen genehm war!

*

Doch nun will ich endlich zu meiner Erzählung kommen:

Es gibt ein paar Gegenden in Nordamerika, in denen man noch den alten Geist der „Frontier" spürt, der gegen die Wildnis kämpfenden Grenze. Dort ist das Land noch nicht von den zementenen Bändern der Autostraßen, von den hundert- und tausendfach sich kreuzenden Leitungen der Telefon- und Starkstromdrähte, von den Schienensträngen der Eisenbahnen nach dem Willen der Menschen gefesselt worden. Dort walten noch die alten, großen Götter einer übermenschlich wilden Natur, und wer sich diesen Weiten anvertrauen will, muß stets darauf gefaßt sein, daß sie ihn plötzlich anfallen und verschlingen. Männer und Frauen mit starken Herzen sind not, um sich gegen die großartige, aber auch heimtückische, die zaubervolle, aber auch erbarmungslose Einöde durchzusetzen.

Und wirklich trifft man in diesen wenigen entlegenen, sowohl den durchschnittlichen heutigen Amerikanern als auch und erst recht den reisenden Touristen unbekannten, ja praktisch verschlossenen Gebieten Menschen von einem Schlag, der den Beobachter wohl verstehen läßt, daß solche Charaktere einst in einem zähen und kühnen Zuge ohnegleichen den gewaltigen Kontinent zwischen dem Atlantischen und

dem Pazifischen Ozean eroberten und sich zur Wohnstatt machten: Männer von großem Mut, großem Herzen und großer Ausdauer, wahrhafte Pioniere, in denen das Blut der Wikinger und Normannen lebendig geblieben ist. Wer nur den nervösen, irritablen, von äußeren Einflüssen leicht zu bestimmenden, gehaltlosen Amerikaner der großen Städte kennt, kennt Amerika nicht ganz, weiß vor allen Dingen nicht, welche menschlichen Möglichkeiten einmal in Amerika verwirklicht gewesen sind, nun aber unter dem Staub und Schlamm der modernen, allein vom Gelde beherrschten amerikanischen Zivilisation verschüttet liegen. Solche Landschaften, solche letzten Reste der Frontier aufzufinden, habe ich mich jahrelang bemüht. Ich fand sie in den Hinterwäldern der französisch-kanadischen Landschaften in Quebec am unteren Sankt Lorenz, auch wohl noch in den Bergen im östlichen Kentucky, am Peace-River im nordwestlichen kanadischen Alberta, wo vor allen anderen auch Deutsche beweisen, welche Urkraft des bäuerlichen Eroberers noch in ihnen steckt.

Abgesehen von diesen fleckenartigen, wohl noch zu vermehrenden Gebieten gibt es jedoch ein großes, riesiges Land, das eigentlich noch ganz und gar „Frontier“, die kämpfende Grenze zwischen der gezähmten und der ungezähmten Natur, darstellt, das ist Alaska. Unbeschreiblicher Zauber entströmt seinen grenzenlosen Einöden, den gewaltigen Gebirgen, den dunklen Wäldern, den weiten Tundren und den riesigen, ungebändigten Strömen. Wer sich ihm einmal hingegeben hat, verfällt ihm gewöhnlich sein Leben lang und ist für die zahmere Welt verloren. Zwei solche Menschen will ich jetzt vorstellen, denn mit ihnen beginnt nach den langen Vorreden meine Geschichte.

*

Es war unsagbar gemütlich in dem niedrigen, langgestreckten Raum. Die dicht gefugten Wände zeigten jeden einzelnen der schlanken, schnurgeraden Föhrenstämme, aus denen das große Blockhaus kunstgerecht gebaut war. Viele Hirsch- und Elchdecken, auch eine Anzahl Bären- und Wolverinefelle*) schmückten, zu Teppichen oder Behängen verarbeitet (die deutlich indianische Arbeit verrieten), den Fußboden und die Wände. Große, schwerfällige Stühle und Sessel mit

*) Wolverine, der amerikanische Vielfraß, ein äußerst gefährliches und heimtückisches Raubtier, vielleicht das gefährlichste der amerikanischen Bergeinöden.

Ledersitzen und Lehnen, die wahrhaftig aus keiner Fabrik stammten, standen vor klobigen Tischen. Über der Tür und dem Kamin zeigten mächtige Elchschaufeln und Cariboo-Geweihe, daß das Haus von einem Jäger bewohnt wurde.

Wir lagen mehr als wir saßen in zwei tiefen braunen Armstühlen und streckten unsere Beine auf ein unwahrscheinlich großes, dickes Bärenfell, das ich mit ehrfürchtigem Staunen als das eines Grizzly, eines der gefährlichen Graubären des amerikanischen Nordwestens, erkannt hatte. Mächtige harzige Scheite prasselten vor uns in dem gewaltigen Kamin, in dem ich bequem in Sommerzeiten mein ganzes Bett hätte aufstellen können und wo dann noch Platz für einen Nachttisch gewesen wäre. Es war ein Feuerplatz, wie man ihn sich für Alaska vorstellte. Die lodernden Flammen erhellten den Raum bis in den hintersten Winkel, wenn es auch ein unbeständiges, flackerndes Licht war. Eine Lampe brannte nicht; sie wäre auch überflüssig gewesen. Und die zierliche Frau Bischof, durch deren braunes Haar sich schon ein paar silberne Fäden schlichen, war sparsam. Sie war sicherlich so geübt im Stopfen der bischöflichen Winterstrümpfe, mächtiger, dicker Futterale aus ungebleichter und nur wenig entfetteter Schafwolle, daß ihr auch ein noch unsichereres Licht genügt hätte.

Sie saß etwas im Hintergrund zwischen uns beiden wohlig und faul die langen Abendstunden verredenden Männern und beteiligte sich nur gelegentlich am niemals endenden Gespräch, so zum Beispiel, wenn sie sagte: „Wie ihr beide das aushalten könnt, diese Hitze so dicht am Feuer, begreife ich nicht. Ich werde schon hier hinten langsam geschmort.“

Und der langbeinige, sehnige Bischof (er vertrat die episkopalische Kirche und war gleichzeitig der Vorsteher der bedeutendsten Indianer- und Eskimomission in ganz Zentral- und Nordalaska) reckte sich dann in noch betonterer Faulheit, so daß seine langen Beine noch länger wurden, streckte seine Hände flach gegen das Feuer, rieb sie dann ineinander, als wüsche er sie in der warmen Strahlung.

„Well, dear, mir ist so, als müßten wir einen Haufen Wärme in unseren sündigen Gliedern aufspeichern. Ich habe so eine Ahnung, als ob wir sie bald brauchen würden. Wir hatten heute mittag fünfunddreißig Grad unter Null draußen, und es scheint, als wolle es noch kälter werden.“

Und wie zur Bestätigung seiner Worte drückte wieder einmal ein Windstoß in den Schornstein und warf einen Funkenregen auf, ein paar Glutstückchen sprangen auf die blitzend blanke Kupferplatte, die vor dem Kamin den Fußboden schützte — sie bildete den stolzesten Zierat im ganzen Raum. Mit einem langgezogenen, winselnden Weinen, das nächtlichem Eulengeschrei zu vergleichen war, flaute die Bö wieder ab und gab den Schornstein frei. Trotz aller Wärme fröstelte ich plötzlich; es war, als wenn der jammernde Winterwind, der das Haus umstrich, bis zu uns ins Zimmer gedrungen wäre.

Die Frau Bischofin seufzte. Ja, die Frauen haben es in diesen Ländern stets am schwersten. Die Männer halten sich am Abenteuer und an starken Taten schadlos und an der Aussicht auf Gewinn und Bewährung. Den Frauen bleibt allein die Sorge. Doch sind sie es, die in einem wilden Lande das Leben der Männer erst zur Menschlichkeit erheben; und erst durch sie wird es, wenn überhaupt, zu einer neuen Heimat.

Ich hatte die ganze Zeit über kein Wort gesprochen, genoß nur, wie schon so manches Mal in den Wochen zuvor, die friedliche Geborgenheit dieses Raumes und die freundschaftliche Gemeinsamkeit mit diesen beiden prächtigen, gebildeten, warmherzigen Menschen. Ich konnte dem Schicksal dankbar sein, daß es mich ihnen über den Weg geschickt hatte.

Auf einer Reise, die ich unternommen hatte, um dem großen Goldrausch des Jahres 1898 am Klondike und am Yukon nachzuspüren, war ich auf der Dampferfahrt den ganzen Yukon abwärts dem Bischof und seiner Frau begegnet. Da wir die einzigen Passagiere auf den Schiffen waren (in Dawson an der Mündung des Klondike in den Yukon muß man umsteigen, wobei wir, sehr zu meinem Vorteil, viele Tage vertrödelten), so ergab es sich von selbst, daß wir schnell Freundschaft miteinander schlossen, was um so leichter möglich war, als wir bald viele gemeinsame Interessen, vor allem aber eine geheime, unausrottbare Leidenschaft für die wilde, große Natur und die Freiheit der weiten Wildnisse, die noch nie vom Menschen ins Geschirr gezwungen worden sind, aneinander entdeckten. Der Dampfer war der letzte, der vor dem Beginn des Frostes noch einmal die lange Stromabwärtsreise bis zur Einmündung des Tanana in den Yukon machte. Er biegt dort in den Tanana ein und fährt ihn bis Nenana aufwärts; von dort kann man über den einzigen Schienenstrang von

Bedeutung, den Alaska besitzt, entweder das muntere Städtchen Fairbanks im Herzen Alaskas oder im Süden die pazifische Küste bei Seward erreichen, einem eisfreien Hafen, der auch im Winter regelmäßige Schiffsverbindung nach Seattle, dem großen Hafen an der amerikanischen Westküste, aufrechterhält.

Ich hatte eigentlich Alaska vor Einbruch des vollen Winters verlassen wollen. Aber die herbe Schönheit seines Herbstes, die strotzende Fülle merkwürdiger Menschenschicksale, die sich hier dem Beobachter anbot, die ständig wiederkehrende Behauptung, daß der Winter den Zauber des Sommers und Herbstes noch überträfe und erst das wahre Wesen dieser nordischen Gefilde völlig enthüllte — vor allem aber dann die liebenswürdige Hartnäckigkeit, mit der der Bischof und seine Frau mich für beliebig lange Zeit auf ihre Station zu Gaste luden: dies und noch einige andere Gründe hatten mich bestimmt, meine Abreise auf den März oder April des nächsten Jahres zu verschieben.

Ich trennte mich zunächst von meinen Freunden, blieb eine Weile in Fairbanks, fuhr dann nach Anchorage und Seward und wieder ins Innere zurück und kehrte schließlich um die Weihnachtszeit bei Anbruch der ersten Periode tiefer Kälte auf der „Station" des Bischofs ein. Das Weihnachtsfest im Kreise der Indianerkinder, die in der Missionsschule unterrichtet wurden, und vieler ihrer breitschultrigen, grobknochigen und dunkelhäutigen Eltern (wir zählten insgesamt nur sechs Weiße) verlief eigenartig und schön. Neujahr feierten wir in stilleren Gesprächen bei einer dampfenden Punschbowle.

Im Januar nahm mich der Bischof zum ersten Male mit auf Fahrt, denn er besuchte winterüber der Reihe nach eine Anzahl einsamer Fallensteller und Goldgräber und Indianerlager. Das Hundegespann der Station galt als eines der besten und schnellsten von ganz Alaska, und der Bischof stand in dem Rufe, einer der kühnsten und erfahrensten Hundeschlittenfahrer zu sein, der auf schwierigen Reisen und in gefahrvollen Abenteuern seinen Mut, seine Besonnenheit und seine Ausdauer hundertfach bewiesen hatte. Nur solch ein Mann, so unpastoral wie nur möglich, konnte den weißen und roten Männern der Wildnis überhaupt imponieren. Ich hatte oft genug Gelegenheit, zu beobachten, wie aufrichtig sie seine männlichen Tugenden respektierten.

Wenn irgendwo, dann hatte ich hier, bei diesen liebenswürdigen Menschen, den richtigen Ort gefunden, wo sich mir das menschliche

Panorama jenes harten, großartigen Landes Alaska in weitem Umkreise öffnete, und vielleicht komme ich noch einmal dazu, ein dickes Buch über den letzten Akt des amerikanischen Heldenzeitalters zu schreiben, der dort spielt. (Denn Amerika bestand nicht immer nur aus Roosevelts, Arbeitslosen, Bankiers, Filmjuden und Schönheitsköniginnen.)

Der Januar war vergangen, und auch der Februar näherte sich bereits seinem Ende; schon stand die Sonne acht Stunden am Himmel, die Tage wurden merklich länger. Wenn sie schien, so durfte man nicht ohne Schneebrille ins Freie gehen, sonst setzte man sich der Gefahr aus, schneeblind zu werden, und das ist eine scheußliche, schmerzhafte, quälende Angelegenheit. Allerdings war der Winter längst nicht zu Ende. Die Zeit der allertiefsten Kälte indessen, die in Zentral-Alaska stets mit völliger Windstille einhergeht, schien vorüber; das verriet der böige, stoßende Wind, der an jenem Abend im Kamin wühlte und uns die Funken vor die Füße trieb. Nun begannen die unbeständigen Wochen, die den Übergang zum Vorfrühling bedeuten, mit wechselnden Temperaturen, auch stets noch solchen tief unter Null, mit Schneestürmen, tiefhängenden Nebeltagen und den himmelhohen Geisterflammen der Nordlichter.

Lange war nichts mehr gesprochen worden. Der Bischof hatte neues Holz aufgelegt, und wir schwiegen weiter, und selbst die ewig geschäftigen Hände der Frau waren für eine Weile in den Schoß gesunken. Plötzlich ließ uns ein Geräusch aufhorchen. Irgendwer klopfte an die Tür der großen Vorhalle vor dem Zimmer. Ein dienstbarer Geist aus der Küche, die am jenseitigen Ende der Halle sich anschloß, eines der Indianermädchen der Station, öffnete schon, ehe wir uns noch aus unseren tiefen Lehnstühlen aufrafften. Schon tat sich die Tür zur Halle auf, und herein trat ein Riese von Mann, den das aufrechtstehende lange Haar der Kapuze seiner Parka, des knielangen Pelzhemdes der Eskimos, noch riesiger erscheinen ließ. Er bot uns zunächst die Zeit und streifte sich dann den dicken Pelzrock über den Kopf. Darunter kamen ein Uniformrock, Reithosen und hohe, geschnürte Reitstiefel zum Vorschein.

Ich kannte ihn schon: es war der nahebei stationierte Polizeisergeant, ein Amerikaner isländischer Abkunft aus dem Staate North Dakota. Wenn auf irgendwen der Name „nordischer Recke" paßte, und zwar ganz ohne Spaß, dann auf ihn. Das riesige Gebiet, für dessen Sicher-

heit und Ordnung er verantwortlich war, erstreckte sich vom mittleren Yukon nach Süden bis zum oberen Kuskokwim, nach Norden bis zur Großen Wasserscheide und an die Oberläufe des Koyukuk, des Noatak und des Colville. Er stand bei Weißen und Indianern ringsum in hohem Ansehen (und ist der zweite jener Amerikaner besten alten Schlages, von denen ich hier den Bischof als ersten vorstellte). Von seiner Härte und seiner Unnachsichtigkeit, aber auch seiner unbedingten Hilfsbereitschaft und Kameradschaft erzählte man sich manche Geschichte. Er hieß Hagneson.

Ich kam mir neben ihm stets wie ein kleiner Bruder vor, denn er überragte mich um mehr als Haupteslänge. Er behandelte mich auch stets mit einer gewissen langmütigen Vorsicht, die ihm wohl einerseits von dem Eindruck meiner nur mittelmäßigen Statur, andererseits von meinem Beruf eingeflößt wurde.

Er reichte uns allen die Hand, wobei er sich vor der Frau Bischof mit einer merkwürdig rührenden Schwerfälligkeit verbeugte. Der Bischof hatte sich nicht einmal erhoben. Er sagte: „Zieh dir einen Stuhl ans Feuer, Sergeant!“

Der tat es, sah dann fragend auf die Frau Bischof, und als die nickte, stopfte er sich seine kurze Pfeife. Hier wurde nichts übereilt, obgleich ihn nur etwas Besonderes zu nachtschlafender Zeit hergeführt haben konnte. Die Uhr ging schon auf zwölf. Erst als die blauen Rauchwolken durch die Luft zogen und langsam dem saugenden Kaminfeuer zuschwebten, nahm der Polizeimann das Wort. Er sagte langsam und ohne die geringste Erregung zu verraten, als handele es sich um einen harmlosen Wochenendausflug bei schönstem Sommerwetter: „Ich muß morgen früh zum Koyukuk; etwa fünfzig Meilen oberhalb der Einmündung des Hogazakekat liegt der Platz. Ich möchte gern, daß du mitkommst, Bischof!“

Ich überlegte schnell: wenn er quer über die schroffen Yukonberge wollte, so waren das mindestens zweihundertfünfzig Meilen; nahm er den bequemeren Weg, dem Yukon stromab zu folgen und dann in den Koyukuk stromauf einzubiegen, so hatte er mindestens fünfhundert Meilen zurückzulegen. Auf beiden Routen aber würde er die geschützten Gebiete Zentralalaskas verlassen müssen und gelangte dann im Westen in die öden Gegenden, die von den maßlosen, brüllenden Schneestürmen der Beringsee überheult werden. Und das sagte er so ruhig hin: „Morgen früh muß ich zum Koyukuk.“

Der Bischof hatte sich nicht gerührt; er schien noch genau so träumerisch in die Flammen zu starren wie zuvor. Aber ich merkte an einer plötzlich durch die Luft gebreiteten Spannung, daß seine Frau den Atem anhielt. Sie kannte die Gefahren und Strapazen genau genug, die eine solche Schlittenreise um diese Jahreszeit bedeutete. Aber sie wußte wohl auch ebenso gut, daß ihr Mann sich durch nichts auf der Welt von einem Entschluß abhalten ließ, den er für seine Pflicht hielt. Nach fünf langen Minuten endlich räusperte sich der Bischof, schob sich ein wenig in seinem Stuhle höher und meinte dann wie nebenbei: „Ich würde das große Gespann nehmen, fünfzehn Hunde und den großen Schlitten. Die Hunde sind ausgeruht. Wenn wir über die Berge gehen, können wir's, glaube ich, in zehn Tagen schaffen. Wie steht's mit deinem Gespann, Sergeant?"

„In Ordnung! Die Hunde haben zwar diesen Winter schon eine gehörige Anzahl Meilen hinter sich, aber ich habe sie kräftig im Futter gehalten und sie noch nicht ein einziges Mal auszupumpen brauchen."

„Das ist gut!" antwortete der Bischof. „Es handelt sich ja wohl um den alten Mike, nicht wahr, Sergeant? Habe mir schon lange gedacht, daß da mal was schief geht. Er ist ja schon an die Siebzig. Welche von meinen ärztlichen Taschen soll ich mitnehmen? Hat er sich was gebrochen? Ist er verletzt oder krank?"

„Nimm nur alles mit, was du hast, Bischof. Der Teufel soll wissen, was wir da vorfinden. Entschuldige mein Fluchen, Bischof!"

(Dabei muß ich einschalten, daß der Bischof nebenbei approbierter Arzt war; was natürlich bedeutend dazu beitrug, sein Ansehen bei den Leuten seines ungeheuren Sprengels noch zu erhöhen.)

„Das klingt wenig erfreulich, was du da sagst, Sergeant. Ich meine nicht den Teufel; von mir aus teufle ruhig weiter. Aber was ist mit Mike los? Woher hast du die Nachricht?"

„Ich habe heute von der Straße weg einen Kerl verhaftet, den Sergeant Jack und ich bis jetzt verhört haben. Vor einer Stunde hat er endlich klein beigegeben und gestanden. Ich habe mich gleich aufgemacht und bin zu dir gekommen, Bischof, denn Jack kann mich nicht begleiten. Ich kann keinen Ersatz von Fairbanks heranfordern; ehe der da ist, ist es am Koyukuk vielleicht schon zu spät; er muß also hier den Posten besetzt halten. Außerdem braucht Mike bestimmt einen Arzt. Nimm aber nicht nur dein Gewehr mit, Bischof, stecke

dir auch deine Pistole ein und ein paar Runden Munition; wir werden es vielleicht mit einem desparaten Burschen zu tun bekommen."

„Well, gut und schön, Sergeant. Aber jetzt berichte endlich mal im Zusammenhang. Ich bin nämlich kein Hellseher und meine arme Frau auch nicht. Du spannst sie auf die Folter. Hast natürlich kein Gefühl dafür, was es für sie bedeutet, wenn ich morgen für drei oder vier Wochen nach Norden gehe."

Der breitschultrige, blonde Riese errötete tatsächlich bis unter die Haarwurzeln bei diesem Vorwurf und begann stockend und abgehackt: „Mike hat doch im vorigen Sommer die neuen Besitzrechte eintragen lassen. Kein Mensch wußte genau, wo sie eigentlich lagen; irgendwo, nicht allzu weit von der Einmündung des Hogazakekat, in einem Seitental. Er betrieb ja die ganze Sache mit großer Heimlichkeit. Ehe einer recht was wußte, war er schon mit den beiden Kerlen, diesem George Truckley und dem Henry Palmer, verschwunden. Der alte Esel glaubte es natürlich besonders schlau anzufangen, als er uns nichts sagte. Aber er ließ sich ja viel zu selten in der Stadt sehen. Da hätte ihm jeder Erfahrene sagen können, daß die Biggers-Mining-Leute schon lange scharf auf ihn waren. Er hatte sie grob abgewiesen, als sie ihm anboten, sich an seinen Funden zu beteiligen oder ihn auszukaufen. Vielleicht ist der Platz, den er gefunden hat, so reich und leicht zu bearbeiten, daß er erst mit zwei Helfern den Rahm abschöpfen will; es ist ja wahrscheinlich ein Platz, wo er durchs Flußeis gehen kann, sonst hätte er nicht alles für den Winter vorbereitet.

Als ich hörte, daß er allein mit den beiden losgezogen ist, die sich dem alten, menschenunkundigen Mann wahrscheinlich mit gut biedermännischer Miene angetragen haben, witterte ich sofort Unrat, denn inzwischen pfeifen es längst die Spatzen von den Dächern, daß die beiden von der Biggers Mining Company ausgehalten werden; und es besteht nicht der geringste Grund, anzunehmen, daß dies etwa jetzt nicht mehr der Fall ist."

Er hatte sich fast in Wut geredet, verschnaufte eine Weile und stopfte sich inzwischen eine neue Pfeife — wobei er diesmal aber vergaß, die Frau Bischof um Erlaubnis zu fragen. Sie merkte es wohl gar nicht, denn sie hatte mit ebenso gespannter Aufmerksamkeit zugehört wie ich; man mußte so viel kombinieren und ergänzen, was der Sergeant ausließ, daß man kaum an anderes denken konnte.

Schließlich fuhr er achselzuckend fort; offenbar kam es ihm so vor, als ob schon genug erzählt sei.

„Well. Die beiden haben ihn irgendwie hingekriegt. Aber sie haben sich dann doch verkalkuliert. Mike ist verflixt zähe. Und dann hat er sie hingekriegt, wie, weiß ich noch nicht genau. Irgendwie hat er sich des Henry versichert, als Geisel oder etwas Ähnliches, nachdem er beiden Waffen und Proviant abgenommen hat, und dann den George losgejagt, Entsatz oder Hilfe zu holen, mit so wenig Lachsen als Hundefutter, daß der Kerl knapp bis hierher gekommen ist. Natürlich wollte er das Spiel noch zu seinen Gunsten wenden und nach Fairbanks weiter. Dort hätte er mit seinen Auftraggebern, die man wieder nicht zu fassen kriegen wird, schon irgend etwas ausgeheckt, was dem alten Mike die Claims und das Leben kosten würde.

Aber er hatte Pech. Ich begegnete ihm eine Viertelstunde vor der Stadt und Jack ihm in der Stadt. Er kam mir so verdächtig vor, daß ich sofort umdrehte, ihm zu folgen. Dem Jack kam er noch verdächtiger vor. Seine Hunde waren so abgetrieben, daß es einem das Herz brechen konnte; er fuhr bloß noch auf Peitsche. Und da packt mich allein schon die Wut. Und dann hatte er fast nichts mehr auf dem Schlitten: keinen Proviant, keinen Schlafsack, kein Futter. Eine Waffe trug er auch nicht bei sich. Da stank etwas. Das war doch klar. Und wir nahmen ihn gleich mit und fragten ihm so lange Löcher in den Bauch, bis endlich die Wahrheit herauskam; er war ja sowieso am Ende seiner Kräfte, knickte dann einfach in den Knien ein. Jetzt hockt da irgendwo am Koyukuk der todkranke Mike, bewacht seine Geisel, wenn er nicht bereits von ihm überseite gebracht ist, und wartet auf Entsatz und Hilfe. Wir haben keinen Tag zu verlieren, Bischof, jede Stunde kann entscheidend sein!"

Überraschend nahm nun mit einmal die Frau Bischof das Wort: „Richtig, Sergeant, und damit bis morgen früh um sieben alles fertig ist, mußt du jetzt verschwinden, denn bis dahin ist noch eine ganze Menge vorzubereiten."

Der blonde Riese erhob sich sofort.

„Ich bitte um Entschuldigung! Morgen früh um sieben bin ich mit meinen Hunden vor der Tür. Schau deinen Schlafsack gut nach und die Pelzstiefel, daß keine Löcher drin sind. Wir werden sicher einen Schneesturm unterwegs bekommen, leider!"

Damit verabschiedete er sich, stülpte sich seine Parka wieder über den Kopf und stapfte zur Tür hinaus. — — —

Ein Indianer, der zur Station gehörte, und ein Mädchen waren schnell geweckt. Bald stapelte sich in der Halle alles, was für die Fahrt gebraucht wurde: Schlafsack, Trockenfleisch, Bohnen, Mehl, Pelze. Der lange, leichte Schlitten wurde der Einfachheit halber gleich in der Halle gepackt. In einer Stunde war alles bereit, war das Geschirr für die Hunde geprüft und bereitgelegt, die Schneereifen noch einmal geprobt, ein Ersatzpaar an die niedrige Seitenlehne am Hinterrande geschnallt, ein paar Ersatzriemen aus ungegerbtem Elchleder dazu. Ich hatte inzwischen noch einmal gründlich nach den Waffen geschaut und die Munition bereitgelegt. Dann war es endlich Zeit, schlafen zu gehen; die Nacht würde ohnehin nur kurz sein.

Der Abschied am nächsten Morgen ging rasch und ohne viel Worte vonstatten. Punkt sieben Uhr hörte man in der inzwischen stillgewordenen, blanken Nacht eine tiefe Stimme „Hoa! Hoa!" rufen. Ein Hund jaulte auf, der gestraft worden war. Der Sergeant war da.

Ein Händedruck des Bischofs: „Sie sind doch noch da, Johann, wenn ich wiederkomme? Und geben Sie auf meine Frau acht, verstanden?"

„Das werd' ich tun! Und natürlich warte ich auf Ihre Rückkehr. Bin viel zu neugierig, wie die Sache ausgehen wird!"

Dann umarmte der hagere Mann seine Frau.

„Leb wohl, Liebe! In drei Wochen sind wir wieder da!"

„God bless you!" flüsterte sie hinter ihm her, während er durch die rückwärtige Tür auf den Hof der Station hinaustrat. Dort hielt der Indianer die aufgeregt jappenden Hunde fest. Der Bischof trat auf das Hinterende der Kufen, stülpte sich seine Kapuze hoch, denn es war bitter kalt.

„Mush! Mush, my dogs!" klang der antreibende Befehl, und wenn der Indianer nicht beiseitegesprungen wäre, so hätten ihn die nun nicht mehr zu haltenden Hunde und der anspringende Schlitten umgerissen. In einer Wolke stiebenden Schnees verschwand das Gefährt zwischen den mageren Büschen, als hätte es die totenstille Winternacht verschluckt. Als wir wieder ins Haus zurückgetreten waren, hörten wir auch vor dem Hause den lauten, anfeuernden Ruf: „Mush, mush!" Es war der Sergeant, der gerade abfuhr. Er hatte dem Bischof ein paar hundert Meter Vorsprung gelassen, damit die übermütigen,

ausgeruhten Hunde der beiden Gespanne sich nicht in die Haare gerieten. Abends, wenn man haltmachen würde, sollte sich ihre Kampfeslust nach einem langen Arbeitstage wesentlich abgekühlt haben ...

Den ganzen Tag erschien uns Zurückgebliebenen das Haus so leer, wie stets, wenn jemand abgefahren ist, den man gern dabehalten hätte und der dich nicht mitnehmen konnte.

*

Natürlich war ich mehr als einmal versucht gewesen, darum zu bitten, mit von der Partie sein zu dürfen. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte mich der Bischof schon von sich aus aufgefordert, denn er wußte sicher, wie ich innerlich darauf brannte. Aber diesmal handelte es sich ja nicht um eine geruhsame Schönwetterfahrt von zwei, drei Tagen zu einem freundlichen Besuch bei einem Trapper oder Prospektor, der sich freute, ein wenig Gesellschaft zu erhalten, sondern um eine wilde Parforcejagd auf Tod und Leben, zu der man jahrelange Erfahrung, eine schon instinktiv gewordene Vertrautheit mit der arktischen Welt mitbringen mußte. Und über die verfügte ich höchst dilettantischer Anfänger natürlich nicht.

Aber der Versuchung zu widerstehen, die Geschichte nun so weiter zu erzählen, wie wenn ich als stummer Zuschauer an ihr teilgenommen hätte, das wird hoffentlich nicht von mir verlangt, denn das will ich jetzt unternehmen.

*

Am ersten Tage der Fahrt ließen sich die beiden Männer etwas Zeit, um die Hunde langsam richtig warmwerden und sich das überflüssige Fett abstrampeln zu lassen, das sie vielleicht in den vergangenen Tagen der Ruhe angesetzt hatten. Am zweiten Tage aber machten sie Ernst. Das Flußeis des Tanana, dem sie zunächst bis zu seiner Einmündung in den Yukon zu folgen hatten, war eben wie ein Tisch, der Schnee nicht verharscht, andererseits aber nicht mehr grundlos locker wie Neuschnee, sondern schon gut gesetzt, so daß es nicht mehr nötig war, auf breiten Schneeschuhen vorauszulaufen, um eine Bahn für die Hunde festzutreten.

Nun hatten die Hunde zu zeigen, was sie konnten. Weiter, weiter! hieß die Parole; erst nach vier Stunden gab es die erste kurze Rast und nach weiteren vier wieder eine, und erst nach weiteren fünf,

als längst die Nacht eingefallen war, wurde das flüchtige Lager unter einer überhängenden Uferbank bezogen, wo der harte Erdboden freilag und sich leicht ein Feuer anzünden ließ. Ein Zelt schlugen die beiden harten, wildnisgewohnten Männer nicht auf; es hätte ihnen zu viel Zeit gekostet. Sie vertrauten darauf, an jedem Abend eine Stelle zu finden, die ihnen ein natürliches Obdach bot oder mit wenigen Handgriffen dazu herzurichten war. So packten sie sich einfach, wenn sie die Hunde gefüttert, die Geschirre nachgesehen und ihre Bohnen mit fettem Speck und einen Topf Tee im Magen fühlten, in ihren warmen, dichten Schlafsäcken an einer windgeschützten Stelle in den weichen Schnee, klappten das Pelzverdeck über dem Kopfende zu und schliefen ungewiegt bis zum nächsten Morgen. Ehe auch nur die Ahnung des kommenden Tages den östlichen Himmel überschimmerte, waren sie von neuem unterwegs. Das Wetter ließ sich so gut an, wie man es sich nur wünschen konnte: es war nicht sehr kalt, nur etwa minus fünfundzwanzig bis dreißig Grad Celsius.

Allerdings: dreißig Grad Kälte können zu einer unbeschreiblichen Tortur werden, wenn es dabei windet. Aber die beiden Männer reisten durch völlige Windstille. Ihre Atemluft und die ihrer Hunde blieb hinter ihnen in der unbewegten Luft hängen gleich silbernen Wölkchen, die sich nur sehr zögernd verflüchtigten. Der Himmel war glasklar, am Tage wie in der Nacht. Die Hunde schienen die jagende Fahrt immer noch als bloßes Vergnügen aufzufassen, denn noch am Abend des vierten Tages, als schon der Yukon nordwärts überwunden und das Gelände unebener und schwieriger geworden war, lieferten sie sich plötzlich eine gewaltige Schlacht.

Der Bischof war mit seinem Gespann als erster angefahren, und diese Reihenfolge mußte nach alter Regel während der ganzen Reise eingehalten werden. Die Männer waren sich darin einig, ohne daß es lange beredet worden war, daß des Bischofs Gespann das bessere war, folglich gebührte ihm der Vortritt. Insbesondere der „Leader“, der Leithund seines Gespannes, ein wertvoller Husky vom unteren Mackenzie, war ein ob seiner pfadfinderischen Eigenschaften berühmtes Tier, dem man deutlich den starken Schuß Wolfsblut anmerkte, der in ihm steckte. King, so hieß der mächtige, grauschwarze Hund, hätte es nie geduldet, daß auf der gleichen Straße ein anderes Gespann schneller wäre als das von ihm geführte, welches im ganzen mit King fünfzehn prächtige Hunde umfaßte, lauter wolfswilde, starke Tiere,

die, wie es von edlen Gespannen erwartet wird, niemandem sonst gehorchten als allein ihrem Herrn, dem Bischof; hatte doch dieser jeden seiner Hunde von klein auf großgezogen, ausgebildet und mit all den Feinheiten und Listen an sich gewöhnt, wie sie in der Erziehung der Schlittenhunde von den Indianern, besonders aber von den Eskimos angewendet werden.

Das Gespann des Sergeanten bestand ebenfalls aus vorzüglichen Tieren, siebzehn Malemutes, der von den Eskimos seit alters gezüchteten Schlittenhundrasse; sie wirken etwas kleiner und zierlicher als die fast bernhardinergroßen Huskies. Der Leithund des Polizeigespannes war ebenfalls ein berühmtes Tier; er hörte auf den Namen Atka und zeichnete sich nicht so sehr durch hervorragende Stärke als vielmehr durch ganz besondere Intelligenz aus; natürlich mußte er allen Hunden seines Gespannes im Kampfe überlegen sein, er wäre sonst nie von ihnen als „Leader“ geduldet worden und hätte sie ja auch sonst nicht strafen können, wenn es sich während der Reise als nötig erwies.

Mit dem riesigen King allerdings konnte es Atka im Ernst nicht aufnehmen, so sehr auch seine stolze Seele unter dieser Überlegenheit des anderen leiden mochte. Er gehörte zu den wenigen Leithunden, die wegen ihrer beinahe menschlichen Klugheit nicht angespannt zu werden brauchen, sondern frei, ohne irgendwie geleint zu sein, vor ihrem Gespann, das die Arbeit verrichten muß, herlaufen, den besten Weg aussuchen und darauf achten, daß jeder ihrer Untergebenen eifrig und an seinem richtigen Platze im Gespann zieht, ohne die Leinen zu verwirren. Nur wenn besonders hohe Leistungen von dem Gespann erwartet werden, wenn das Gelände besonders schwierig und unwegsam, das Flußeis brüchig und tückisch ist, wenn es auf höchste Geschwindigkeit und zähestes Durchhalten ankommt, dann wird auch ein solcher „loose Leader“ mitangespannt als Erster des Teams; er wird bis zum letzten Atemzuge, vielleicht auf blutig durchstoßenen Läufen, mit jappenden Flanken, das letzte Quentchen seiner Kraft aus sich und den anderen herausholen, um dem Befehl seines geliebten Herrn treu zu bleiben. Denn unbedingte Treue und ein hohes Ehrgefühl sind es vor allem, was einen guten Leithund auszeichnet. Er hat, mit einem Wort, Charakter!

Am Abend des vierten Tages also, als die einsamen Reisenden schon begonnen hatten, in einem ziemlich weit ausholenden Bogen die öst-

lichen Ausläufer des Yukongebirges zu überqueren, und selbst schon in ihren Gliedern die harten Strapazen der jagenden Fahrt brennen fühlten, war die Rivalität der beiden Gespanne plötzlich wie in einer Explosion zum Ausbruch gekommen. Die Männer rechneten damit, daß die Hunde ebenso wie sie selbst an nichts weiter mehr denken würden, als jede Minute der Rast zum Ausruhen zu nutzen. Aber vielleicht hatten sie, schon allzu sorglos, den Fehler gemacht, die Lager- und Futterplätze der beiden Gespanne zu dicht beieinander anzulegen. Völlig unvermutet war Atka wie ein von der Sehne geschnelltes Geschoß vor den Augen des Bischofs dem riesigen Husky King an die Kehle gesprungen, und wie auf ein lang erwartetes Signal fuhren nun auch die übrigen Hunde der beiden Gespanne gleich entfesselten Teufeln gegeneinander; auf dem weißen, stiebenden Schnee — der bald rote Flecken bekam — tobte, heulte, knurrte, wütete eine Rotte von rasenden Bestien. Es bewies die ganze Wildheit und Furchtlosigkeit der Malemutes, der Eskimohunde, daß sie sich, obgleich kleiner und schwächer, auf die Huskies gestürzt hatten.

Jetzt galt es! Wenn es den beiden Männern nicht gelang, die Kämpfenden zu trennen, so mochten sie sich in wenigen Minuten schwerste Verletzungen zufügen oder sogar, wenn der eine oder andere der Kämpfer das Glück hatte, sein furchtbares Wolfsgebiß dem Gegner in die Kehle oder in den Bauch zu schlagen, das Opfer in Sekundenschnelle töten. Ging gar einer der beiden Leithunde bei dem grimmigen Kampfe drauf — er wurde auf Tod und Leben geführt —, so war die Weiterreise schwer gefährdet, denn ohne Leithund ist ein Gespann nur die Hälfte wert.

Die beiden Männer griffen nach einem Prügel und stürzten sich mitten in das wüste Gefecht; sie konnten keine Rücksicht darauf nehmen, daß sie nur der Hälfte der Hunde vertrauen durften, der anderen Hälfte aber fremd, also feindlich waren. Es gelang ihnen, die beiden Leithunde auseinanderzureißen. Der riesige, löwenstarke Sergeant hatte blitzschnell in den schnappenden, rasenden Knäuel, in dem sich die beiden Hundekörper umeinanderwälzten, hineingegriffen, seinen Atka bei einem Hinterlauf erwischt, schwang ihn daran zweimal hoch um den Kopf und schleuderte ihn wohl dreißig Meter davon; ehe sich King von seinem Staunen erholte, daß sein Gegner plötzlich fliegen konnte, war der Bischof neben ihm, packte ihn in die steil gesträubten Nackenhaare und sprach leise und befehlend auf ihn ein.

In der Tat war seine Macht über das wilde Tier so groß, daß es nach kurzer Zeit zu knurren aufhörte und sich an die Kette legen ließ, die man für solche Gelegenheiten mitführt. Damit war das Schlimmste verhütet.

Und dann passierte beinahe doch noch ein entsetzliches Unheil. Während der Sergeant sich noch mit dem wölfischen Atka herumbalgte, der sich in seiner Wut nicht an die Kette legen lassen wollte, war der Bischof zwischen die anderen Hunde gesprungen, um auch sie voneinander zu trennen. Dabei fuhr ihm ein vor seinem Angreifer zurückspringender Hund, eine Malemute, zwischen die Beine, der Bischof stolperte und schlug der Länge lang in den Schnee.

Nichts ist gefährlicher, als zwischen die Hunde zu fallen, wenn sie die Wut gepackt hat. Dann bricht das Wolfsblut in ihnen durch: was auf der Erde liegt, ist gerissen, ist Beute wie ein niedergekämpfter Hirsch und muß zerfleischt und zerfetzt werden — sei es selbst der eigene Herr.

Mit einem wilden Aufheulen stürzten sich die Eskimohunde über den Gefallenen. Wenn auch der dicke Pelz die Bisse abwehrte, wenn auch der Bischof mit seinem Knüppel, den er glücklicherweise nicht verloren hatte, wie rasend um sich schlug, wenn auch der Sergeant sofort die Gefahr erkannte, mit erbarmungslosen Streichen die Bestien niedermähte, um sich zu dem wirbelnden Tierhaufen durchzukämpfen, der über dem Körper des Bischofs aufbrandete, so bewiesen nach vollbrachter Schlacht eine so gut wie völlig zerfetzte Parka, ein abgerissener Pelzstiefel und eine tiefe Bißwunde am Kinn doch, was aus dem Bischof geworden wäre, wenn ihn sein Kamerad nicht in Minutenschnelle herausgehauen hätte.

Nach knapp einer Viertelstunde war alles vorbei. Die Hunde hockten mit hechelnden Zungen im Schnee; hier und da leckte einer seine Wunden. Die beiden Leittiere lagen an ihren Ketten, umgeben von ihren getreuen Vasallen, und blickten mit glühenden Augen zu ihren Herren hinüber, die noch einmal damit begonnen hatten, sich die Mahlzeit zu bereiten; denn die Bohnen und der Speck, die sie vor der Schlacht in die Pfanne getan hatten, waren längst verbrannt. Der Bischof hatte die Wunde desinfiziert und verbunden; er hielt das schmerzende Kinn in der Kante seines Pelzrockes vergraben, denn nichts gibt schlimmere und schlechter heilende Entzündungen, als wenn der Frost in eine offene Wunde dringt. Er sagte: „Deine Male-

mutes sind viel gefährlicher als Huskies, Sergeant. Es hätte böse ausgehen können!"

„Das ist wahr, Bischof! Sie haben mehr Wolfsblut als die Huskies, in die viel europäisches Blut eingegangen ist. Wehe dem, der sich nicht auf den Umgang mit ihnen versteht und zwischen sie fällt. Sie reißen ihn buchstäblich in Fetzen."

„In der Tat! Aber ich bewundere sie doch. Sie sind zwar wilder, haben aber mehr Schneid als die Huskies!"

Damit war für die beiden Männer der Vorfall erledigt. Die vorher abgeteilte Hälfte des zubereiteten Essens wurde in eine Büchse getan, eine große Blechflasche mit Tee gefüllt und fest verschlossen. Die beiden Gefäße wurden mit in den Schlafsack genommen, sonst würden sie am nächsten Morgen zu Klumpen gefroren sein. Auf einer solchen Hetzfahrt wie dieser spart man sich so das Feueranzünden am Morgen.

*

Der Bischof hatte sich seinen Schlafsack abseits unter das weit übermannshoch aufragende Wurzelwerk einer vom Sturm gefällten Tanne gezogen und seinen King, den Leithund, neben sich gelegt. Denn es gibt keine größere Belohnung für den Hund, als Seite an Seite mit seinem Herrn die Nacht zu verbringen. Er schien zu begreifen, daß er für seinen Gehorsam während des Kampfes belohnt werden sollte, denn sein freudiges Winseln wollte kein Ende nehmen; und am liebsten hätte er seinem schon im Schlafsack liegenden Herrn das Gesicht abgeleckt; aber daran fand der Bischof kein Gefallen. Schließlich beruhigte sich das riesige Tier und lag, zu einem Berg von Pelz zusammengedreht, dicht neben des Bischofs Leib, ihn angenehm wärmend.

Aber der Bischof vermochte lange nicht einzuschlafen. Noch zitterten seine Nerven von der überstandenen Gefahr; er kannte mehr als einen Mann, den die Hunde schrecklich zugerichtet hatten. Er dachte an seine Frau und seufzte. Gut, daß sie nicht all die Gefahren übersah, die auf einer solchen winterlichen Reise am Wege lauerten. Dann überkam ihn das Gefühl, als ob es noch niemals so dumpf unter dem Kopfverdeck seines Schlafsackes gewesen wäre wie in dieser Nacht, und er schlug es wieder zurück. Der Hund regte sich ein wenig, schlief aber weiter.

Über ihm stand das starre Wurzelgeflecht der gestürzten Tanne, aber seitlich nach Norden konnte er ins Freie blicken. Ein Nordlicht

ließ seine seidiggrünen Banner am Himmel dahinwehen; meinte man nicht, sie rauschen zu hören?

Zum erstenmal eigentlich, seit die Reise mit solcher Plötzlichkeit angetreten war, ließ er sich durch den Kopf gehen, um was er sie unternommen hatte, und mit einemmal fiel ihm in einer naheliegenden Gedankenverbindung der Satz ein:

Auch der alte Mike ist unter die Wölfe gefallen, und wir müssen ihn heraushauen, wenn es noch nicht zu spät dazu ist. Wenn sie aber zu spät kämen, so müßte er gerächt werden — und er, der Bischof, würde die Jagd auf den Lumpen mitzumachen haben, obgleich das gar nicht seines Amtes wäre. Aber etwas anderes hätte der Sergeant, der jederzeit bereit war, sein Leben in die Schanze zu schlagen, wenn die Pflicht es erforderte, wohl nicht verstanden.

Und während ihm der nächtliche, funkelnde Himmel das geheimnisvolle Gaukelspiel des Nordlichts vorführte, sann er, nur noch Nase und Augen aus den Pelzen steckend, weiter:

Mike, einer von den Alten, den Allerletzten, die aus der Heldenzeit des Yukon und des Klondike, des Pelly und des Birch noch übriggeblieben sind. Noch im vorigen Jahrhundert ist er in dies Land gekommen, verlockt wie vor und nach ihm zehntausend andere. Aber nur wie die ganz wenigen hat er's verstanden, den Kopf über Wasser zu halten, ist weder ans Saufen geraten noch ans irrsinnige Geldausgeben, wenn er mal irgendwo einen reichen Fund getan hatte. German Mike nannten sie ihn eigentlich mit seinem vollständigen Namen, also muß er deutscher Abstammung sein oder überhaupt noch als Deutscher in dieses Land gekommen sein. Vielleicht kommt daher seine Gründlichkeit und seine Gutgläubigkeit.

Aber um diese alten Recken, die auf eigene Faust das Gebirge und die Bachbetten durchwühlen und auf eigene Faust ihre Funde abbauen wollen, ist es heute geschehen. Die wenigen, die noch für eigene Rechnung im Lande unterwegs sind, sind entweder abenteuernde Dilettanten, die niemals einen ernsthaften Fund machen, oder es sind die wenigen der alten Garde wie German Mike — und die werden fortwährend von den großen Gesellschaften ausspioniert und sind ihres Lebens nicht mehr sicher. Die Romantik der Prospektoren ist dahin; das Land ist ein Schachbrett geworden, auf dem sich die Bankiers und Minenspekulanten die besten Steine zuschieben. Und wenn die wahren Pioniere nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollen, so müssen sie eben ins

Gras beißen. Der anonymen Gewalten, die irgendwo in New York oder Chicago auf die Knöpfe drücken und die Minen springen lassen, werden immer mehr, und der Männer, die ihr Blut und ihre Tapferkeit gegen die Gefahr und das Ungewisse setzen, werden immer weniger. Und den wenigen letzten läßt man nicht einmal einen letzten Rest der Unabhängigkeit, sondern setzt Kreaturen gegen sie an, um ihnen das auf eigene Faust Eroberte mit allen Mitteln sofort wieder aus der Hand zu winden.

Man versteht eigentlich nicht, warum; denn gegen die riesigen Machtmittel, mit denen die großen Kapitalgesellschaften die Erdschätze des ganzen Landes beschlagnahmt haben, erscheinen die winzigen Ausschnitte, in welchen die wenigen letzten Einzelgänger ihre Rückzugsgefechte auskämpfen, ganz unerheblich. Aber es geht um das Prinzip, daß alles, was irgendeinen natürlichen Wert darstellt, der Macht der großen Kapitalisten unterworfen werden muß, die selbst keinen Finger naß machen und Alaska nie gesehen haben. Das Gesetz, daß der Reichtum nur vom Reichtum erobert und genutzt werden darf, duldet offenbar keine Ausnahme, und sei sie im Grunde noch so belanglos.

Aber vielleicht ist es nicht einmal so sehr der mutmaßliche Gewinn des alten Mike, der sie scharf gemacht hat; er ist ja keine Gefahr für sie und wird nie mehr groß genug werden, um ihnen die Löhne oder die Preise zu diktieren. Sie jagen ihm ihre Geier nach, damit er nicht anderen anheimfällt; sie gönnen seinen Fund, der früher oder später doch in ihre Macht geraten muß, keinem anderen; darum wurde er bedrängt, seine Rechte der Biggers Company zu veräußern, kaum daß er sie eingetragen hatte. Und sie haben ihm auch deshalb ihre Agenten auf den Leib gehetzt, um alle anderen von vornherein zu terrorisieren; sie sollen sich sagen: lieber rechtzeitig verkaufen, als sich von hinten eine Kugel in den Kopf schießen lassen, denn darauf läuft es hinaus.

Die riesigen Gesellschaften betrachten den Reichtum aller amerikanischen und vieler nichtamerikanischen Länder als ihr ausschließliches Vorrecht. Wer nicht dieser Meinung ist, wird wirtschaftlich oder im Notfall körperlich vernichtet. Dabei ist noch die Frage, ob sie die Mikesche Mine überhaupt ausbeuten werden; wahrscheinlich wird sie bloß stillgelegt werden, um keine Konkurrenz und keine lächerliche Unruhe und Unbotmäßigkeit zu verbreiten; sie allein wollen herrschen, und die anderen alle sollen ihre Kreaturen sein. Und wer sich nicht zu

ihrem Werkzeug hergeben will, der soll sich wenigstens furchtsam beiseiteschleichen.

Ob der Sergeant von diesen Zusammenhängen überhaupt etwas ahnt? Kaum! Ihn interessiert nur, daß irgendwer in Not ist, und er prescht los. Aber er wird keinen Ruhm ernten mit dieser Fahrt. Dafür werden die Drahtzieher schon sorgen. Ach, ich wollte, es gäbe mehr Männer unter uns wie Mike, die zurückschlagen, wenn sie gefesselt werden sollen, ganz gleich, wen es trifft; aber die Mikes sind am Aussterben, und übrig bleiben die, für welche die Macht des Kapitals erhabener und fragloser ist als die Macht Gottes.

Dabei kann die Geldmacht gar nicht beseitigt oder bekämpft werden, weil nicht nur die mit ihr Herrschenden, sondern auch die Beherrschten an sie glauben. Die Legende wird mit allen Mitteln aufrechterhalten, das Gegenteil kann nicht bewiesen werden. Ob es wohl je in der Welt eine so eifersüchtige, so kaltherzige, so gefühllose Macht gegeben hat wie die des großen Geldes, dieser erbarmungslosen Göttin? — „Was willst du, mein Hund?"

Eine Bewegung des Hundes hatte den Bischof aus seinen Grübeleien aufgeschreckt. Er wußte nicht, wieviel Zeit inzwischen verflossen sein mochte. Waren es zwanzig Minuten oder zwei Stunden gewesen? Die Dauer solcher nächtlichen Selbstgespräche ist nicht abzuschätzen. Man wacht halb, halb träumt man — und scheint nur noch ein winziges Teilchen der geisterhaft die wogenden Schleier des Nordlichts durchfunkelnden Sternenkuppel zu sein.

Der Hund hob wie lauschend den Kopf, stand auf, dehnte sich, schüttelte sich mit einer heftigen Bewegung den Schnee aus dem Pelz und sprang mit einem kurzen, lautlosen Satz ins Freie. Der Bischof, der im ersten Augenblick nicht begriff, was das Tier vorhatte, rief ihn leise mahnend an: „King, hierbleiben!" Aber es hätte dieses Befehls wohl gar nicht bedurft, denn der mächtige Hund setzte sich wenige Schritte vor dem gemeinsamen Lagerplatz auf die Hinterbacken, die Schnauze nach Osten gewendet, witterte noch einmal und reckte schließlich den Hals steil in die Luft. Aus seiner Kehle brach ein langgezogenes Geheul, jammernd, steinerweichend, ein jaulender Klagehymnus an die verlorenen Wolfsgötter der grauen Vorzeit.

Der Bischof wußte: im Osten war der Mond im Aufgehen; er stand wohl im letzten Viertel. Mitten im Schlaf hatte der Hund, wie beinahe jede Nacht, aus irgendeiner verschütteten Tiefe seines Instinktes den

Befehl erhalten, das aufsteigende Nachtgestirn auf seine Weise zu begrüßen, und wie stets hatte er den warmen Schlaf abgeschüttelt und würde nun für eine Viertelstunde oder länger seinen wölfischen Klagegesang zu den Sternen senden, weiße Säulen von Atemdampf in die Luft hauchend, denn die Kälte hing wie eine Mauer zwischen den totenstillen Bäumen.

King hatte ein Signal gegeben. Ohne daß der Bischof von seinem versteckten Platz aus es sehen konnte, wußte er doch, daß jetzt überall um das weite Rund des Lagers sich die Hunde aus dem Schnee erhoben, sich dehnten, den Schnee abschüttelten, sich auf die Hinterbacken niederließen, ihre Schnauzen halbgeöffnet in die Luft reckten, so daß hier und da die furchtbaren Gebisse entblößt wurden, und ihre Stimme ebenfalls — — richtig, da fiel schon der erste in das Nachtlied des Leithundes King ein. Da, noch einer. Nun ließ sich schon nicht mehr unterscheiden, wieviel mehr dazukamen. Ein Chor von gepeinigten Gespenstern schien die Nacht mit der Klage seiner Qual zu erfüllen, so als ob geknechtete Seelen aus dem Schachte tiefster Verzweiflung ihr namenloses Elend hinausschrien. Das Geheul der wölfischen Hunde Alaskas hat nichts Lebendiges mehr, nichts Tierisches, nichts Hündisches; es ist, als schrie das von tödlicher Kälte gebundene Land selbst um Erlösung.

Die Welt liegt in Ketten und heult um Gnade, dachte der Bischof, als endlich nach langer Zeit der grausige Gesang abzuebben begann. Und eine seltsame Verknüpfung der Gedanken führte ihn mit diesem Satz wieder zu German Mike und seinem Schicksal zurück, ohne daß er sich bemühte, festzustellen, wo eigentlich der Anlaß zu einem solchen Vergleich zu finden wäre. Erst als der Hund wieder neben ihn gekrochen war, kam ihm endlich der Schlaf, viel zu spät für jemand, der Tag für Tag das Äußerste von sich verlangen muß.

Der Sergeant hatte den Bischof beim ersten blassen Frühlicht heftig zu rütteln, ehe er erwachte. Als der Bischof ihn fragte, ob er denn auch das besonders ausdauernde Jaulkonzert der vergangenen Nacht mit angehört hätte, bekannte dieser, nichts vernommen zu haben; er sei solche Konzerte viel zu sehr gewöhnt, als daß er noch davon erwache. Und der Bischof dachte, so müssen die Sergeanten der Alaskapolizei sein, anders nicht!

*

Was die beiden Männer befürchteten, trat nicht ein. Als sie die Ketten der Yukonberge nordwärts überwunden hatten — als wenn er einen unfehlbaren Kompaß in sich verborgen trüge, so genau hatte der Sergeant die gangbarste Route innegehalten —, blieb das Wetter unverändert. Keiner der gefürchteten Schneestürme von der Beringsee und den ungeheuren Eiswüsten des arktischen Meeres hielt sie auf. Tag für Tag legten sie ihre dreißig, vierzig und, als es jenseits der Yukonberge auf weite Strecken bergab ging, sogar ihre fünfzig Meilen zurück, wozu sie allerdings ihre zwölf bis fünfzehn Stunden ununterbrochen auf den Beinen sein mußten. Die Temperaturen bewegten sich um minus fünfundzwanzig bis dreißig Grad herum; auch hier war der Schnee gut gesetzt, ohne gefroren zu sein; die Hunde schienen bei der gleichmäßigen Übung nicht müder, sondern immer frischer zu werden.

Am zehnten Tage mündete gegen Abend der Nebenfluß, über dessen glattes, sicheres Eis sie wie über eine Rennbahn dahingesaust waren, in das breitere Eisband eines Stromes, der an dieser Stelle fast genau aus Norden heranzugleiten schien. Der Bischof, der die Landschaft noch nicht kannte, winkte zu dem Sergeanten zurück, der keine hundert Meter hinter ihm herbrauste. Und der schrie es mit gewaltiger Stimme wie einen wilden Schlachtruf aus sich heraus, daß es durch den stillen, schütteren Wald dröhnte wie ein Horn:

„Koyukuk — Koyukuk!“

Ja, sie hatten den großen Strom erreicht, dem sie zustrebten. Ehe noch das Polizeigespann heran war, fuhr den Hunden, auf die sich die Freude ihrer Herren zu übertragen schien, schon wieder das hetzende „Mush, mush!“ des Bischofs um die Ohren. Mit einem weiten Kreis bog die jappende Kavalkade nach links ein und fegte südwärts das Eis des mächtigen Stromes hinunter, als spürte sie, daß ihr Ziel nun fast erreicht war.

Am Abend des gleichen Tages wurde Kriegsrat gehalten. Denn wenn das Eis weiter so eben und sicher blieb wie bisher, so konnten sie, wenn sie um vier Uhr morgens aufbrachen, noch vor Sonnenuntergang des nächsten Tages die Gegend erreichen, in der sich das Lager Mikes befinden mußte. Man würde sich ihm mit aller Vorsicht nähern müssen, denn niemand vermochte zu sagen, was sich dort inzwischen ereignet hatte.

So geschah es auch. Die Hunde begriffen, daß es darauf ankam, noch einmal das letzte herzugeben; und obgleich das Eis sich gegen Mittag

verschlechterte, unter dem Gewicht des Bischofs eine tückische Stelle plötzlich nachgab und er sich vor dem Einbrechen nur dadurch retten konnte, daß er sich der Länge nach auf den vor ihm hingleitenden Schlitten warf, obgleich die Hunde hinter dem vorsichtig tastenden King manchmal unvermutet weite Bogen über das Eis beschrieben, weil der Leithund unsichere Bahn witterte, erreichten sie noch vor der errechneten Zeit eine Stelle, die der Sergeant dem Bischof genau beschrieben hatte. Da bog der Fluß um ein niedriges Vorgebirge aus kahlen, schwarzen Felsen fast genau nach Norden um. Am Ufer unter diesen Felsen wurde Rast gemacht, den Hunden zur Belohnung die dreifache Portion getrockneter Lachse vorgeworfen; dann machten die Männer sich nach einem hastigen Mahle auf, die Gewehre am Riemen über der Schulter, die Pistolen um den Pelzrock geschnallt. Die Hunde waren sicher angekettet worden.

Mit gleitenden Schritten verfolgten sie auf ihren Schneeschuhen das Ufer des Stromes, jede Deckung ausnutzend, die sich ihnen bot, denn sie wußten nicht genau, wie nahe sie dem Ziel eigentlich schon gekommen waren. Stunde um Stunde verrann. Unter ihren schweren Röcken lief ihnen der Schweiß den Rücken hinab. Schon meinte der Sergeant, ob sie das schmale Seitental nicht verpaßt hätten, in welchem Mikes Lager zu finden sein sollte; denn schließlich beruhte ja all ihr Wissen um den richtigen Weg auf den Angaben eines Schurken. Da hielt der Sergeant, der jetzt die Führung übernommen hatte, plötzlich an. Zur Linken hing vor ihnen hinter einem flachen Waldriegel, der den Fluß zu einer Biegung zwang, eine kleine blaßsilberne Rauchwolke in der Luft, wie sie von auftauendem Holz entsteht, das soeben ins Feuer geworfen worden ist.

Nun wußten sie die Richtung. Mit wenigen Worten verständigten sie sich über ihr Vorgehen, der Bischof am Flußufer im Bogen um die Waldzunge, der Sergeant in einem entgegengesetzten Bogen über die Anhöhe.

Nun will ich den Bischof selbst sprechen lassen, wie er mir später erzählte, was sich in der darauffolgenden Stunde ereignete.

*

„Am Ufer zog sich, wie eine Hecke, dichtes Tannen- und Birkengesträuch entlang, in dem sich hohe Schneewehen aufgetürmt hatten. So hatte ich gute Deckung. Als sie plötzlich abbrach, weil Mike und seine Männer das Ufer freigeschlagen hatten, bot sich mir völlig unerwartet ein Anblick, den ich bis an mein Lebensende nicht vergessen werde. Ich wußte, daß ich das Lager bald zu Gesicht bekommen mußte, denn auf dem flachen Eis des hier in den Koyukuk mündenden schmalen Flusses war die Ausstiegöffnung des Eisschachtes zum Flußbett deutlich zu erkennen; eine Leiter ragte heraus, und daneben türmte sich ein verschneiter Haufen von Sandklumpen, die aus der Tiefe herausgeholt waren. Mike war offensichtlich mitten in der Arbeit von der Tragödie überrascht worden.

Zur Linken öffnete sich ein von Bäumen und Unterholz freigeschlagener Platz. Drei Blockhütten erhoben sich darauf. Aus dem Schornstein der einen stieg immer noch der kräuselnde Rauch, der uns den Weg gewiesen. Und gerade als ich die flache Uferbank hinaufsteigen wollte, wurde die niedrige Tür dieser Hütte langsam und wie mit großer Anstrengung geöffnet. Durch den Türspalt zwängte sich auf allen vieren ein Wesen, das nur noch entfernt an einen Menschen erinnerte. Ich stand wie gebannt, rührte mich nicht. Taumelnd richtete sich der Mensch auf, es mußte Mike sein; er lebte also noch. Ich erkannte ihn an dem grauen Bart, der ihm ums Kinn wucherte. Er trug ein Bündel in der einen Hand, in der andern etwas, was ich schnell, nach der Art, wie er es hielt, als Schußwaffe erkannte.

Schwankend pflügte er durch den Schnee zu der Nachbarhütte, schob den schwarzen Holzriegel vor ihrer Tür zurück, drückte sie auf und warf das Bündel ins Innere. Dann zog er die Tür wieder zu und legte den Riegel wieder vor. Das alles vollzog sich ohne ein Wort. Während ich schon drauf und dran war, mich Mike bemerkbar zu machen, erhob sich plötzlich in der Hütte ein wüstes Toben, ein beinahe brüllendes Geschrei voller unflätigster Beschimpfungen, die um so unheimlicher wirkten, als sie nur dumpf und undeutlich durch die hölzernen Wände drangen.

Und dann erschien plötzlich hinter dem Hause der Sergeant; er kümmerte sich zunächst gar nicht um den schon davonhumpelnden Alten, stieß die Tür breit auf, die Pistole in der Faust, und ich höre noch seine ganz sachlich klingenden Worte: „You are under arrest, Henry! Come out!" („Du bist verhaftet, Henry! Komm heraus!")

Aber es kam niemand zum Vorschein. Statt dessen stieß der alte Mike einen wilden Schrei der Freude aus, kam auf mich zugestürzt; ich mußte ihn halten, er war am Fallen. Er schrie: „Bischof, du selbst! Mein Gott! Und der Sergeant! Der Himmel steh' mir bei! Gerade fünf Minuten vor zwölf seid ihr gekommen, keine zu früh, weiß Gott!"

Ich hatte das Gefühl, daß er vor Aufregung einer Ohnmacht nahe war. Aber darin hatte ich mich getäuscht, denn als der Sergeant mit härterer Stimme seinen Befehl wiederholte: „Come out!", fing der Alte wild zu lachen an und rief hinüber: „Er kann ja nicht, Sergeant! Ich habe ihn angekettet!"

Ich erstarrte. Wie hatte dieses wankende Gespenst von einem Mann es fertiggebracht, einen jungen, gesunden Kerl an die Kette zu legen, damit er ihn nicht im Schlafe überfalle oder mit den wenigen Hunden, die nach der Abreise des Kumpans George noch im Lager geblieben waren, auf und davon ginge?

Aber noch vor Mitternacht des gleichen Tages hatten wir alles erfahren. Wir saßen in der Hütte Mikes. Das Feuer brannte. Henry, ein breitschultriger, untersetzter Mann mit einem groben, aber eigentlich weichlichen Gesicht, hockte zwischen uns, denn an Flucht konnte er jetzt natürlich nicht mehr denken. Der Sergeant hatte ihn befreit und ich sein vollständig wundgescheuertes Handgelenk, um das sich die Stahlkette wie ein enger Reif gespannt hatte, ordnungsgemäß verbunden.

Neben uns lag Mike auf seiner Pritsche, vom Herdfeuer angestrahlt. Verglichen mit dem Gesicht des jungen Halunken, der ihn hatte beiseiteschaffen wollen, war das seine, obgleich uralt wirkend und tief eingefallen, von schweren Fiebern und lähmender Entbehrung, doch von einer geradezu erschreckenden Willenskraft gezeichnet. Nie habe ich bisher ein Antlitz gesehen, zu dem so wie zu diesem ein Name paßte: Eroberer! Aus solchem Holze müssen die Pioniere geschnitzt gewesen sein, die den amerikanischen Westen den Indianern entrissen, urbar machten und die Fahne des weißen Mannes darin aufpflanzten.

Von beiden erfuhren wir nun endlich genau, was sich hier in der Einöde abgespielt hatte. Denn was der schon verhaftete George gestanden hatte, war nur sehr unvollständig gewesen; der Sergeant hatte keine Zeit gehabt, weiter in ihn zu dringen, als erst klargeworden war, daß nur in der Schnelligkeit noch Rettung zu erhoffen war!

Sonderbar erschien es, daß Henry gesprächiger war als der Alte.

Aber wir hatten ihn ja vor einem sicheren und furchtbaren Tode errettet! Denn der Alte hatte das freie Ende der Kette unter dem untersten Baumstamm durchgezogen, über dem sich viele andere zur Wand des Blockhauses erhoben; außerhalb des Hauses war die Kette noch um einen Pfahl gelegt. Ihr anderes Ende aber war doppelt mit einem schweren Vorhängeschloß um das Handgelenk des Mannes geschlungen gewesen, so eng, daß er seine klobige Hand hätte abreißen müssen, wollte er sich daraus befreien.

Wenn wir nicht eingetroffen wären, bevor Mike ganz zusammenbrach, so hätte der Gefangene elend in seiner Hütte verhungern oder erfrieren müssen. Der Alte kannte keine Gnade!"

*

So erzählte der Bischof. Und folgendes ist die Vorgeschichte dieser Rettung zweier verlorener Männer aus den leeren, bösen Einöden des Nordens:

Mike kannte das Land vom Mackenzie bis zur Beringstraße und von Point Barrow bis zur Kodiak-Insel. Er war oft auf Gold gestoßen und besaß längst ein Vermögen, das ihm einen Lebensabend mit allen Erleichterungen und Annehmlichkeiten der Zivilisation ermöglichte. Aber ihm kam es nicht so sehr auf das Gold als solches, sondern vielmehr auf das Suchen danach, die große Spannung des Abenteuers, die wilde Freiheit der ungezähmten Wildnis an. Und diese unstillbare Sehnsucht, die keinen der Männer mehr losläßt, die sich erst einmal den Einöden anvertraut haben, beschenkte ihn zu allerletzt, als er eigentlich gar nicht mehr suchte, mit einem besonders reichen Fund, eben jenen Sänden dicht am Koyukuk.

Noch einmal packte ihn das heiße Fieber der Prospektoren. Im Winter schon wollte er mit der Ausbeute beginnen. Alle Angebote der großen Minengesellschaften wies er zurück, ahnte aber nicht, daß er ihnen erst recht auf den Leim ging, als er auf die beiden starken, jungen Männer George und Henry hereinfiel, die ihm eifrig um den Bart gegangen waren und sich ihm begeistert als Gehilfen anboten, denn Gehilfen brauchte er.

Nachdem er seine Rechte in das Minenregister hatte eintragen lassen, wobei er auch den beiden jungen Männern, an denen er unglückseligerweise Gefallen gefunden hatte, einen kleineren Anteil zusicherte, zog er in aller Heimlichkeit mit den Gefährten los. Drei

Boote hatte er mit allem Notwendigen für die Winterarbeit beladen, auch ein Gespann ausgewählter Hunde auf die drei Kanus verteilt.

Ohne Zwischenfall erreichten die Männer nach etwa drei Wochen von Fairbanks aus den Ort, wo die Arbeit beginnen sollte. Die geologisch gut vorgebildeten Begleiter George und Henry erkannten bald, daß sie von dem Alten auf ein besonders reiches und wertvolles Schürfgebiet geführt worden waren. Ihre geheimen Auftraggeber hatten ihnen hohen Gewinn versprochen, wenn sie die Ansprüche „des ursprünglichen Finders ohne viel Aufhebens zum Erlöschen bringen und als dessen Rechtsnachfolger auftreten könnten". So ungenau und verhältnismäßig harmlos waren sie von den Vertretern der großen Minengesellschaften angewiesen worden.

Die beiden Agenten, Geologen von Fach, deren Sachkenntnis dem alten Praktikus Mike besondere Hochachtung abgenötigt und als Brücke der Beziehungen gedient hatte, übersahen im Grunde die wahren Verhältnisse viel klarer als der alte Einzelgänger, der zeit seines Lebens in der Wildnis gesteckt hatte und sich immer noch in dem Wahne wiegte, daß sich seit seinen Jugendjahren, mit ihrer schrankenlosen Freizügigkeit des tüchtigen Einzelnen nichts geändert hatte. Tatsächlich war er nur deshalb den anonymen Kapitalmächten so lange uninteressant gewesen, weil er lediglich unbedeutende, eng begrenzte Funde gemacht hatte, welche den Großen, die sich stets viel genauer auf dem laufenden hielten, als er ahnte, das Einschreiten nicht verlohnten.

Hier am Koyukuk aber handelte es sich um eine jener seltenen Gelegenheiten, wie sie nur alle Jubeljahre einmal besonders Glücklichen beschert wird. Das hatten die beiden Agenten George und Henry schon nach kurzem Gespräch mit dem Alten gewittert. — So sehr sie aber selbst darauf begierig waren, an dem Reichtum teilzuhaben, so wenig gaben sie sich Illusionen darüber hin, daß dies jemals gegen den Willen der Mächtigen möglich zu machen wäre. Sie wußten genau, daß ihnen nur soviel zufallen würde, als ihre Auftraggeber nach den Diensten, die sie ihnen leisten würden, für gut befanden. Sie waren echte Amerikaner der jungen Generation, denen die längst zur Legende gewordene Vorstellung, jeder von ihnen trüge die Anwartschaft auf ein selbständiges Millionärsdasein in der Tasche, nur noch ein Lächeln abnötigte. Sie wußten ganz genau, daß ihre einzige Chance, aus einem ewigen gedrückten Angestelltendasein herauszugelangen, darin lag, den Interessen der Großen vorbehaltlos, wenn nötig auch gewissenlos, zu

dienen; denn diese allein hatten es in der Hand, ihnen einen wirklich beträchtlichen Teil des durch ihre Tüchtigkeit gesicherten Raubes zuzuschieben.

Es war sogar klar, daß die beiden nicht von dem Gefühl beunruhigt wurden, anrüchig oder gar verbrecherisch zu verfahren. Die Überlegenheit der hochkapitalistischen Mächte wurde nicht einmal in Gedanken von ihnen angezweifelt. Daß das Geld die Welt beherrschte, war für ihren Verstand etwas sozusagen Gottgewolltes; es kam ihnen nicht entfernt in den Sinn, sich dagegen aufzulehnen; nein, sie zeigten sich als gute, treue Kinder ihrer amerikanischen Welt vielmehr eifrig beflissen, ihm zu dienen — denn nur für solche Dienste stand eine gerechte Belohnung vom Himmel in Aussicht. Nicht sie hatten das Gesetz von Sitte und Recht beugen wollen, sondern es war der alte Mike, der sich mit verbohrter Hartnäckigkeit dagegen vergehen wollte. Sie trugen keine inneren Bedenken und fühlten sich von der Vorsehung beauftragt, dem Alten „einen Raub abzujagen", denn nicht viel anders sahen sie ihre Aufgabe an.

Diese Erläuterung ihres Seelenzustandes gab mir später der Bischof nach seiner Rückkehr in einem langen Nachtgespräch. Für ihn war es beinahe wichtiger, diese inneren Zusammenhänge aufzuklären, als die Halunken zur Strecke gebracht zu haben. Er deutelte wohl schon seit langer Zeit daran herum, warum sich für sein geliebtes Land Alaska, eines der großen Zukunftsreiche des Nordens, keine wahren Siedler fanden, keine tapferen weißen Menschen mehr, die nicht nur auf Gold oder Kupfer und schnellen Geldgewinn, sondern auf eine neue Heimat aus waren. Er glaubte den tiefsten Grund in einem Erlöschen des Pioniergeistes, im Verdorren des Glaubens an die Unbesiegbarkeit des mutigen, zähen Einzelnen gefunden zu haben. Diesen Glauben an die zähe Kraft des furchtlosen und vor keiner Entbehrung zurückschreckenden Einzelgängers hielt er für den wahren Quell des Aufstiegs der Vereinigten Staaten.

Aber dieser Quell war nach seiner Meinung schon verschüttet. Eine kleine Gruppe von Mächtigen hatte hinter den Kulissen alle Zugänge zur individuellen Unabhängigkeit verschlossen und ganz Amerika und die weit überwiegende Mehrheit seiner Menschen zu ihrer Domäne gemacht. So heftig jedoch wirkte der Glaube an den alleinseligmachenden Erfolg des tüchtigen Einzelnen auch noch in den Opfern der Entwicklung nach, daß sie die Machtvollkommenheit der

großen Kapitalien als etwas Sinnvolles, ja Wünschenswertes anerkannten, obgleich sie selbst von dieser Macht für alle Zeiten ausgeschlossen blieben. Die Unterlegenen bewundern an ihren Herren den Erfolg, den sie selbst erstrebt, aber nicht errungen haben. So konnte sich die amerikanische Sage von der freien Bahn des Tüchtigen noch weit in unsere Zeit hinein erhalten (und es wurde von den Mächtigen natürlich alles getan, sie zu erhalten), obgleich alle diese Bahnen längst den Großen der Finanz und der Wirtschaft zinspflichtig sind.

So sah der Bischof die Tragödie seines amerikanischen Vaterlandes; die Handlungsweise jener Henry und George gab seiner Theorie neue Nahrung. Ich sagte zu ihm:

„Ihr seid ein sonderbarer Bischof, Bischof! Denn ich hatte bisher den Eindruck, als wenn die Kirchen in Amerika Einrichtungen wären, die keine wichtigere Aufgabe kennten, als die bestehenden Zustände, so, wie sie nun einmal sind, zu erhalten!"

Worauf er mich aus seinen tiefliegenden, überbuschten Augen lange ansah und meinte: „Ihr Europäer oder vielleicht besonders ihr Deutschen habt eine Fähigkeit, objektiv zu sein, alles von einer höheren Warte aus zu betrachten wie wir nimmermehr. Ich weiß nicht, ob das eine Schwäche oder eine Stärke ist. Was sie von den Kirchen sagen, ist im allgemeinen richtig. Und ich bin nur deshalb zu größerer Übersicht gelangt, weil ich nun schon zwei Jahrzehnte in Alaska ein Amt verrichte; ich bin hier wirklich noch mein eigener Herr, vor allem auch deshalb, weil sich unter den Jüngeren keiner findet, der mit mir tauschen wollte, und die Älteren sind natürlich längst etabliert!"

Er bedeutete also in seinem Kreise ebenfalls eine Bestätigung für seine Theorie — die übrigens von keinem unvoreingenommenen Beobachter bestritten werden kann.

*

Die drei Männer am Koyukuk verbrachten den Rest der Sommermonate damit, einen größeren Platz von Bäumen und Gesträuch zu klären, nachdem sie sich als erstes drei kleine, feste Blockhütten errichtet hatten, denn in der langen Dunkelheit des Winters ist es wichtig, daß jeder mit sich allein sein kann, wenn ihn das Bedürfnis danach anwandelt. Die Schwemmkästen für das Auswaschen des Goldes mußten vorbereitet und ein Bach weiter oberhalb abgeleitet

werden, um das notwendige Wasser dazu zu liefern. Die goldhaltigen Sände lagen in zehn Meter dicker Schicht unter dem flach strömenden Wasser des Nebenflusses, der einige hundert Meter weiter stromab in den Koyukuk mündete. Den ganzen Fluß abzulenken, war den drei Männern nicht möglich; sie mußten das Einsetzen des Frostes abwarten, um sich dann einen Eisschacht anzulegen, der ihnen den Zugang zum Flußbett öffnen würde.

Mit keinem Zeichen hatten die beiden jungen Geologen bisher dem Alten verraten, daß sie nur auf eine Gelegenheit warteten, ihn außer Gefecht zu setzen. Sie benutzten vielmehr seinen Eifer und seine große Erfahrung, um sich noch eine bedeutende Menge praktischer Kenntnisse anzueignen, die ihnen bisher noch fehlten. Vor allem glaubten sie nicht an seine Pläne, sich mit Hilfe des Frostes einen Weg zu den Goldsänden mitten im Fluß zu bahnen. Erst recht aber taten sie alles, das Vertrauen des alten Mike vollends zu gewinnen, was ihnen auch gelang.

Mitte Oktober fing es an zu frieren. Mitte November hatte sich auf dem Fluß eine solide Eisschicht gebildet, die an keiner Stelle mehr ahnen ließ, daß darunter immer noch das Wasser zu Tal floß. Jetzt begann der Alte vorsichtig sein Werk. Mit der Spitzhacke, dann mit einem Spachtel, hob er an drei verschiedenen, fünfzig Schritt auseinanderliegenden Plätzen das Eis aus, jeweils einen Kreis von etwa anderthalb Meter Durchmesser. Jedoch drang er nicht bis zum Wasser vor, sondern nur so weit, daß gerade noch eine zollstarke Eisschicht zwischen dem Lochboden und dem fließenden Wasser stehenblieb. Dies Loch ließ nun die immer tiefer sinkende Kälte weiter nach unten wirken; und schon am nächsten Morgen hatte sich unter dem dünnen Boden des Loches wieder eine dicke Eisschicht gebildet. Diese konnte abermals bis auf eine zollstarke Schicht abgespachtelt werden. Am nächsten Morgen wiederholte sich das gleiche Spiel, und schon nach vierzehn Tagen war der Grund des Flusses, der etwa anderthalb Meter unter der Eisoberfläche lag, erreicht; denn natürlich hatte sich der Alte vor dem Zufrieren einige besonders flache Stellen im Strom bezeichnet.

Man besaß nun drei Eisschächte bis auf das Flußbett hinunter und konnte damit beginnen, vom Grunde der Schächte den goldhaltigen Kies heraufzuholen und am Ufer aufzustapeln. Stets wirkte der nachdringende Frost als Versteifung aller Wände. In den Sänden tief unten entstand unter der Spitzhacke allmählich eine geräumige

Kammer, deren Boden Eimer für Eimer in vereisten Klumpen ans Tages- oder Nachtlicht geholt wurde. Die Arbeit ging eilig vonstatten, denn je tiefer man eindrang, desto reicher erwiesen sich die Sände; und Henry schwärmte nach seiner Gefangennahme immer noch von einer Pfanne, die sie probehalber am ersten Weihnachtsfeiertag über dem Ofen in Mikes Hütte aufgetaut und mit warmem Wasser ausgewaschen hatten; schon nach wenigen Minuten war das schiere Gold aus dem braunen Schlamm zum Vorschein gekommen. Sicher ist dieses Erlebnis der Anlaß gewesen, der die beiden Halunken zu dem Entschluß führte, nun ernstzumachen.

Eines Tages, Anfang Januar, passierte ein Unglück. Während der Alte gerade aus seiner Eisröhre über die primitive Leiter aussteigen wollte, brach ein Stück der Wand aus, und ein Strahl eisigen Wassers durchnäßte ihn von Kopf bis Fuß. Mike schwor Stein und Bein, daß es die Absicht der beiden gewesen wäre, ihn unten in seiner Sandkammer zu ertränken, und daß er nur einem Zufall sein Leben verdanke: er hatte, von einer unerklärlichen Unruhe getrieben, vor der üblichen Zeit aussteigen wollen. Vielleicht hatte sein Unterbewußtsein doch dieses oder jenes Verdächtige wahrgenommen. Natürlich lief die unterirdische Kammer im Nu voll Wasser und konnte nicht mehr benutzt werden.

Die beiden anderen stritten natürlich entrüstet ab, auch nur das geringste mit dem Wassereinbruch zu tun zu haben, wenngleich der Verdacht in der Tat sehr nahe lag, daß sie irgendwie die Wand des Eisschachtes zum Einsturz gebracht hatten, um sich mit einem solchen „Unglücksfall“ des Alten zu entledigen.

Dem eisigen Bade erwies sich der Alte nicht mehr gewachsen. Als er seine Hütte erreicht hatte, steckte er bereits in einem klirrenden Panzer aus Eis, und ehe er mit fliegenden Händen das Herdfeuer wieder angefacht hatte, war er durchkältet bis ins Mark. Seine beiden Gefährten waren nicht zu entdecken gewesen; sie steckten tief in ihren Schächten unter dem Flußeis.

Ehe der Alte sich wieder erwärmte, vergingen Stunden. Es war kein Wunder, daß er schon am Tage darauf das Fieber in seinen alten Knochen fühlte; eine schwere Lungenentzündung überfiel ihn. Selbst wenn er in seiner elenden Hütte von Henry und George sorgsam gepflegt worden wäre, hätte es sich bei seinem Alter um ein Spiel gehandelt, bei dem der Tod alle Trümpfe in der Hand hielt.

Aber Henry und George dachten gar nicht daran, den Alten sorgsam zu pflegen. Wenn er nicht in seinem Eisloch umgekommen war, so mochte ihn die Lungenentzündung hinraffen. Dem Kranken wurde es bald zur schrecklichen Gewißheit, daß man ihm den Untergang zugedacht hatte, denn die beiden versahen ihn weder regelmäßig mit Mahlzeiten, noch sorgten sie dafür, daß das Feuer in seiner Hütte nicht erlosch. Geschah das aber, so kroch sofort der glitzernde Reif an den Tannenwänden hoch, und der Kranke erstarrte unter seinen Decken.

Vielleicht wäre Mike dem Tode eher verfallen, wenn er richtig behandelt worden wäre, denn er war alt, hatte im Grunde mit dem Leben abgeschlossen und sich nur noch gewünscht, keinen Strohtod zu sterben. Daß sein Tod aber zugleich seine ärgste Niederlage werden sollte, rief alle seine Lebensgeister zu einer letzten, verzweifelten Anstrengung auf. Noch einmal überwand der eisenharte Wille dieses alten Nordländers das lähmende Fieber und die würgenden Anwandlungen von Schwäche. Unter seinen Decken ballte er die abgezehrten Fäuste: sie sollen mich nicht bezwingen; ich will es ihnen heimzahlen.

Und dann kam ein Tag, an dem er sich zum erstenmal stark genug fühlte, nach seinen Waffen zu sehen, seine Pistole zu laden. Seit Tagen schon hatte er völlige Apathie vorgetäuscht und auf keine Frage mehr eine Antwort gegeben. Er wußte, daß der gesamte Proviant in der Hütte Georges aufgestapelt lag, während Geräte, Waffen und Munition sich in der seinen befanden; die Hütte Henrys hatte ihnen für die tiefkalte Zeit als gemeinsamer Unterschlupf dienen sollen. Sie war besonders kräftig gebaut. Ihre Tür konnte von außen und innen fest verriegelt werden. Auch war kein Fenster in die Hüttenwände eingelassen! mag dieses auch noch so sorgsam eingefügt werden: es bleibt doch immer ein Einfallstor für die tiefe Kälte. Denn wenn das Quecksilber im Thermometer gefroren ist, was bei Temperaturen unter minus vierzig Grad geschieht, dann wird jede Arbeit im Freien unmöglich; es bleibt nicht anderes übrig, als in enger Hütte um den glühenden Ofen zu hocken. Henrys Hütte war also mit der Rückwand in einen Erdhang hineingebaut, auch ihre Wände und ihr Dach waren mit einem dicken Erdwall umgeben worden.

Der Alte versicherte sich der Aufrührer auf eine sehr einfache Weise. Während sie dachten, daß er in tiefer Schwäche und Teilnahmlosigkeit dahinschwände, beobachtete er durch einen Ritz seiner Tür,

wo er das dazwischengestopfte Moos entfernt hatte, wie sich seine beiden Feinde bewegten. Und als sie sich am Abend eines Tages mit einer Whiskyflasche unter dem Arm in Henrys Hütte zusammenfanden, humpelte er leise herzu und schob von außen die schweren, klobigen Holzriegel vor die Tür. Dann stemmte er noch ein paar feste Balken dagegen und ließ die beiden Gefangenen drei Tage hungern. Durch die Wände oder das Dach konnten sie nicht brechen; das verhinderte die solide gefrorene Erdschicht ringsum; außerdem saßen sie ja schon nach wenigen Stunden in völliger Dunkelheit. Und als sie an der klobigen, ohnehin eisenfesten Tür zu rütteln wagten, jagte er zur Warnung einen Schuß hinein.

Langsam und unendlich mühselig räumte er Georges Hütte aus und schleppte allen Proviant zu sich hinüber, brachte auch die Hunde, die Schlitten und alles Gerät, das ihm hätte gefährlich werden können, in seiner Hütte unter. Am dritten Tage endlich, als er meinte, daß die beiden Gefangenen weich geworden wären, ließ er sich auf Verhandlungen ein. Einen von beiden wollte er ohne Schlafsack, mit knappem Proviant und Futter und ohne Waffe mit dem halben Hundegespann davonschicken, um in Tanana oder Fairbanks die Polizei oder seine Freunde zu benachrichtigen; der andere aber sollte als Geisel dableiben und mit ihm zugrunde gehen, wenn keine Hilfe kam. Denn der Alte fühlte sich unendlich schwach, nur sein eiserner, zäher Wille hielt ihn halbstundenweise aufrecht. Er wußte, daß er nicht mehr lange leben würde, aber er wollte nicht als ein Unterlegener sterben.

Er hatte die zwei Kisten Dynamit, über die er verfügte, in seiner Hütte so verteilt, daß er mit einem Handgriff sich und die Hütte, das heißt also auch die Hunde, den Proviant und die Waffen, in tausend Fetzen sprengen konnte. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß er jeden Versuch einer Auflehnung mit einer solchen Tat beantworten würde. Das hätte auch für die beiden Verräter das sichere Ende bedeutet, denn ohne Hunde, Waffen und Proviant waren sie rettungslos verloren. So furchtbar muß die unerbittliche Entschlossenheit des Alten gewirkt haben, so zweifellos müssen die beiden Gefangenen daran geglaubt haben, daß er sie erbarmungslos vernichten würde, daß sie am vierten Tage, entsetzlich geschwächt vor Hunger, zitternd vor Kälte, halb verrückt von der ewigen Dunkelheit in ihrem Verlies, auf alles eingingen. Der Alte bestimmte George als denjenigen, der mit der Hälfte der Hunde Entsatz holen sollte, während er den

gefährlicheren Henry bei sich behielt. Er brachte es schließlich auch dazu, daß George den anderen in der dunklen Hütte ankettete.

„Die ganze Zeit über", soll Henry erzählt haben, „nachdem er uns endlich ins Freie gelassen hatte, hielt er uns mit der Pistole stets mindestens fünfzig Schritte entfernt; er stand mit einem brennenden Scheit Holz neben den Dynamitpatronen, mit denen er sich und all unsere Habe, von der unser Leben abhing, in die Luft sprengen konnte. Ich wurde von George angekettet. Er mußte die Tür von außen schließen, hatte sich dann sofort auf den bereitstehenden Schlitten zu schwingen und ohne Verzug abzufahren. Zur Warnung, nicht vorzeitig wiederzukommen, ließ der Alte ihm noch eine Kugel hinterherpfeifen. Aber ich wußte, daß er nie wiederkehren würde, denn er fürchtete den Alten wie den Teufel in Person; und das mit Recht, stieß doch Mike kurz nach Georges Abfahrt die Tür zu meiner Hütte auf, und während mich das helle Schneelicht zunächst völlig blendete, schoß er auf mich. Ich sprang natürlich vor Angst umher wie ein Wahnsinniger, aber die Kette hielt mich, schon damals riß ich mir die Haut vom Gelenk. Nachdem ich der Länge nach hingeschlagen war — er hatte mir vier Schuß um die Ohren gejagt —, hörte er endlich mit der entsetzlichen Knallerei auf und sagte ganz ruhig: ‚Ich wollte bloß sehen, ob die Kette hält! Aber ihr traut euch ja gegenseitig nicht über den Weg, wie ich erwartet habe! Der George hat dich tüchtig festgelegt.' Und dann brachte er mir endlich Feuerholz und Proviant."

George erreichte mit letzten Kräften die Missionsstation, war aber hier den Sergeanten in die Arme gelaufen, die sofort witterten, daß dieser abgemattete Reisende etwas zu verbergen hatte. Ob George wirklich, wenn er nicht abgefangen worden wäre, die Freunde des Alten benachrichtigt, ob er sich nicht statt dessen heimlich aus dem Staube gemacht (was ihm aber dort, wo jeder jeden kennt, schwer genug gefallen wäre), ob er nicht seine Auftraggeber mobil gemacht hätte — darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen, denn bevor er noch das eine oder andere versuchen konnte, saß er schon hinter Schloß und Riegel. Der alte Mike hatte zum letzten Male mit seinem eigenen Leben und dem des anderen va banque gespielt und hatte gewonnen.

Wenn der Bischof und der Sergeant das einsame Lager am Koyukuk nur einen oder zwei Tage später erreicht hätten, wäre der Alte wohl nicht mehr imstande gewesen, seinem Gefangenen Henry einmal am

Tage Feuerholz und Nahrung durch den Türspalt zu schieben. Denn er fühlte sich bereits furchtbar schwach. Aber noch immer hielt sein unbezwinglicher Wille den erliegenden Körper zusammen. Er wäre am liebsten gleich am nächsten Tage aufgebrochen, um dafür zu sorgen, daß die Namen der beiden Schurken im Minenregister gelöscht würden. Er wollte seine Rechte zu gleichen Teilen dem Staat und der episkopalischen Kirche übertragen, denn, sagte er, ein Sergeant und ein Bischof haben mich gerettet. Nur schwer gelang es dem Bischof, den Kranken zu überreden, sich erst ein paar Tage behandeln und pflegen zu lassen, ehe die Rückfahrt angetreten wurde.

Um Henry brauchte man sich nicht zu kümmern; wohin und womit hätte er fliehen sollen? Außerdem schien er sich darauf zu verlassen, daß seine Auftraggeber ihn irgendwie entlasten würden. Dennoch warnte der Alte den Sergeanten im geheimen immer wieder: „Paß auf den Henry auf, Sergeant! Der ist von einem anderen Schlag als der weiche George; der birst vor Wut, daß er unterlegen ist. Ich fühl' es in der Luft!"

Aber der Sergeant zuckte nur mit den Achseln.

*

Der Rest dieser abenteuerlichen Geschichte ist schnell erzählt. Endlich war der Tag gekommen, an dem die Schlitten beladen wurden: der des Bischofs, der des Sergeanten und der des alten Mike. Dem Alten hatte der Bischof auf seinem Schlitten ein weiches, warmes Lager bereitet. In der Mitte des Zuges fuhr Henry den nur mit wenigen Hunden bespannten Schlitten; den Beschluß machte der Sergeant mit seinem Gespann. Auch diese beiden Schlitten waren schwer beladen, denn von der Einrichtung des Lagers war so viel wie möglich mitgenommen worden. Man nahm denselben Weg, den die beiden Männer auf ihrer jagenden Anfahrt benutzt hatten. Da es inzwischen nicht geschneit hatte, waren die Spuren noch deutlich zu erkennen, war schon eine Straße vorbereitet, und die kleine Karawane kam ziemlich schnell voran. Als sie aber den Koyukuk verließen, um südwärts über die Yukonberge zu ziehen, trübte sich der bis dahin strahlend blaue Himmel verdächtig ein. Ein grauer Schleier verhüllte ihn, aus dem sich schließlich jagende Wolkenfetzen lösten. Die Reisenden erkannten es: ein Schneesturm zog herauf; auch die plötzlich wärmer werdende Luft zeigte es an. Es war Zeit, daß sie sich mit dem Kranken ein

Obdach suchten. Die Hunde, die längst witterten, daß Gefahr im Verzuge war, zeigten sich unlustig zur Arbeit. Kaum war hinter einem überhängenden Felsenriegel haltgemacht, kaum hatten sie gierig die ihnen in doppelter Menge vorgeworfene Portion Trockenlachs verschlungen, so drängten sie sich in einer langen Reihe unter die Felswand, ohne auch nur einen Augenblick lang zu versuchen, sich wie sonst zu balgen, kringelten sich zu runden Pelzkugeln zusammen, indem sie ihre buschigen Ruten über Nase und Augen deckten, und ließen sich bewegungslos einschneien.

Denn es hatte aus dem Grau des Himmels zu schneien begonnen. Die Männer besaßen kein Zelt. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als noch eine kräftige Mahlzeit zu sich zu nehmen, sich dann in ihre Schlafsäcke zu packen, die Kopfverdecke hochzuschlagen und sich auf gut Glück ebenso wie die Hunde einschneien zu lassen. Denn wenn der Schneesturm über das Land rast, die Luft in ein irrsinniges Heulen, Toben, Ächzen, Brüllen, Kreischen verwandelt ist, die peitschenden Schneekristalle jedem lebenden Wesen in wenigen Minuten Augen, Ohren, Nase und Mund mit scharfen Eisnadeln verstopfen, dann vermag der Mensch nichts weiter, als sich zu ducken und ergeben zu warten, bis die Elemente sich ausgerast haben.

Der Bischof legte sich dicht neben den Alten, um ihm im Notfall nahe zu sein, und der Sergeant befahl dem Gefangenen, seinen Schlafsack neben dem eigenen auszubreiten. Denn, wie er dem Bischof im Vertrauen gesagt hatte, wenn der Gefangene fliehen wollte, so bot ihm der Schneesturm, oder vielmehr die Zeit gleich danach, die einzige Hoffnung; allerdings mußte er dann sein Leben riskieren! — Solange der Schneesturm sein wildes Lied orgelt, ist das Reisen unmöglich, weil sich in der unbändigen Luftbewegung niemand auf den Füßen halten kann und schon nach wenigen Schritten jede Richtung verlorengeht. Aber auch noch nach dem Schneesturm wird die Weiterreise manchmal tagelang aufgehalten, weil dann die Temperatur ins Bodenlose fällt und die Kälte jede körperliche Anstrengung, die zu tiefem Atmen zwingt, mit einem Erfrieren der Lungen bestraft; die abgetöteten Lungenbläschen vereitern, und nach wenigen Wochen stirbt der Unvorsichtige eines qualvollen Todes, er erstickt langsam unter schrecklichen Hustenanfällen.

Wie viele Stunden oder Tage es waren, die die Männer in ihren warmen, dunklen Schlafsäcken verdämmerten, vermochten sie hinter-

her kaum anzugeben; verliert man doch in der lichtlosen, lautlosen Wärme jedes Zeitbewußtsein. Denn bald bildete sich wie über den Hunden eine dichte Schneewehe, durch die sich nur die warme Atemluft einen schmalen Ausweg offenhält; der Schnee schirmt alle Geräusche der Außenwelt so gut wie vollkommen ab.

Vergeblich versuchten der Bischof und der Sergeant die lähmende Müdigkeit abzuwehren, die sich wie ein erschlaffendes Pfühl über sie breitete. Die Strapazen der vergangenen Tage, der Licht- und Luftmangel machten sich bald geltend; wenn sie auch die Absicht gehabt hatten, dem Schlafe möglichst zu widerstehen, er überwältigte sie dennoch. Im Grunde ist dies ja auch die beste Art, den Schneesturm zu überstehen: man verschläft ihn.

Der Sergeant war der erste, den die nach dem Schneesturm einfallende, durchdringende Kälte weckte. Mühselig, an allen Gliedern wie zerschlagen, bahnte er sich durch den Schneehaufen, den der Sturm über ihm aufgehäuft hatte, einen Weg ins Freie. Aber die Benommenheit fiel sofort von ihm ab, als er mit einem Rundblick erkannte, daß er in Wahrheit doch nicht der erste gewesen war, der sich den Armen des betäubenden Schlafes entrissen hatte. Er merkte sofort, daß der leichteste Schlitten, der des Bischofs, fehlte, daß das gesamte Hundefutter und die besten, stärksten Hunde, die des Bischofs, und die Waffen (glücklicherweise hatte der Sergeant seine Revolvertasche mit in den Schlafsack genommen) verschwunden waren. Mit einem Wort: Henry war geflohen. Er hatte das Ende des Schneesturmes nicht abgewartet, hatte sich irgendwie wachgehalten, war bei abflauendem Wetter, während die anderen ihren tiefsten Schlaf taten, aufgestanden, hatte die besten Hunde angespannt und war mit den erreichbaren Waffen, dem größten Teil des Proviants und dem gesamten Hundefutter auf und davon gegangen. Er hatte, wie zu erkennen war, versucht, die beiden anderen Schlitten zu zerstören; aber das war ihm in seiner Aufregung nur unvollkommen gelungen. Die Schneeschuhe allerdings hatte er zerschnitten. Nach menschlichem Ermessen hatte er damit die drei anderen dem Untergang überantwortet. Denn ohne Hundefutter, ohne Waffen, ohne Schlitten, ohne Schneeschuhe wurden sie in dem nun von Neuschnee bedeckten Lande bewegungsunfähig und mußten früher oder später verhungern und erfrieren.

Für andere hätte dies wohl gegolten, nicht aber für diese drei Männer,

für welche die arktische Wildnis längst zur zweiten Heimat geworden war. Sie brauchten sich nicht darüber zu verständigen, was zu geschehen hatte. Sie wußten, daß nur schonungsloser, unverzüglicher Angriff Erfolg und Rettung versprach; es war zwecklos, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie man mit dem verbliebenen Proviant hätte nach Fairbanks oder Tanana gelangen können. Henry mußte unter allen Umständen eingeholt werden, koste es, was es wolle. Von des Alten Hunden wurden drei geschlachtet; das gab Futter für das Malemutegespann des Sergeanten und Riemen zum Flicken der Schlitten und der Schneeschuhe. Die in kurzem steinhart gefrorenen Hundekadaver wurden aufgeteilt, ein Schlitten mit ihnen und dem geringen Rest des Proviants beladen. Der Sergeant rief sein „Mush-mush!", und die wilde Jagd fegte davon. Knapp zwei Stunden waren vergangen, seitdem er noch halb benommen aus seinem Schlafsack ins Freie gekrochen war. Der Alte und der Bischof mußten sich inzwischen behelfen; wenn nicht anders, so waren noch zwei Hunde übrig, die geschlachtet werden konnten.

Die Frage war, wohin Henry flüchten wollte. Aber der Sergeant hatte nicht einen Augenblick lang daran gezweifelt, daß er, ohne sich um den bequemsten und ratsamsten Weg zu kümmern, schnurstracks die Richtung auf Fairbanks genommen hatte. Denn dort allein konnte er erwarten, Unterstützung zu finden, dort allein konnte er mit einem Flugzeug das Weite suchen.

Gewisse Anzeichen ließen den Sergeanten vermuten, daß der Flüchtling nicht viel mehr als einen Tag Vorsprung besaß. Die Höhe der Schneewehe über dem Platz, wo das Hundefutter gelegen hatte, lieferte einen Maßstab dafür, wie lange Zeit vergangen war, seitdem sie sich zu bilden begonnen hatte. Der Sergeant konnte sich auf die Kraft und Ausdauer seines Gespannes ebenso wie auf die eigene verlassen. Ob Henry mit den fremden Hunden ebenso fertig wurde, war zweifelhaft. Wenn der Sergeant einen weit ausholenden Bogen nach Osten schlug, um dann nach Südwesten einzuschwenken, so mußte er irgendwo in Yukonnähe die Spur des Verfolgten anschneiden; denn dort würde sie, wie er ausrechnete, wieder sichtbar geworden sein, da ja dann auch dort der Schneesturm aufgehört haben mußte.

Der Sergeant wußte, daß Schnelligkeit alles bedeutete; er mußte den Fliehenden erreichen, ehe noch seine Hunde und er selbst den Mangel an kräftiger und ausreichender Nahrung merkten. Der weite

Bogen nach Osten zwang ihn ohnehin zu einem bedeutenden Umweg. Aber der war unvermeidlich. Er ließ den Hunden keine Zeit zum Nachdenken. Der Leithund Atka war mitangespannt worden. Das allein genügte schon, um die klugen Tiere davon zu überzeugen, daß die Eile, zu der sie von ihrem Herrn angetrieben wurden, grimmig ernst zu nehmen war. Der Schlitten trug fast keine Last; von Zeit zu Zeit, wenn ebenes Gelände die Fahrt erleichterte, konnte der Sergeant sich im Fluge über die weißen Flächen ziehen lassen. Der Leithund sorgte dafür, daß ein gleichmäßiges Tempo unvermindert beibehalten wurde, und wenn einer der Hunde zu trödeln begann und seine Zugleine nicht richtig straff hielt, so fegte Atka schließlich mit einem wilden Knurren so plötzlich herum und strafte ihn mit einem kräftigen Biß in die Schenkel oder die Ohren, daß er entsetzt aufjaulte und fortab sein Bestes hergab.

Wohl an die sechzig Meilen legten sie am ersten Tage der Verfolgung zurück. Mitten in der mondlosen Nacht — noch immer konnte der Sergeant sich nicht zum Rasten entschließen — belehrte ihn ein wildes Geheul des Leithundes, daß an der Spitze des Gespannes etwas Aufregendes entdeckt worden war. Im selben Augenblick schwenkte der Hundetrupp so scharf nach Süden ein, daß der Sergeant fast die Leitstange am Hinterende des Schlittens aus den Händen verloren hätte. Er wußte sofort, was geschehen war: Atka hatte die Schlittenspur des flüchtigen Gespannes entdeckt und war, ohne zu zögern, in sie eingebogen. Das Tier mochte gewähnt haben, daß es diesmal allein durch die Wildnis zöge; nun war es der Witterung des alten Rivalen begegnet; wieder war ihm der andere voraus, was sein stolzes Herz schon auf der langen Ausreise gekränkt hatte. Nun würde das ganze Gespann, ohne daß es angetrieben zu werden brauchte, das Äußerste hergeben, nur um die Vorläufer einzuholen. Der Sergeant wußte: Ich habe richtig gerechnet, er entgeht mir nicht! Und er schickte einen langen, wilden Triumphruf durch die schweigende arktische Nacht.

Erst als die Mitternacht erreicht war, zwang er sein Gespann zur Rast. Die Hunde waren so ins Fieber der Verfolgung geraten, daß sie weitergeprescht wären, bis sie irgendwo auf der Spur, zu Tode ermattet, mit blutigem Schaum vor den Schnauzen, umgesunken wären. Als sie endlich zur Ruhe kamen, stellte es sich heraus, daß sie bereits zu abgehetzt waren, um noch zu fressen; sie rollten sich sofort

zusammen, um zu schlafen. Dem Sergeanten ging es nicht viel anders. Widerwillig kaute er einen Streifen Pemmikan, an der Luft getrocknetes rohes Elchfleisch, und schlief schon, ehe noch der Rest verzehrt war. Aber noch vor dem Morgengrauen, zur Stunde der tiefsten Kälte, raffte er sich aus seinem Schlafsack hoch, weckte die Hunde und verteilte die Hälfte des Futters unter sie.

Auch der Sergeant spielte va banque. Wenn es ihm nicht gelang, den Flüchtling schon am dritten Tage zu fassen, so besaß er für den vierten kein Futter mehr; den vierten hätte er sicher noch überstanden, aber vom fünften Tage ab hätten dann seine und der Hunde Kräfte schnell abgenommen.

Ohne sich auch nur einmal umzusehen, überwand der Sergeant den breiten Yukon; die Spuren verrieten ihm, daß er dem Fliehenden schon ganz dicht auf den Fersen war. Der grimmige Mann frohlockte, denn die stets wiederkehrenden Schmisse rechts und links vom Wege zeigten nur allzu deutlich, daß der Fliehende seine Hunde mit der Peitsche erbarmungslos antrieb. Dreimal schon bewies ein großer Flecken zerwühlten Schnees, daß die Hunde des Flüchtigen in einer wüsten Beißerei den Schlitten, die Zugleinen und sich in ein schwer entwirrbares Chaos verwickelt hatten. Der Sergeant knurrte zwischen den Zähnen hervor, während er sein eigenes, in gestreckter, scharfer Ordnung dahineilendes Gespann überblickte, das er nur mit wenigen freundlich-strengen Worten anzufeuern brauchte: „Treib du nur die Hunde des Bischofs, mein Junge! So kommst du nicht schneller voran; du machst sie nur rasend!“

Denn der Bischof benutzte nie eine Peitsche; seine Tiere gaben für ihn freiwillig das Letzte her.

Am Mittag des vierten Tages merkte der Sergeant plötzlich, wie die Hunde schneller wurden, sich streckten und in langen, hetzenden Sprüngen den Schlitten schier hinter sich herreißen wollten. Zugleich stieß Atka ein paar heisere Laute aus, die er genau kannte; das Tier hatte seine Beute in unmittelbarer Nähe gewittert. Und schon trieb der Sergeant den bremsenden Stachel tief in den Schnee, daß sich der Schlitten aufbäumte, und stemmte sich selbst mit aller Gewalt gegen den Zug der Hunde. Zugleich gab er in schärfstem Befehlston das Haltzeichen: „Hoa, hoa!“ Tatsächlich bewies sich in diesem Augenblick seine Gewalt über die wilden Tiere. Nach hundert Schritten schon stand der Schlitten. Atka hatte, gegen seinen Instinkt, gehorcht.

Der Sergeant band ihn fest und folgte nun der Spur allein, die Waffe schußbereit.

Kaum aber war um ihn Stille eingetreten, kaum hatte er die heftig winselnden und jelpenden Hunde hinter sich gelassen, so vernahm er vor sich fern und noch gedämpft das Heulen, Jaulen und Knurren einer anderen Hundemeute. Er riß sich einen Prügel aus dem Birkengestrüpp am Wege und hastete weiter; er ahnte Furchtbares. Vielleicht kam er noch nicht zu spät.

Aber als er einen Felsen umrundet hatte, der ihm den Blick voraus versperrte, wußte er, daß nichts mehr zu retten war.

*

Ach, ich mag die blutige Szene nicht näher beschreiben. Henry, der in seiner Furcht die riesigen Hunde immer heftiger angetrieben hatte, war das Opfer ihrer wölfischen Wut geworden, die er selbst entfacht. Wenn er auch ein besonderes Geschick in der Behandlung der Hunde bewies, daß er sie überhaupt hatte einspannen können — so waren ihm schließlich doch die Nerven durchgegangen. Anstatt sich auf den guten Willen dieser edlen, stolzen, wilden Tiere zu verlassen, trieb er sie mit der Hetzpeitsche schonungslos an. Das weckte alle bestialischen Instinkte in ihnen; zunächst hatten sie sich in wilden Beißereien Hund gegen Hund Luft gemacht. Die Tatsache, daß der gewaltige King, der Leithund, sich nicht mehr um Zucht und Ordnung in seinem Gespann kümmerte, sondern nur noch vorwärts strebte, als könnte er dem hetzenden Kerl in seinem Rücken entfliehen, hätte den flüchtigen Mann warnen sollen: die gebändigten Triebe der Hunde begannen sich unter seiner verständnislosen, harten Behandlung zu entfesseln. So kam, was beinahe unvermeidlich kommen mußte:

Als er sich, um eine neue wilde Beißerei zu beenden, zwischen die kämpfenden Tiere wagte, verstrickte er sich in die Zugleinen, stürzte — und schon fiel die furchtbare Meute über ihn her. In wenigen Minuten war er nur noch ein zuckender Haufe zerfetzter Muskeln.

*

Der Sergeant trieb die Hunde auseinander. Er erzählte später, daß der große Leithund King nicht an dem Menschenmord beteiligt gewesen sei. Weit abseits habe er gesessen, die wölfische Schnauze steil in die Luft gehoben, und ein Geheul hündischer Klage in den kalten,

stillen Himmel geschickt, als ertrüge es sein starkes, gutes Herz nicht, daß alles verraten war, wozu ihn der Bischof von klein auf mit Freundlichkeit und Geduld erzogen hatte.

*

Es bleibt noch übrig, zu berichten, daß die kleine Karawane ohne weiteren Zwischenfall, nachdem der Sergeant wieder zu den anderen gestoßen war, Fairbanks erreichte, wo der alte Mike ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Tatsächlich brachte er noch die Kraft auf, alle Formalitäten zu erfüllen, seine Minenrechte zur Hälfte auf die Kirche und zur Hälfte auf den Staat zu übertragen, denn „ein Sergeant der Polizei und ein Bischof in Person hätten ihn gerettet".

Erst als er ihn begraben hatte, kehrte der Bischof auf die Station zurück, wo seine Gattin und ich ihn erwarteten. Dort erfuhren wir an langen Abenden all das, was ich auf den vorangegangenen Seiten berichtet habe, und noch mancherlei mehr. Ich wollte natürlich wissen, was aus dem übriggebliebenen Schurken George werden würde. Er antwortete müde: „Nichts! Was soll ihm geschehen? Ihm ist ja nichts nachzuweisen. Und die beiden anderen Zeugen sind tot. Die Gesellschaften, die hinter den beiden Kerlen standen, sind noch stärker, als ich gedacht habe. Sie ließen gegen den alten Mike bereits ein Verfahren wegen Freiheitsberaubung und Mordversuches anhängig machen, und wenn er am Leben geblieben wäre, hätte er schwerlich gegen das doppelte Zeugnis der beiden anderen auftreten können; er wäre verurteilt worden!"

Ich meinte: „Wenigstens hat er durchgesetzt, daß die Gesellschaften die Rechte, die sie ihm abjagen wollten, nicht erhielten. Er ist doch letzten Endes Sieger gewesen, hat das, was er eroberte, gegen eine große Übermacht behauptet und darüber verfügt, wie er es für richtig hielt."

Der Bischof zuckte mit den Achseln, als hätte er manches zu dieser Bemerkung zu sagen, sparte es sich aber für die Zukunft auf, da im Augenblick Abschließendes nicht mitzuteilen war.

*

Ich mußte Abschied nehmen; die für Alaska bestimmte Zeit war schon weit überschritten. Wir schieden als gute Freunde und versprachen einander regelmäßig Nachricht zu geben. Zunächst nahmen

wir es auch — wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt — recht genau damit. Dann schlief die Korrespondenz langsam ein. Ein Absatz aber aus einem der letzten Briefe des Bischofs gehört noch hierher; er lautet:

„Sie meinten damals, wenige Tage bevor Sie abreisten, daß der alte Mike als Sieger aus seinem letzten großen Kampf hervorgegangen sei. Ich hatte schon damals meine Zweifel. Nun sind sie bestätigt. Meine vorgesetzte Behörde, die ja schließlich in Alaska keine Goldmine betreiben will, hat die ererbten Rechte an die Biggers Mining Comp. verkauft, nachdem schon vorher der an den Staat gefallene Anteil ebenfalls von der Gesellschaft erworben worden ist; sie hat politische Beziehungen springen lassen und schließlich, um die Tragikomödie voll zu machen, die Minenrechte zu einem viel geringeren Preise erstanden, als sie ihn dem alten Mike hätte ausbezahlen müssen. Der eine war ein Mensch, der kämpfte und litt und lieber untergehen wollte als sich beugen, ein Stück jenes alten Amerika, das unsere Liebe und Achtung verdient. Die Mächte jedoch, die ihn noch nach seinem Tode kalt lächelnd mattsetzten, haben sich als stärker erwiesen; das ist das neue Amerika.

Meine Frau meint zwar, ich sähe, wie gewöhnlich, zu schwarz. Das gebe Gott! Aber ich glaube es nicht!

Ich bleibe der Ihre!

Bischof T.“

IV

DIE ENTERBTEN DER ERDE

Ich habe es miterlebt, wie die Saat davonflog. Niemals zuvor hätte ich dergleichen für möglich gehalten, denn in meiner Heimat werden die Äcker seit langen Jahrhunderten bestellt, und es kommt wohl manchmal vor, daß die Saat hier und da in kalten, schneelosen Wintern ausfriert oder daß sie in besonders nassem Frühling auswässert; aber daß sie in einer einzigen Sturmnacht mit der ganzen fruchtbaren Oberschicht des Ackerbodens einfach auf Nimmerwiedersehen davonfliegt, daß nichts weiter auf den Feldern zurückbleibt als der kiesige, sterile Untergrund — solches hätte ich bis zu jenem Aprilmorgen vor sechs Jahren nicht einmal als Ausgeburt einer verrückten Phantasie gelten lassen.

Damals sah ich es mit eigenen Augen, wie innerhalb einer Nacht ein riesiges Weizenfeld sich in trostlose Wüste verwandelte, auf der niemals wieder etwas wachsen wird, außer vielleicht ein paar bedürfnislosen, bescheidenen Salzbüschen, und vielleicht nicht einmal mehr das. Denn mit der zarten blaugrünen Weizensaat vom vorigen Herbst war die gesamte, allein die Fruchtbarkeit bergende Ackerkrume, in hohe Staubwolken aufgelöst, hinweggeweht worden. Und meinem alten Freunde, dem Farmer Gallhorn, war am nächsten Morgen zumute, als sei sein ganzes Besitztum innerhalb weniger Stunden bis auf die Grundmauern abgebrannt — und keine Versicherung deckte den Schaden.

Ich brachte es nicht übers Herz, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß man schließlich auch unversicherte Gebäude über kurz oder lang wieder aufbauen könne, daß aber ein seiner Muttererde beraubter Acker nie wieder Ernte trägt, daß er, im wörtlichsten Sinne verstanden, wertloser als ein Stück Wüste geworden ist, denn die Wüste läßt sich, wenn sie bewässert wird, in fruchtbare Felder verwandeln. Diesen harten, dürren Steppenkies aber würde Wasser nur noch hoffnungsloser ausspülen, würde ihn tief zerklüften, zerschrinden, zerwittern,

ihn in eine trostlos-häßliche, zerstörte, unpassierbare, schluchtige Kraterlandschaft umgestalten, wie sie überall dort entsteht, wo der Mensch in gierigem Unverstand die gute, nährende Erde zerstört.

Indessen schien der einzelne, wie etwa mein alter Freund, der Farmer Gallhorn, mir unschuldig an dieser verhängnisvollen Entwicklung. Weit davon entfernt, für sie verantwortlich zu sein, mußte er vielmehr als ihr Opfer gelten. Er hatte ja nur getan, was alle taten und was offenbar von der Regierung gern gesehen wurde, hatte den Prärieboden aufgepflügt, um Weizen darauf anzupflanzen, hatte darauf vertraut, daß das weite, grünende Land für immer fruchtbar bleiben würde. Keiner der Klugen und Mächtigen hatte ihn gewarnt, daß der Boden kein Bergwerk und kein Brunnen sei, aus dem man immer nur zu schöpfen braucht: sein Inhalt füllt sich von allein wieder auf. Im Gegenteil: je mehr Weizen er pflanzte, desto mehr Radios und Autos, desto mehr Maschinen und Sonntagskleider konnte er kaufen. Also war er von den Mächtigen angefeuert worden, seine Weizenäcker immer tiefer in die jungfräuliche Prärie vorzutreiben, auch dort, wo sie besser unangetastet geblieben wäre.

Bis dann eines Tages dieser ungeheuerliche Turmbau zu Babel in sich zusammenkrachte und all die kleinen Geister, die sich auf seinen Stufen angesiedelt hatten, mit in die Tiefe riß. Denn den Großen konnte der allgemeine Niederbruch wenig anhaben, konnte sie um so weniger bedrohen, je größer sie waren. Sie verdienten immer, ob sich nun die Börse aufwärts oder abwärts bewegte, denn sie waren es ja selbst, die hinter den Kulissen diese Bewegungen veranlaßten und lenkten. Aber all die unzähligen Tausende von Farmern, die weit draußen im Westen das Brot Amerikas erzeugten, die wurden von dem Bergrutsch der Preise davongeschwemmt, zerrieben, verschüttet, entwurzelt. Ihnen bot niemand Hilfe an, als nicht nur die Preise und Verdienste sie im Stich ließen, sondern auch die Natur selbst sich noch gegen sie verschwor.

Gallhorn teilte das Schicksal so manches anderen meiner Bekannten, mochten sie nun jenseits der Grenze, im kanadischen Saskatchewan oder Alberta, oder diesseits, im östlichen Montana, den Dakotas oder Minnesota, wohnen. Und damit ist das Gebiet der Prärien, die der Gefahr der Auswitterung ausgesetzt sind, noch längst nicht vollständig umschrieben; es reicht in breitem Streifen weit hinunter bis nach Texas, bis zu den Gestaden des Mexikanischen Golfs. Heute werden

die Nachkommen jener Männer, welche die Prärien urbar machten, zwischen zwei gewaltigen Mahlsteinen zerrieben: der Austrocknung des Farmlandes und der Mechanisierung der Landwirtschaft, Erscheinungen, die nicht unabhängig voneinander sind.

Gallhorns Vater war noch in Europa geboren, in Schleswig oder in Dänemark, genau wußte es der Sohn nicht mehr; er konnte sich der alten Heimat nicht mehr erinnern, war kaum den Windeln entwachsen gewesen, als er mit seinen Eltern in Amerika ankam. Sie zogen nach Westen, nachdem sie in der großen Hafenstadt am Atlantischen Ozean von gerissenen Bauernfängern fast bis aufs Hemde ausgeplündert worden waren. Im fernen Nordwesten endlich winkte ihnen das „freie Land", das sie sich erträumten. Es war frei, in der Tat, das heißt: es gehörte niemand, und man konnte darauf tun, was man wollte, zum Beispiel verhungern, oder sich von den Indianern, die damals noch unruhig waren, abschlachten lassen. Sie ließen sich weder zum einen noch zum andern herbei, sondern stemmten ihre Schultern ein, breite, starke europäische Bauernschultern, und kämpften sich den Boden frei, bis ihre Nacken gekrümmt, ihre Gesichter rissig und braun wie die neue Erde, ihre Hände schwer und steif und hornig geworden waren.

Zwar trugen sie wie eine geheime, unablässig, wenn auch nicht heftig schmerzende Wunde bis an ihr Lebensende die Erinnerung an das „alte Land" in ihren Herzen umher, denn diese tellerflache, harte Erde mit den grenzenlosen, fernen Horizonten, den eisigen Wintern, den dörrenden Sommern, dem unaufhörlichen Wind — ach! Ja, es war frei, vogelfrei, aber so unendlich verschieden von dem sanftgrünen, verhalten-üppigen Lande, das sie verlassen hatten, das überall vom frischen Atem der See überweht wurde. Hier gab es keine See, und manchmal fühlten sie sich wie gefangen — mitten im innersten Herzen eines ungeheuren Erdteils, nur Land ringsum, Tausende von Kilometern nach allen Seiten vom Meere entfernt.

Aber sie hielten aus, wenn sie auch ihr Herz unter der harten Mühe langsam verarmen fühlten, denn hier gab es kein leichtherziges Spiel unter Gleichgesinnten, keine von alten Sitten und freundlichen Gebräuchen erhellten Festtage; hier kannte das eintönige, einsame Dasein nur zwei Pole, die einander die Waage halten mußten: Arbeit und Profit. Und hielten sie sich nicht die Waage, so brach das Leben zusammen; denn nichts sonst existierte, wodurch es aufrechtgehalten wurde.

Sie hielten durch, nicht um ihrer selbst willen, denn das merkten sie bald, daß auf sie in diesem fremden, fernen Lande das Glück nicht wartete, aber um ihrer Kinder willen. Die sollten ein besseres Leben haben; die waren ja inmitten dieser weiten Horizonte groß geworden, kannten nur diese abgrundhohen Himmel; die wurden nicht mehr von tief vergrabenem, fast schon unbewußt gewordenem Heimweh gepeinigt.

Niemals können die Kinder der Einwanderer begreifen, welche seelischen und körperlichen Entbehrungen ihre Eltern ertragen mußten.

So erging es auch meines Freundes Peter Gallhorns Eltern; erst er selbst wieder, der schwer vom Schicksal Geschlagene, machte sich zuweilen Gedanken darüber, wie bitter seine in die leere Wildnis verschlagenen Großeltern einst gekämpft und geschuftet haben mochten, ehe sie zuweilen die Hände in den Schoß legen durften. Viel Zeit ließ ihnen das Schicksal nicht dazu; denn als die Farm schließlich stand, die Söhne herangewachsen und das Gröbste geschafft war, da legten sie sich hin und starben, von fast übermenschlicher Mühe und Sorge allzu früh verbraucht.

In der zweiten Generation ging es stetig voran; noch ernährte die Farm ihre Menschen; noch galt es als selbstverständlich, daß neben dem Weizen, der für den Markt gezogen wurde, ein paar Felder mit Hafer und Kartoffeln, mit Kohl und Rüben bestellt wurden, daß ein paar Schweine im Stall, ein paar Kühe auf der Weide und ein paar Dutzend Hühner im Hof dafür sorgten, daß auf der Farm jeder Mund und, wenn es, wie in der Erntezeit, nottat, auch noch ein paar mehr gesättigt werden konnten. Auch wußte man noch, daß man die Felder düngen mußte, wenn man Bohnen und Mohrrüben, Erbsen und Zwiebeln von ihnen erwartete.

Allerdings, wo der Weizen wuchs, da dachte man nicht ans Düngen; wie hätte man mit dem wenigen Vieh auch die großen Flächen düngen sollen? Der Weizen mußte für sich selber sorgen; an ihn war man von daheim nicht gewöhnt gewesen; er war etwas Amerikanisches, das man brauchte, um Geld zu verdienen, also im Grunde etwas, was der Bauer aus dem alten Lande gar nicht recht begriff, woran er also mit seinem Herzen gar nicht teilnahm. Ohne daß er es merkte, wurde ihm so der Boden, die gute Erde, ein bloßes Mittel zum Zweck. Um ihrer selbst willen lohnte es nicht mehr, sich zu mühen, es sei denn auf

jenen schmalen Äckern, die für den unmittelbaren Unterhalt der Farm und Familie bestimmt waren.

Aber auch dieser Rest des bäuerlichen Erbgutes wurde aufgesogen, als im Weltkriege sich der Anbau von Weizen in eine Goldgrube verwandelte. Die Preise stiegen schwindelerregend, sie standen bald in gar keinem vernünftigen Verhältnis zu den aufgewendeten Kosten, betrugen sie doch das Mehrfache davon. Es regnete Dollars. Die Farmer waren zu Kriegs- und Spekulationsgewinnlern geworden, ohne auch nur einen Augenblick lang die Absicht gehabt zu haben. Kein Wunder, daß ihnen der Dollarsegen die Köpfe verdrehte. Mehr Weizen, mehr Weizen! hieß die Parole. Die goldene Frucht wurde ihnen aus den Händen gerissen, fast konnten sie dafür fordern, was sie wollten.

Schade um die Äcker, die man in den Jahren zuvor noch mit Hafer oder Kartoffeln bestellt hatte! Wozu sollte man sich damit abquälen, Kohlpflänzchen mühselig Stück für Stück in die Erde zu stecken, oder Kühe zu melken, oder Tag für Tag das Futter für die Schweine zu bereiten? Das gab es alles so billig zu kaufen. Weizen brachte ja so hohen Gewinn. In anderer Weise stand auch der Preis, den man für Nahrung und Kleidung beim Kaufmann anzulegen hatte, in gar keinem Verhältnis zu der Arbeit, die es kostete, beides selbst zu erzeugen; man bekam ja so viel für den Weizen! Was sollte man sich wegen einiger Zentner Kartoffeln oder Kohlköpfe plagen?

Peter Gallhorn erinnerte sich noch genau daran, wie sein Vater, der in der ganzen Gegend als ein unternehmender und fortschrittlicher Mann galt, im Frühling des Jahres 1918 einfach entschieden hatte: „So, in diesem Jahre machen wir uns das Leben leicht und bauen alle Schläge ohne Ausnahme mit Weizen an. Dabei verdienen wir mehr und haben weniger Arbeit." Aber seiner Mutter hatte das wenig gefallen; sie hatte sich bald mit ihrem Manne veruneinigt. Wovon soll ich dann Gurken einmachen für den nächsten Winter? Und wo bekomme ich die Gerste für die Hühner her, und die Mohrrüben und Schoten haben bis in den April hinein gereicht. Aber der Vater hatte schließlich mit der Faust auf den Tisch geschlagen und ein für allemal erklärt, die Frau solle Vernunft annehmen; er wolle ja nur, daß die Rackerei in Garten, Hof und Stall aufhöre; und außerdem wäre es einer echten Amerikanerin überhaupt nicht mehr würdig, mit den Händen im Schmutz zu wühlen, denn etwas anderes wäre die Garten- oder Stallarbeit ja doch nicht. Die Frau hatte ihren starrköpfigen Mann lange

angesehen, ohne sich auch ihrerseits zu lauten Worten hinreißen zu lassen, und dann trocken gemeint: „Peter, das hast du ja alles bloß in der Zeitung gelesen! Aber ich sage dir, die Zeitung wird von Leuten gemacht, die niemals in ihrem Leben auf einer Farm gewesen sind. Sonst würden sie nicht solchen Unsinn schreiben. Oder sie werden von irgendwem dafür bezahlt. Mir schmecken die Bohnen, die ich selbst gezogen habe, besser als alle anderen. Aber tu, was du für richtig befindest, denn du bist der Herr im Hause!" (Womit sie allerdings bewies, daß sie es noch nicht zur richtigen Amerikanerin gebracht hatte!)

Peter Gallhorns Vater hatte daraufhin wütend die Pferde angespannt und war in die nächste Stadt gefahren. Erst spät am Abend kehrte er wieder heim; alle mußten mit anfassen, den Wagen zu entladen. Der Mann war wie im Fieber. Die Worte seiner Frau hatten ihn wahrscheinlich tiefer getroffen, als er zugeben wollte. Um ihr und sich und jedermann zu beweisen, daß er recht hatte, war er in der Stadt von Geschäft zu Geschäft gezogen und hatte gleich zu vielen Dutzenden Gemüsekonserven, eingemachte Pfirsiche und Ananas, Mirabellen und zarteste junge Maiskolben in schön gewürztem Salzwasser, hatte einen ganzen Berg von Tomaten, Birnen, Erbsen, Karotten in Büchsen und was sich an ausgefallenen Sachen, Ölsardinen und Krabben, Lachs und fertigen Mahlzeiten, auf verschiedenste Weise konserviert, nur auftreiben ließ, in seinen Wagen geladen, bis die beiden starken Gäule ihn kaum noch vom Fleck brachten, und war dann brütend und ein wenig angetrunken heimwärtsgerumpelt. Es hatte keinen Zweck, mit ihm zu rechten; auch seine Frau tat es nicht mehr. Denn schließlich hatte er es ja auch getan, um ihr die viele schwere Arbeit abzunehmen, die sie bis dahin verrichtet hatte. Es blieb fortan bei Konserven und städtischem Brot, bei Hammelrippchen vom Schlächter und Kuchen vom Konditor aus der Stadt, deren Gefährte in diesen Jahren alles aufs Land hinauszuschaffen begannen, was bis dahin nur den Städtern vorbehalten war.

Allerdings, meinte Peter Gallhorn, habe es seine Mutter nie ganz verwunden, daß sie seitdem nur den Blumengarten vor dem Hause in bunter Pracht erhalten durfte. Und als nach dem Kriege ein paar schlechte Jahre kamen, hatte sie mehrfach einen Anlauf genommen, wieder zu ihren alten Gemüsegärten zurückzukehren. Aber der Vater hatte es nicht zugelassen. „Wir haben genug Geld auf der Bank", hatte er gesagt, und dann weiter: „Die Konserven sind so billig

geworden, die Arbeit im Gemüsegarten verlohnt sich nicht!" Und die Mutter hatte nach einem Seufzer geschwiegen.

Peter Gallhorn glaubte sogar, es habe mit zu ihrem frühen Tode in den Jahren nach dem Weltkriege beigetragen, daß sie nicht mehr von früh bis spät in Garten, Stall und Hof arbeiten konnte. Sie hatte gar kein Talent dazu, die Hände in den Schoß zu legen. Sie habe höchstens einmal die Zeitung aus der Kreisstadt gelesen, sonst nichts — und das auch immer seltener, seit die Eierpreise nur noch theoretisches Interesse für sie besaßen, denn sie verkaufte ja keine Eier mehr auf dem Markt. Der Vater war ihr schnell nachgefolgt, denn wenn er sich auch manchmal mit ihr gehakelt hatte, so konnte er doch ohne sie nicht leben. Und die Farm war an Peter Gallhorn gefallen, den Jüngsten unter seinen Geschwistern; die anderen farmten schon alle selbständig im kanadischen Manitoba und Alberta.

Peter hatte eine Frau geheiratet, die keineswegs daran krankte, daß sie nicht im Kuh- oder Hühnerstall arbeiten durfte. Er erinnerte sich dieses Zuges seiner Mutter stets mit einem gewissen verlegenen Mitleid. Seine Frau war Schullehrerin gewesen, eine von jenen blutjungen, hübschen und stets ein wenig eingebildeten Schullehrerinnen, wie sie seit jeher in den Staaten in entlegenen Landschulen auf eine Horde von unbändigen Farmerkindern losgelassen werden, wobei man oft von der Furcht gepeinigt wird, die strotzend kräftigen vierzehnjährigen Bengel, die längst ein Gespann von acht oder zwölf Pferden zu regieren gelernt haben, könnten die zarten, vom etwas fadenscheinigen Glanze ihres angelernten Wissens umstrahlten Persönchen gelegentlich und nur aus Versehen umbringen, weil sie es gewagt haben mögen, ihnen aufzutragen, sich die Fingernägel zu säubern.

Solch eine blutjunge weibliche, sehr weibliche Teacher, die dort wie überall in den Prärienestern die Kultur im Schweiße ihres zart gepuderten Angesichts zu vertreten hatte und mit selbstsicherer Unbekümmertheit vertrat, hatte Peter Gallhorn geheiratet. Und er war unsagbar stolz auf seine Cathleen; es wäre ihm nie auch nur entfernt in den Sinn gekommen, sie mit einer Arbeit außerhalb des Blumengartens oder des Wohnhauses zu behelligen. Daß sie ein frisch eingewandertes schwedisches Mädchen anwies, wie in der Zeit der Frühjahrsbestellung oder der Ernte das Essen für die vielen Männer gekocht werden mußte, daß sie diese etwas schwerfällige und des Englischen noch nicht ganz mächtige Dagmar bei den gröberen Arbeiten

beaufsichtigte, schien Peter schon mehr, als man von einer echten Amerikanerin verlangen durfte. Es gefiel ihm ausnehmend, daß sie im nächsten Städtchen einen Frauenklub gegründet hatte, der sich mit Literatur und Politik, mit wissenschaftlicher Haushaltsführung und den neuesten Errungenschaften der Psychologie und Medizin beschäftigte und dem Cathleen in allem Glanze ihrer schulmeisterlichen Vergangenheit (der in Amerika wirklich ein Glanz ist) vorstand. Sie hatte es sogar verstanden, einmal einen richtigen Autor und ein anderes Mal einen richtigen Universitätsprofessor ins Städtchen einzuladen, welche beide die Damen und die sorgsam ausgelesenen, dazu geladenen Herren mit zwei erstaunlichen Vorträgen über ihre Werke erfreut und belehrt hatten.

Ja, Peter führte es in allem Ernst weniger auf seine anerkannte landwirtschaftliche Tüchtigkeit als vielmehr auf den gesellschaftlichen Erfolg seiner Gattin zurück, daß er seit 1926 zum Vorsitzenden des lokalen Farmervereins gewählt worden war. Wahrscheinlich hatte er sogar recht damit.

Ich denke nicht daran, etwas gegen Frau Cathleen zu sagen. Sie verfügte über eine unbekümmerte, vergnügte Frische und bemühte sich, nicht jener entwaffnenden Oberflächlichkeit zu verfallen, die gewöhnlich ein Kennzeichen der echten Amerikanerin ist. Zwar ahnte sie kaum, was auf den Feldern oder in den Ställen vorging. Davon verstand sie nichts — und es wurde auch nicht von ihr verlangt. Ihre Aufgabe war es, das geräumige Farmhaus so schön, modern und bequem herzurichten, als stände es nicht auf dem Lande, sondern wäre eine vornehme Villa im Vorort einer großen Stadt. Denn andere Vorstellungen von gutem Geschmack beherrschte sie nicht; andere wurden ihr auch von den großen Zeitschriften und den Katalogen der großen Versandkaufhäuser in Chicago, die sie eifrig studierte, nicht vermittelt.

So wählte sie denn die übliche und zuverlässig passende Chippendale-Einrichtung, wie sie konfektioniert geliefert wurde, wählte die Bilder, Bezüge und Vorhänge, die von den Fachleuten für Inneneinrichtungen in den großen Modezeitschriften als modern, geschmackvoll und fortgeschritten bezeichnet wurden (in einigen Jahren würde man sie ohnehin erneuern müssen und konnte sie dann durch die inzwischen modern gewordenen ersetzen), kaufte sich einen riesigen Eisschrank, in dem sie selbst, was sie mit Vergnügen tat, in Mengen

Sahneneis produzierte, erwarb ein Radio mit allen Schikanen und der Anwartschaft, es jedes Jahr gegen das jeweils neueste Modell einzutauschen, und stattete auch sonst Küche und Haus mit vielen blitzenden und hochmütigen elektrischen Geräten aus, welche die Hausarbeit mehr oder weniger in einen technischen Sport verwandelten, wie er hübscher und fortgeschrittener gar nicht gedacht werden kann.

Peter Gallhorn fand das alles wunderbar. Er war bei seiner Verheiratung Besitzer von zwei Sections (also zwei Quadratmeilen) besten Weizenbodens und plante, sich bald eine weitere dazuzukaufen. Wenn er daran dachte, wie sein Großvater in den achtziger Jahren auf diesem Boden mit nichts angefangen hatte und in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts, verkrümmt und von unmenschlicher Mühe verbraucht, vor der Zeit gestorben war; wie sein Vater schon viel weniger hatte arbeiten müssen, dafür aber viel sichtbareren Erfolg gehabt hatte; wie der Weltkrieg mit seinen hohen Preisen und seinen unbeschränkten Absatzmöglichkeiten den ersten Schimmer von Wohlhabenheit und schließlich Reichtum ins Haus brachte; wie der kluge Verwalter des Hofes, der sein Vater gewesen war, die Rückschläge der ersten Nachkriegszeit nicht nur zu überstehen gewußt, sondern seinen Besitz sogar kräftig dabei ausgedehnt hatte; wie dann schließlich er selbst sich endgültig auf die reine Weizenzucht legte, alles übrige als veraltet und kostenfressend abtat, wie er bis auf die wenigen Arbeitsmonate im Jahr wie ein reicher Edelmann in seinem schönen Hause nur seinen Neigungen zu leben brauchte, wie er seiner Frau jeden Wunsch erfüllen konnte, sei es nun ein neues Auto, ein neues Kleid, ein neuer Haartrockenapparat oder ein neues Buch über Blumenzucht oder Psychoanalyse, wie sein Vermögen wuchs, wenn es auch natürlich, wie es sich für einen fortschrittlichen Unternehmer schickt (worüber seine Frau an manchem Klubabend sehr intelligent und einleuchtend gesprochen hatte), in neuen Maschinen und Motoren, neuem Land und neuen Fahrzeugen angelegt wurde — so mußte er zu dem Ergebnis kommen, daß seine Familie sichtbar gesegnet war, so überzeugend war ihr Aufstieg.

Er hielt es für einen schuldigen Tribut an die Vorsehung, als er sich mit einem beträchtlichen Beitrag zum Vorsitzenden des Kirchbauvereins wählen ließ, dessen Zweck es war, der methodistischen Gemeinde des nahen Städtchens eine neue Kirche zu schenken. Sein Großvater schon war mit der ganzen Familie der methodistischen Kirche

beigetreten. Zufällig war es gerade ein methodistischer Wanderprediger gewesen, der sich der in die leere Steppe versprengten ersten Einwanderer angenommen hatte; und die Familien wußten ihm Dank, denn keine Menschenseele hatte sich sonst um sie gekümmert. Er aber hatte in ihr unglaublich hartes Pionierdasein den schüchternen Abglanz einer schöneren, jenseitigen Welt hineingezaubert. Daß er gelegentlich ein wenig trank und auch ein paarmal versuchte, an späteren Ansiedlern durch Grundstücksspekulationen zu verdienen, hatte man ihm nicht besonders übelgenommen. „Man ist eben in Amerika!“ pflegte Peters Großvater bei solchen Gelegenheiten zu sagen. Die Kunde von dieser Gewohnheit hatte sich bis auf seinen Enkel erhalten. Offenbar hatte der Großvater also sehr häufig Gelegenheit gehabt, den Satz auszusprechen: „Man ist eben in Amerika!“

*

Doch erlebte dieser Satz bis auf meinen Freund Peter Gallhorn einen merkwürdigen Bedeutungswandel. Es war ein ganz zufälliges Zusammentreffen, daß gerade ich diesen Wandel in der Betonung des Satzes entdeckte.

1927 hatte ich Ende Juli auf Gallhorns Farm Arbeit gefunden. Ich kam über die kanadische Grenze von Norden her — wobei ich nicht ganz nach den Paragraphen des Einwanderungsgesetzes verfahren war. Aber ich hatte mir vorgenommen, es ein paar Wochen und Monate zu probieren, wenn ich mich auch eigentlich auf Kanada beschränken wollte. Es gefiel mir sehr auf Gallhorns Farm. Ich verdiente — allerdings manchmal bei zwölf und mehr Stunden Arbeit — meine zehn bis fünfzehn Dollar am Tag (und damals rechnete der Dollar noch nach Mark 4,20 ohne Abstrich). Das Essen war ausgezeichnet. Als ich bei einem ärgerlichen Zwischenfall mitten in der dicksten Arbeit mich der großen, komplizierten Dreschmaschine gewachsen zeigte, stieg ich in Gallhorns Achtung ganz bedeutend. Er begann darauf, sich auch außerhalb der Arbeit mit mir zu unterhalten; es entwickelte sich zwischen uns bald ein kameradschaftliches Verhältnis.

Er fing an, mich über Europa auszufragen, von dem er genau so nebelhafte Vorstellungen hatte wie die allermeisten Amerikaner. Als Einwanderer hatte er bis dahin nur ergebene, des Englischen nicht mächtige und scheinbar entsetzlich schwerfällige Menschen kennengelernt und sehr oft solche von zweifelhafter Vergangenheit. Ein Fall

wie der meine war ihm neu. Und als seine Frau ihm erst einmal gesagt hatte, ich spräche eigentlich ein ganz englisches Englisch und kein Amerikanisch, behandelte er mich bei aller burschikosen Vertraulichkeit sogar mit einem gewissen Respekt — denn was seiner Frau imponierte, imponierte ihm schon aus purer Höflichkeit erst recht. Ich habe selten einen so typischen Amerikaner des guten Durchschnitts kennengelernt wie ihn.

Und natürlich wollte er ein wenig von Schleswig wissen, von wo sein Großvater einmal dem Vernehmen nach eingewandert sein sollte. Aber ich wußte leider nicht allzuviel von Schleswig, weniger noch von Dänemark, denn ich war nie dagewesen. Es stellte sich dann auch nebenbei heraus, daß seine Frau, deren Familie dem Namen nach irischer Abstammung war, ihm klargemacht hatte, daß seine Vorfahren Dänen gewesen wären — während vom Großvater her sich die Tradition erhalten hatte, von deutscher Vergangenheit zu sprechen. Und selbstverständlich folgte er seiner Frau. Denn die Dänen spielten in der alten englischen Geschichte eine Rolle, waren sozusagen hoffähig, während die Deutschen — nun wohl, sie hatten mancherlei aufzuweisen, aber sie waren nicht recht vornehm, und man hatte sich im Kriege so abscheuliche Sachen von ihnen erzählt; außerdem hatten sie in allem Ernst das Gewehr auf die tapferen amerikanischen Soldaten, „our boys", wie Cathleen sie etwas gönnerhaft nannte, angeschlagen und sogar abgedrückt, anstatt sich einfach von ihnen bajonettieren oder gefangennehmen zu lassen, was ja nur eine Ehre für sie gewesen wäre. Mit der deutschen Abstammung ihres Mannes war also nicht sehr viel Staat zu machen. Einen Dänen zum Großvater zu haben, machte sich viel besser, und Gallhorn sah das natürlich ein. Er sah alles ein, was seine kluge Frau für richtig befand. Und insbesondere schätzte er sich glücklich, daß sein Name ohne weiteres englisch auszusprechen war, beinahe englisch sein konnte. Wenn er nun etwa Wollschläger geheißen hätte, wie einer meiner Arbeitskameraden, welch scheußliches Geschick! Das konnte kein Mensch aussprechen! Sechs Konsonanten hintereinander! Oder gar Skupszczinsky, wie ein anderer! Gräßlich!

Ich war schon an drei Sonntagen in den engeren Familienkreis eingeladen worden und wußte die Ehre, die Cathleen mir leicht herablassend damit erwies, durchaus zu schätzen, als eine Bemerkung von mir das Gespräch auf den altüberlieferten Ausspruch des Großvaters

brachte. Ich hatte im Laufe der Unterhaltung die beiden auf einer geradezu erschütternden Unkenntnis von der Geographie Europas ertappt, ohne es zu wollen natürlich, denn nichts hätte mir ferner gelegen, als Frau Cathleen etwa absichtlich zu blamieren. Das vergaß sie einem nie — und ich hatte all mein diplomatisches Geschick aufzuwenden, die beiden mit der Tatsache vertraut zu machen, daß Schlesien nicht mit Sizilien zu verwechseln ist und daß Toledo nicht nur eine Stadt im Staate Ohio, sondern zuvörderst eine in Spanien ist. Und nachdem wir uns darüber geeinigt hatten, fügte ich am Schluß, sozusagen beiseite gesprochen, die Worte hinzu: „Was braucht man schon groß über Europa zu wissen. Man ist eben in Amerika!"

Peter war daraufhin in ein lautes Gelächter ausgebrochen und hatte mir erzählt, daß ebendiese Worte so häufig von seinem Großvater gebraucht worden wären. Peter war weit davon entfernt, meine Bemerkung etwa ironisch aufzufassen; und auch seine Frau sah mich nur einen Augenblick lang mißtrauisch an. Für ihn enthielten die Worte den unausgesprochenen Nachsatz: „in Amerika, wo alles sehr viel herrlicher ist als anderswo!"

Und mit einemmal wurde mir blitzartig klar, wie diese wenigen Worte die innere Geschichte der drei Gallhorns widerspiegelten. In den Worten des Großvaters hatte die Resignation des schwergeprüften Einwanderers gelegen: man war nun eben in Amerika, verschlagen in diese öde Steppe, unter fremde Menschen, in eine harte, böse, feindliche Umwelt; was sollte man anderes erwarten, als daß der Pfarrer trank und spekulierte; hier war's nicht so wie daheim, im guten alten Lande, in dem man geglaubt hatte es nicht mehr aushalten zu können, ja — man war eben in Amerika!

Der Enkel aber hatte daraus eine Bestätigung seines amerikanischen Stolzes gemacht: Man ist eben in Amerika! Wo unter der Sonne kann es Besseres geben als im gelobten Lande Amerika, wo man am Bushel Weizen das Doppelte und Dreifache der Produktionskosten herausschlagen konnte? So wurde den Worten des Großvaters nachträglich eine ganz andere Absicht untergeschoben; ursprünglich hatte er sie sich angewöhnt, um mit der stillen Verzweiflung und Enttäuschung seines amerikanischen Daseins fertig zu werden.

Obgleich ich nur ein gewöhnlicher Saisonarbeiter war und von heute auf morgen auf die Straße gesetzt werden konnte, die Frau Cathleen mir also weit überlegen war, verlor sie doch seit diesem Tage

ihre Unbefangenheit mir gegenüber, denn ich hatte mich weiter dazu hinreißen lassen, die kleinen Städte des amerikanischen Westens mit kleinen Städten in Bayern oder Frankreich oder Westfalen zu vergleichen und Minneapolis mit Bern oder Königsberg und die Prärie mit dem Land an der Loire oder am Main, und ich war dabei wohl ein wenig ins Heimweh oder ins Schwärmen geraten. Erst nach einer ganzen Weile merkte ich, daß ich steigend das Mißfallen der Dame des Hauses erregte. Ich hatte ihr dann schleunigst wieder den Vortritt gelassen, indem ich deutlich erklärte, daß man dort natürlich von Mähdreschern der Firma McCormick keine Ahnung und von elektrischen Kühlschränken, Staubsaugern und Toaströstern auf dem Lande sich nichts träumen ließe. Damit war die Ehre und die grenzenlose Überlegenheit Amerikas wieder ins rechte Licht gerückt. Aber da Cathleen viel klüger war als ihr Mann, so hatte sie die gar nicht zu vermeidende Ironie gespürt, die eigentlich unbeabsichtigt in meinen Worten gelegen hatte.

Mit der Zeit wurde es mir auf Gallhorns Farm unbehaglich. Ich merkte, daß ich mich auf den „Familienanschluß" nicht hätte kaprizieren sollen, sondern besser ein „Farmhand" wie alle anderen geblieben wäre. So sagte ich denn eines Tages Ende August dem guten Peter zu seiner Überraschung Lebewohl, ließ mir meinen recht tüchtigen Scheck aushändigen und verduftete bei Nacht und Nebel wieder nach Norden über die kanadische Grenze, wo ich in Saskatchewan ohne Verzug das Geldverdienen wieder aufnahm. Denn damals ging das noch prächtig.

*

Es hat wohl selten Zeiten in der Weltgeschichte gegeben, in welchen so jäh und in so kurzer Frist wie in unserer Gegenwart das Bild der gewohnten Umstände sich nicht nur wandelte, sondern in seinen Widerspruch verkehrte. Jeder, der sich noch der Zeit vor dem ersten Weltkrieg erinnert, wird zugeben, daß wir nach ihm in eine andere Epoche eintraten. Aber auch sie erwies sich als alles andere denn beständig. Stück für Stück der alten Zeiten, von den Hochfluten des Weltkrieges ohnehin unterwühlt, wurde durch den Dammbruch des Geschehens fortgerissen. Und wo noch letzte Bollwerke der Vergangenheit besetzt gehalten wurden, da sorgte die 1929 einbrechende Weltwirtschaftskrise dafür, daß auch dort kein Stein mehr auf dem andern blieb.

Das Abendland schien in der Tat von dem vielberufenen Untergange bedroht. Aus den Tiefen Asiens her reckte sich das Gespenst des Bolschewismus apokalyptisch drohend vor den alten Heimaten der Kultur auf, vor Europa und Ostasien. Jetzt zeigte es sich, daß die Folgen des ersten Weltkrieges, die man mancherorts nicht recht ernst nehmen wollte, unentrinnbare waren; sie machten weder vor Freund noch Feind, weder vor den Besiegten noch den sogenannten Siegern halt. An allen Ecken und Enden der Welt wurde versucht, zu retten, was zu retten war. Jedoch nur an wenigen Stellen der Erde entschloß man sich, die alten Mittel, die nicht mehr Stich halten wollten, aufzugeben und neue Ideale über den Völkern aufzurichten, die nur auf neuen Wegen zu erreichen waren. Die Konservativen hingegen meinten, daß die alten Werkzeuge, mit deren Hilfe soviel Geld verdient worden war, nur wieder aufpoliert zu werden brauchten, um die schrecklich verfahrene Welt wieder ins gute, alte Geleise zurückzuschieben.

Bald jedoch stellte es sich heraus, daß die Methoden alten Stils nirgendwo mehr zünden wollten; das Polieren nutzte nichts mehr, der dünne Goldbelag der Göttin Liberalismus war schon an allzu vielen Stellen abgeplatzt, und der schlecht gebrannte, bröcklige Lehm, der darunter zum Vorschein kam, wollte sich nicht blankputzen lassen. Dagegen erzielten die anderen, die es mit neuen Wegen versuchten und sich den Teufel um die „klassischen Theorien und Grundsätze" scherten, erstaunliche Erfolge; es sah immer mehr danach aus, als ob die Besiegten und Benachteiligten des ersten Weltkrieges aus seinem allerletzten Akt, dem Kampf um die wirtschaftliche und soziale Befreiung vom Druck der Saturierten, schließlich doch mit Glanz und Gloria als Sieger hervorgehen würden.

Das durfte auf keinen Fall geduldet werden, am allerwenigsten von den USA. Denn mehr als irgendwo sonst auf der Welt glaubte man dort an den praktischen Erfolg; im Gitter dieses so hoch gepriesenen „gerechten" Maßstabes sah man sich nun selbst gefangen. Denn mit Erfolgen hatte nicht das „reiche, freie, jugendliche" Amerika, sondern das arme, besiegte, alte Deutschland aufzuwarten. Das hätte womöglich dazu führen können, die Masse der Amerikaner, welche bittere Not litten, zu der Ansicht zu bekehren, daß die alten Ladenhüter der amerikanisch-liberalistischen Ideale lieber gegen die in Deutschland mit Erfolg erprobten neuen Mittel auszutauschen wären. Solches aber mußte unter allen Umständen verhindert werden, denn

diese Mittel stellten zuallererst den Vorrang der Kapitalinteressen in Frage, beseitigten ihn und ersetzten ihn durch das Gemeininteresse. Die Vermögenden mußten als gewöhnliche Rekruten ins Glied zurücktreten, das aus den Vertretern aller Stände, Berufs- und Vermögensklassen gebildet wurde. Es gab keine Sonderrechte, keine Einjährigen, keine ererbten Rechte mehr. Jeder hatte mitzuexerzieren; und die ererbten Pflichten waren für alle gleich. Wer Rechte beanspruchte, hatte sie durch höhere Leistung (nicht für sich oder seine Familie, seine Kaste oder seinen Geldsack, sondern für die Allgemeinheit) zu erwerben.

So ungefähr schallte es über den Atlantik von den Ufern der Oder, der Elbe und des Rheins herüber. Drüben aber hungerte ein Drittel des Volkes, nach ihres Präsidenten eigener Angabe, während die kleine Gruppe der wirtschaftlichen und damit auch politischen Machthaber nicht daran dachte, auch nur ein Jota ihrer Vorrechte, ihrer Positionen aufzugeben. Und diese Gruppe, die sich von den besten Intelligenzen des Landes gegen hohe Gehälter beraten ließ, erkannte sofort, daß die Kunde von den deutschen Erfolgen ein gefährliches Sprengmittel bedeutete, um so mehr, als ihr erst unwillentlicher, dann willentlicher Exponent Roosevelt nichts hatte erreichen können, als an ein paar Symptomen der schweren Krankheit herumzukurieren. So wurde also die gefährliche Mär aus Deutschland, die ganz grundsätzlich das bisherige amerikanische Glaubensbekenntnis in Frage stellte, bis auf den Grund verfälscht, zu einer verbrecherischen Irrlehre umgestempelt, zu einer barbarischen Teufelei, die nur eines verdiente: nach dem Willen Gottes, einer amerikanischen Spezialeinrichtung, ausgerottet und augetilgt zu werden.

Nicht erst 1939, sondern unmittelbar nach der Machtergreifung im Jahre 1933 begann die systematische Infiltration der amerikanischen Öffentlichkeit mit der Greuelhetze gegen Deutschland, dann gegen Italien und schließlich auch gegen Japan. Gleichzeitig wurden diese Länder wirtschaftlich diskriminiert, ihr Handel ständig mehr vom amerikanischen Markte verdrängt; sie wurden zu Staaten zweiten oder dritten Ranges entwürdigt.

Ich habe es selbst erlebt, wie man in den Jahren 1926 bis 1928 als Deutscher in Amerika mit einem gewissen mitleidigen Wohlwollen aufgenommen wurde, wie sich dieses Wohlwollen in den verwirrten Leidensjahren 1931 und 1932 in eine trotz all der Sorgen, die uns

gemeinsam beschwerten, gönnerhafte Brüderlichkeit verwandelte, in welcher jedoch ein gewisses Mißtrauen mitschwang, denn schon damals war Hitler „News“ in Amerika, das heißt also ein dankbares Objekt für sensationelle Telegramme amerikanischer Berlin-Korrespondenten. Nach 1933 aber erlangte dieses bald mit billiger Verachtung gepaarte Mißtrauen schnell die Oberhand. Wer sich nicht sofort als Emigrant oder Hasser des neuen Stils bekannte, wurde schnell zum „Nazi“, was etwa das gleiche wie Gangster bedeutete, nur mit einer bösen Abschattierung ins Unheimliche, denn was die Ziele eines Gangsters waren, leuchtete jedem Amerikaner ein: er will mit illegalen Methoden dasselbe, was jeder amerikanische Geschäftsmann, so gut es geht, mit legalen zu erreichen hofft: Geld verdienen.

Was aber die Nazis eigentlich wollten, die man sich als revolverfuchtelnde, mit Stahlruten bewehrte Banditen vorstellte (obgleich selbst die Berliner Korrespondenten sie höchstens in ihren Träumen nach bewegten Nächten in ihrer Stammkneipe „Old Inn“ Unter den Linden so gesehen hatten — das genügte aber, wie Mr. Knickerbocker, dieser amerikanische Meisterjournalist, mir einst bekannte) —, ja, was wollten sie eigentlich, die Nazis? Kein Mensch wußte Zuverlässiges darüber auszusagen; also würde es wohl stimmen, was die großen Zeitungen schrieben: sie wollten den „American Standard“ außer Kraft setzen. Und da „man eben in Amerika war“, so fragte kein Mensch, was das eigentlich bedeutete und ob es überhaupt denkbar wäre, sondern nickte nur bedeutungsvoll mit dem Kopfe und einigte sich, da man froh war, von der eigenen Misere abgelenkt zu werden, auf den alten Schlachtruf: „Ecrasez l'Infâme!“ („Tilgt die Verruchte aus!“), wobei diesmal aber das „Nazidom“ (das Nazitum) gemeint war.

Als Roosevelt dann mit seinem New Deal festsaß, weil ihm die Mächte des Großkapitals, geführt vom Bankhause Morgan, eifrig Knüppel zwischen die Beine geschleudert hatten, als andererseits jene keineswegs sehr anonymen Mächte eine Wiederholung des großen Geschäftes aus dem ersten Weltkriege witterten, warfen die beiden bis dahin einander widerstrebenden Gewalten ihre Lose zusammen und beschlossen, die Welt in einen „Kreuzzug gegen den Nazismus“ hineinzuzerren, von dem sie sowohl die Lösung oder Ablenkung aller ihrer innerpolitischen Schwierigkeiten als auch eine Ausdehnung der Herrschaft Amerikas (das heißt des amerikanischen Kapitals) über die ganze Erde erwarteten! Nach einem Gegner brauchte man wahrlich

nicht lange zu suchen; man hatte ja schon jahrelang mit allen Listen und Kniffen der Presse, des Films, des Rundfunks gegen die Erzfeinde der liberalen „Freiheit", die „Autoritären", Stimmung gemacht. So wurde der Krieg, den man brauchte, um den lange vergeblich erflehten wirtschaftlichen Auftrieb zu erreichen, den man wünschte, weil man auf riesige Kriegsgewinne hoffte, auf die unbedenklichste Weise vom Zaune gebrochen. Man brauchte nichts weiter zu tun, als selbst die bescheidensten Wünsche nach einer Revision der blödsinnigsten Bestimmungen des Versailler „Friedens"-Vertrages höhnisch abzulehnen, denn man wußte sehr genau, daß Deutschland, am allerwenigsten ein zu starkem Leben entschlossenes Deutschland, gar nicht imstande war, auf die Dauer darauf zu verzichten.

Auf die Unkenntnis der Bürger Amerikas hinsichtlich aller europäischen Verhältnisse konnte man sich verlassen; alles übrige besorgte über tausend Kanäle eine gerissene Agitation durch Presse, Radio und Film. Diesen Wandel der Stimmung Deutschland und den Deutschen gegenüber habe ich in den vergangenen fünfzehn Jahren drüben in hundert Einzelheiten erlebt. Die Deutschen wurden schließlich zum Sündenbock für alle Übel dieser Welt ausgerufen (Amerika verfügte über ein gerüttelt Maß davon), und selbst die nettesten und friedlichsten Leute hielten es allmählich für an der Zeit, Deutschland, die Deutschen und die Nazis dafür in die Wüste zu schicken.

Auch an meinem sonst so gutwilligen Freunde Peter Gallhorn habe ich diese Entwicklung erlebt. Solange die Weizenpreise hoch wie Luftballons am Businesshimmel schwebten, dachte er nicht daran, daß er das eigentlich dem deutschen Volke zu verdanken hatte, das viereinhalb Jahre lang der ganzen Welt Widerstand leistete. Damit dieser Widerstand überwunden wurde, hatte Amerika die ganze Welt mit Weizen versehen müssen; es war natürlich nur eine gerechte Belohnung für so edle Tat, daß Amerika Bombengeschäfte dabei gemacht hatte.

Als aber 1929 die gewaltsam aufgeblasene Prosperität zerplatzte, die Preise fielen und fielen, als hätten sie vor, unter Null zu sinken, da waren wieder einmal die bösen Deutschen nach Gallhorns und all seiner Farmerkollegen Meinung dafür verantwortlich zu machen. Wie? Ach, sehr einfach! Sie hatten den Krieg verloren und weigerten sich trotzdem, die Kriegsschulden zu bezahlen — eine glasklare Sache! Als ich im Farmerklub von Crosney, dem Gallhorn, wie erwähnt,

vorstand, im Frühjahr 1932 die Meinung zu vertreten wagte, daß nicht die mangelnde Begleichung der Kriegsschulden, sondern, umgekehrt, die krampfhaften Versuche, sie zu bezahlen, und die Beihilfe Amerikas zur Finanzierung dieser sinnlosen Zahlungen an der hoffnungslosen Verwirrung der Weltwirtschaft schuldig wären, hielten mich die versammelten Farmer für einen üblen Schwätzer, der sich darin gefiel, die Tatsachen auf den Kopf zu stellen. Wenn ich nicht als Gast und Freund des angesehenen Gallhorn aufgetreten wäre, wer weiß, ob man mich nicht verprügelt hätte. Später ist es mir dann in einer anderen Gegend des Gelobten Landes Amerika so ergangen. Aber ich nehme es keinem Gerechten übel, wenn er jemand verprügelt, der nach seiner festen Meinung einer Missetat schuldig ist, weil der unerhörte Bursche den Spieß umdrehen und behaupten will, nicht er sei's gewesen, sondern der Gerechte selbst!

Als dann die Fruchtbarkeit der Gallhornschen Felder von der Dürre zermahlen wurde und auf Sturmesflügeln davonstob, waren ebenfalls die bösen Deutschen für die Austrocknung der Prärien verantwortlich zu machen. Damals, im Frühjahr 1934, sprach ich nicht mehr im Farmerklub, der war aufgeflogen, denn die Farmer brauchten ihre geringen Einkünfte zu wichtigeren Dingen als zu Beiträgen für den Klub. Vielleicht konnten die Männer ihr furchtbares Schicksal überhaupt nur ertragen, wenn sie an einen Schuldigen denken und die Faust wenigstens in der Tasche ballen durften. Gallhorn erklärte sich die Sache so: Die Deutschen haben den Weltkrieg auf dem Gewissen; der Weltkrieg hat die ungeheure Ausdehnung des Weizenlandes auf dem Gewissen und den gewaltsamen Anbau von immer mehr Weizen; dieser gewaltsame Anbau aber hat die Zerstörung der Prärien mit sich gebracht und diese wieder den Verfall der Farmvermögen. Also, es ist ganz klar: die Deutschen sind an der ganzen Katastrophe schuld!

Als ich 1936 wieder bei Gallhorn vorsprach, hoffte er, auf etwa einem Zehntel seines Besitzes wieder eine Ernte zu erzielen. Natürlich aber waren wieder die Deutschen daran schuld, daß die Preise so jämmerlich niedrig standen und wenn überhaupt, dann nur einen ganz schmalen Gewinn zuließen. Denn die Nazis wären eben auf ihre verrückte Autarkie aus und verhinderten, daß amerikanischer Weizen in ihrem Lande noch einen Markt fände. Und außerdem erhielten die deutsche Aufrüstung und die deutschen Revisionsforderungen, der Fünfjahresplan und die „Ersatz"-Industrien, die neue deutsche Agrar-

ordnung und der „Mythos des XX. Jahrhunderts“ die Welt in fortgesetzter Unruhe und ließen die braven Amerikaner auf keinen grünen Zweig mehr kommen. Daß all diese zweifellos vorhandenen Erscheinungen nicht Ursachen waren, sondern Folgen des Versuchs, nicht mit in den Strudel der allgemeinen Zusammenbrüche gerissen zu werden — wer konnte das einem Amerikaner klarmachen? Amerika hat immer recht!

Man brauchte in den Jahren vor diesem zweiten Weltkriege nur aufmerksam amerikanische Zeitschriften und Zeitungen zu lesen, und man stellte in jeder zweiten oder dritten Ausgabe fest, wie letzten Endes immer wieder Deutschland offen oder versteckt, bewußt oder unbewußt für das Elend der Welt verantwortlich gemacht wurde. Am guten Peter Gallhorn ließ sich studieren, wie glänzend diese Ablenkungsmethode funktionierte. Die Amerikaner glauben wirklich daran, von der Vorsehung dazu ausersehen zu sein, diesen Urquell alles Bösen und allen Jammers vom Erdboden vertilgen zu müssen. Und damit sie es nicht vergessen, wird es ihnen tagtäglich eingehämmert, nun noch hemmungsloser und gewissenloser, als es schon seit vielen Jahren geschehen ist. —

Naive Gemüter unter uns aber hätscheln immer noch den süßen Traum von der amerikanischen Freiheit, zu denken, zu sagen und zu schreiben, was man will. Es hat sie nie so gegeben, und was von ihr existierte, hat sich schon seit Jahrzehnten in blauen Dunst aufgelöst. Ich glaube nicht, daß es übertrieben ist, wenn man behauptet, daß es wohl nie zu diesem ungeheuersten aller Kriege gekommen wäre, wenn die Amerikaner auch nur halb soviel von Europa, insbesondere von Deutschland, wüßten, wie wir von Amerika wissen, oder genauer gesagt, wenn man den Amerikanern erlaubt hätte, auch nur halb so viele wirklich zuverlässige Nachrichten über europäische Verhältnisse zu verarbeiten, wie es, umgekehrt, für uns selbstverständlich war, uns laufend um ein ungeschminktes Bild der amerikanischen Lage zu bemühen.

Peter Gallhorn, der ja nur als einer von vielen hier auftritt, war weder böswillig noch dumm, weder haßblind noch gewissenlos. Er wußte es nicht besser. Er erfuhr nichts anderes. Er merkte es gar nicht, daß er ganz einseitig und nur nach den Wünschen bestimmter Interessengruppen beeinflußt wurde. Wie hätte er es merken sollen? „Man war eben in Amerika!“ Und das bedeutete für ihn, daß nirgend-

wo so gute, so präzise und unparteiische Nachrichten zu erhalten sind wie in seiner erleuchteten Heimat.

Der gute, bedauernswerte Peter Gallhorn! Er war ein echter Amerikaner, tüchtig auf seinem Gebiet, solange kein revolutionäres Umdenken von ihm verlangt wurde; in seinen Ansichten merkwürdig erstarrt, ungelenk, unbeweglich wie die allermeisten durchschnittlichen Amerikaner, sonderbar doktrinär — auf allen Gebieten aber, und es gab sehr viele, auf denen er sich nicht fachmännisch zu Hause fühlte, ein Kolporteur banaler Gemeinplätze.

Aber in Cathleen, seiner Frau, hatte ich mich getäuscht. Je schlechter es ihnen ging, desto williger legte sie ihre ganze angelernte Weisheit ab. Als sie begriffen hatte, daß wirklich Not am Mann war, hängte sie die gebildeten Damenallüren an den Nagel, packte mit an und scheute sich vor keiner Arbeit. Sie wurde in der Not eine Farmersfrau, wie man sie sich nicht besser wünschen kann, tapfer, unermüdlich, trostreich für Mann und Kinder. Denn während sie in der guten Zeit abgelehnt hatte, Kinder zu bekommen, war sie nach den ersten schweren Rückschlägen mit Lust und Liebe darauf aus gewesen.

„Ich mußte Peter wieder Mut machen; er war drauf und dran, alles hinzuwerfen, und was könnte ihn fester auf der Farm halten als Kinder.“

Das hat sie mir selber gestanden. Und sie hat mir weiter zugegeben, daß sie sich für die Not auf der Farm mit verantwortlich fühlte.

„Ich habe Peter noch neunzehnhundertdreißig geraten, mehr Maschinen, mehr teure Motoren zu kaufen. Ich schwor darauf, daß die guten Zeiten nur aus Versehen ein wenig abhandengeraten wären und um die nächste Ecke bessere auf uns warteten. Ich schalt Peter feige, als er mir vorrechnete, daß er bei den bestehenden Preisen die Ratenzahlungen nicht leisten könnte. Nachher hatte er recht, und die Raten fraßen unser ganzes Barvermögen und die immer schmaleren Gewinne dazu. Wir können froh sein, daß Peter sich niemals ganz verausgabt hat und zu meinem Ärger bar bezahlte, wo er konnte. Ich hatte gelernt, daß ein moderner Unternehmer mit Kredit arbeiten muß. Aber alle unsere Nachbarn, die das taten, sind längst von ihren Farmen herunter und ziehen irgendwo über die Landstraßen. Man hört nie wieder etwas von ihnen, wenn ihnen Farm und Habe versteigert worden ist. Ich bin so froh, daß Peter sich noch der alten Lehren seiner Mutter erinnerte und wußte, wie man einen Gemüse-

garten anlegt. Nun haben wir wenigstens ausreichend zu essen und ein paar Eier und ein wenig Milch. Denn unsere Kühe und die paar Pferde finden immer noch genug in den Talsenken; für die Luzerne und den Klee, das Winterfutter, hat Peter eine künstliche Bewässerung aus der Windpumpe im Gemüsegarten eingerichtet. Aber die anderen ringsum, die sich nicht soviel Mühe machten oder nichts davon verstanden — ach, du lieber Gott!"

Ja, so hatte sich Cathleen zu ihrem Vorteil verwandelt. Und wenn sie sich auch nicht mehr puderte und anmalte und die Fingernägel stumpf und zerkratzt aussahen, sie gefiel mir jetzt viel besser als damals im Jahre 1927, als sie sich noch mit Psychoanalyse beschäftigte. Das gute, standhafte irische Blut ihrer Vorfahren war wieder in ihr durchgeschlagen, und es war mir klar, daß sie und die Ihren nicht untergehen würden. Ob Peter die gleiche Zähigkeit aufbrächte ohne sie, glaubte ich bezweifeln zu müssen. Auf die Frauen kommt es an in solchen Zeiten; Cathleen hatte sich bewährt.

*

Zuerst waren von den drei Autos zwei verkauft worden. Dann holte sich die Maschinenfabrik den neuesten Mähdrescher zurück, der glücklicherweise noch nicht so abgenützt war, daß die Fabrik die Rücknahme hätte verweigern können. Dann wurde die Arbeit der großen Traktoren zu teuer; man schlug sie mit herben Verlusten los und kaufte sich Pferde dafür. Pferde waren billig und kosteten keinen Betriebsstoff; sie suchten sich in der faulen Zeit ihr Futter auf der Prärie, so gut es ging. Dann wurde ein Drittel des Landes wegen rückständiger Steuern und Hypothekenzinsen versteigert — und nur die ersten Agrarhilfen des New Deal retteten die Gallhorns vor dem völligen Ruin. Als man dann aber schon glaubte, daß das Schlimmste überstanden sei, da erst erhob die furchtbarste Bedrohung ihr totenähnliches Haupt: die Regen blieben aus.

Was man für ein ewiges Vorrecht gehalten hatte, die Fruchtbarkeit der Prärien, erwies sich als ein magerer Schatz, der in wenigen Jahrzehnten achtlos verschwendet worden war. Unerhörtes ereignete sich. Eine Landschaft, die seit Urzeiten grünte und blühte, wandelte sich in zwei Menschenaltern zu ihrem schauerlichen Zerrbild.

Eine der ursprünglichsten Landschaften der Erde überhaupt, so wie sie aus der Hand des Schöpfers entlassen worden war, groß,

trächtig, sich selbst und alle ihre abertausend Wesen mit der Fülle speisend und tränkend, für die Ewigkeit bestimmt, sich in fein gefügtem Rhythmus stets erneuernd, schön, weit und göttlich einfach — das waren die Prärien Nordamerikas, ein Gebiet von der Größe ganz Mittel- und Westeuropas, mit grimmig harten Wintern, starken Stürmen, berauschenden Frühlingen und heißen, flimmernden Sommern; am herrlichsten aber, wenn die seidigen, stillen Herbste sie mit unbeschreiblichen zartesten Zaubern überwölkten — ach, jene süße, von leiser Trauer umsponnene Zeit des Jahres, die man dort Indianersommer nennt, wenn silberne Spinnenfäden durch die kaum bewegte Luft geistern, wenn abertausend Grillen ihre letzten großen Nachtkonzerte geigen und zuweilen schon wie zur Warnung aus den Lüften der Schrei der Wildgänse herniederschallt, die nach Süden ziehen. Bis dann eine Nacht herabsteigt, in welcher der Schlaf fernbleibt, weil das erste Nordlicht vom nördlichen Himmel wallt gleich einem überirdischen, ungeheuren Vorhang aus gespenstergrünen Flammen: der Winter kündet sich an, mag auch tagsüber die Sonne milde und wärmend noch das weite, schimmernde, flüsternde Land bestrahlen. Das waren die Prärien! Aber ach, die Prärie ist tot!

Von Menschen verdorben, verwüstet, vernichtet für alle Zeiten!

In begrenztem Umfange sind auch in vergangenen Zeitaltern fruchtbare Landschaften vom Menschen zerstört worden. Nicht umsonst sprechen wir vom Verkarsten des Bodens, denn auch der öde Karst entstand, nachdem die Wälder abgeholzt waren. Wir wissen, daß Griechenland, Sizilien, Nordafrika und Kleinasien einst viel fruchtbarer gewesen sind als jetzt. Wir kennen die Versteppung weiter Teile Nordchinas, haben erkannt, daß in Peru große Täler und Bergländer verödeten, weil man steile Hänge entwaldete und bebaute, ohne sie zu terrassieren, so daß der Regen schließlich die Erde ins Tal hinunterwaschen und davonschwemmen konnte. Auch in Indien verarmten die Äcker, weil sie an Hängen angelegt waren, die besser unter Wald oder Wiese geblieben wären. Aber all diese Wunden wurden der Erde geschlagen, als man die Zusammenhänge zwischen Fruchtbarkeit und Bodenbewachsung noch nicht ahnte. Menschen taten es, die, ohne zu wissen, was sie anrichteten, aus der Not ihrer Enge und Armut sich nicht anders zu helfen wußten, wenn sie ihr Leben fristen wollten. Es geschah, aber es ist keine Schuld damit verknüpft; es war ein Verhängnis, ein Unglück.

In Amerika aber passierte all dies zu einer Zeit, in welcher eine hochentwickelte Wissenschaft das ganze Rüstzeug bereitstellte, um derartige Entwicklungen rechtzeitig zu erkennen und im großen Stil mit zureichenden Mitteln dagegen einzuschreiten. Um des Profits willen hatte man den Boden ausgeräubert. Als er leergesogen war, ließ man ihn liegen, denn er brachte keinen Gewinn mehr. Niemals hat das Wort: „Après nous le déluge!" („Nach uns die Sintflut!") mehr gegolten als für dies amerikanische Geschlecht.

Innerhalb weniger Jahrzehnte (der entscheidende Umschwung vollzog sich in weniger als einem) sind Bezirke von der dreifachen Größe Frankreichs in Wüste verwandelt worden; und der Prozeß der Versteppung schreitet unaufhaltsam weiter. Nicht nur die Prärien sind von ihm ergriffen, auch in den Mittelgebirgen des amerikanischen Ostens, in den Baumwollgebieten des Südens wittern riesige Flächen hoffnungslos aus, auf denen weitere große europäische Länder Platz fänden.

Die Weltgeschichte kennt Vergleichbares nicht. Es handelt sich um eine Naturkatastrophe allergrößten Ausmaßes. Die Folgen eines Taifuns und selbst der allergrößten Erdbeben verblassen daneben zu unbedeutenden Zwischenfällen.

Man stelle sich nur einmal vor, daß innerhalb von zehn Jahren Frankreich, Deutschland und Italien austrocknen, sich in endlose, dürre Kiesflächen, in eine tote, staubige Dünenlandschaft verwandeln, die nur noch kümmerlichstem Gestrüpp hier und da ein Fortkommen erlaubt, nur noch inselhaft hier und da ein wenig grünen Pflanzenwuchs gestattet, der wie ein dürftiger, trauriger Traum an die einstige Üppigkeit erinnert — erst wenn man sich dies fast Unvorstellbare wirklich vorgestellt hat, erfaßt man, welche entsetzliche Tragödie sich in Amerika abspielt.

Aber außer den Betroffenen nimmt unter diesen kurzsichtigen Menschen (denen für die Weitsicht nur rosenrote Brillen geliefert werden) niemand von der gräßlichen Katastrophe Notiz. Ja von amtlicher, höchster Stelle wurde sogar erklärt, daß man für die Vernichtung von Ackerboden sogar dankbar sein müßte, denn sie ersparte kostspielige Anbaubeschränkungen. Der Europäer, der sich allgemein eine instinktive Achtung vor der guten Erde und ihren Ernten bewahrt hat, steht fassungslos vor soviel eiskalter Schnödigkeit, für die sich fast das Wort „Gotteslästerung" auf die Lippen drängt.

Der einzelne Farmer war natürlich schuldlos; dafür bot Peter Gallhorn das beste Beispiel. Das System ist schuld, die Mächte von Wallstreet und der von dort ausgehende Spekulantengeist, für den alles und jedes nur ein Objekt zur Ausnutzung gegen berechenbaren Profit darstellt, darunter Dinge, die niemals unter diesem Gesichtspunkt allein betrachtet werden dürften: die menschliche Arbeitskraft, das menschliche Leben überhaupt, die Fruchtbarkeit der Erde, der Reichtum des Meeres und der Wälder, die Fülle der Tropen und all ihrer Geschöpfe. Aber die Erde hat sich furchtbar gerächt, und irgendwann einmal wird diese Rache auch die wahrhaft Verantwortlichen treffen.

*

An jenem Abend im Frühjahr 1936 saßen wir alle um den großen Küchentisch auf Gallhorns Farm beieinander. Obenan er selbst, Peter, nicht mehr der selbstsichere, etwas großsprecherische Mann, den ich zehn Jahre zuvor kennengelernt hatte, sondern ein müder Mensch mit hängenden Schultern und ganz ergrautem Haar — dabei war er nur wenige Jahre älter als ich. Mir gegenüber an der anderen Längsseite des Tisches fütterte die mütterliche Cathleen, die in nichts mehr an die leicht hochfahrende Dame erinnerte, als die sie geheiratet worden war, ihren Jüngsten, einen zweijährigen vergnügten kleinen Burschen, der mit seinem selbstbewußten Krähen sämtliche schlechten Zeiten der Welt zu verspotten schien. Neben Cathleen saßen auf der anderen Seite ihr beiden kleinen Mädchen, schmale, zierliche Geschöpfe, die sich mit erregtem Flüstern über mich unterhielten und so verrieten, wie selten sich Gäste auf der Farm sehen ließen. Und dann saß auf meiner Seite des Tisches, etwas entfernt von mir — weil er sich ungern unterhielt und mit Fremden überhaupt nicht — der hagere Bill Blaney, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, der der einzige Mensch war, den Peter noch brauchte, um seine zwei Quadratmeilen Landes zu bestellen — ach, keine zwei Quadratmeilen Landes mehr! Zu drei Vierteln bestanden sie nur noch aus Triebsand und Staubdünen.

Gegen Bill Blaney konnte Peter noch geradezu als ein Millionär gelten, ein Sonntagskind des Glücks. Blaneys Farm, die einige Meilen weiter südwärts gelegen hatte, war vollständig ausgewittert. Da er weniger vorsichtig als Gallhorn gewirtschaftet hatte, konnte er nicht einmal ein wenig Gartenland unter künstliche Bewässerung nehmen.

Barvermögen, um die drückendsten und gefährlichsten Verpflichtungen abzudecken, hatte er nicht besessen. Im Rausch der Maschinisierung und Mechanisierung der Landwirtschaft, der die Farmer des Westens zwischen 1925 und 1929 gepackt hielt, hatte er seine gesamten Einkünfte stets in technischen Verbesserungen seines Betriebes, in neuen, nur angezahlten Ländereien angelegt; denn er wie alle anderen Farmer lebten ja so, als seien die hohen Preise und der unablässig steigende Absatz für die Ewigkeit bestimmt. Jedermann türmte mit Begeisterung Bank- und Hypothekenschulden auf seinen Besitz, denn die Spanne zwischen den dafür zu zahlenden Zinsen und den aus dem Verkauf des Weizens zu erzielenden Preisen war einfach phantastisch.

Als die Preise zusammenbrachen und obendrein die Dürren die Felder vernichteten, war Blaney wie die meisten anderen Präriefarmer von dem wirtschaftlichen Orkan einfach davongeblasen worden. Die Maschinen wurden ihm abgenommen, seine Habe, sein Vieh, seine Wohnung gepfändet und schließlich die ganze Farm für ein Butterbrot versteigert. Eigentlich gehörte ihm nicht einmal mehr der Bettelstab, an dem er sich vom Hof geschleppt hatte. Die Farm wurde einer der großen Agraraktiengesellschaften zugeschlagen, die mit riesigen Maschinen und nur wenigen Leuten dem Lande noch ein paar Jahre die allerletzte Fruchtbarkeit abpreßten oder abpressen wollten, wenn die Dürren noch einmal aufhörten, um es dann endgültig der Ödnis zu überlassen.

Blaney hatte nicht das Glück gehabt, eine Frau wie Cathleen sein eigen zu nennen. Die seine war, als die Zeiten sich verschlechterten, kurzerhand zu ihren Eltern nach Chicago zurückgekehrt und hatte sich scheiden lassen, da er nicht mehr imstande war, Frau und Kinder zu erhalten. Als Grund hatte das Gericht außerdem „seelische Grausamkeit“ von seiten des Mannes angenommen. Es gibt viele und seltsame Gründe, aus denen amerikanische Ehen geschieden werden. Blaney stand vor dem gänzlichen wirtschaftlichen und menschlichen Ruin seines Daseins. Er wollte wie Millionen Schicksalsgenossen sich die Landstraße zur zweiten Heimat wählen; aber Gallhorn ließ ihn nicht fort, als er noch einmal vorbeikam, um sich zu verabschieden; er sah in ihm nicht nur den alten guten Kameraden und Nachbarn, sondern auch den Enkel des Mannes, der mit seinem Großvater auf demselben Schiff im gleichen stinkigen Zwischendeck von Liverpool aus den Atlantik überquert und sich mit ihm und ein paar anderen

in der damals noch unberührten, üppigen Prärie des Nordwestens angesiedelt hatte.

So war Bill Blaney auf der Farm geblieben; Lohn bekam er nicht, denn Gallhorn besaß selbst nur soviel Bargeld, um sich und den Kindern einmal im Jahr einen neuen Overall und seiner Frau ein Kattunkleid zu kaufen. Aber der früh gealterte Mann, der von früh bis spät im Gemüsegarten arbeitete, Wasser schleppte, das Vieh versah und den Kindern aus einer alten Scheunenplanke plumpes Spielzeug schnitzte, hatte wenigstens ein Dach über dem Kopf und sein täglich Brot, ein sehr bescheidenes Brot, denn man mußte sich mit dem begnügen, was der mit großer Mühe bewässerte Garten hergab. Ich hatte, als ich mich entschloß, zu Gallhorn zu fahren, in der letzten größeren Stadt eine Kiste mit den herrlichen Pfirsich- und Ananaskonserven, die in den Staaten so lächerlich billig zu haben sind, dazu noch ein paar bescheidene Backwaren erstanden, weil ich mir schon dachte, daß dies auf der Farm willkommen sein würde.

Und wie willkommen es war! Die Kinder hatten solche Herrlichkeiten noch nie gekostet und mußten zu den Ananas von der Mutter erst überredet werden. Und schnell wurde alles in den Keller gebracht, denn, sagte Cathleen, die Herrlichkeit würde das Jahr über reichen müssen. Und das geschah in einem Hause, in welchem zehn Jahre zuvor jeder Erntearbeiter am Tage so viele Dollars verdiente, wie Gallhorn jetzt im ganzen Monat ausgeben durfte. Und von jenen Konserven hatte jeder so viel essen können, wie er wollte; es gab damals Leute unter uns, die das „Zeug nicht mehr sehen" konnten. —

Blaney war nach dem Abendbrot vor die Tür getreten, kam nach einer Weile wieder herein und meinte besorgt: „Es sieht nach Sturm aus, Boß!"

Niemand antwortete. Selbst die kleinen Kinder schienen zu wissen, welche Drohung diese wenigen Worte enthielten; ich war wohl der einzige, der ihren vollen Gehalt nicht ganz begriff, aber auch ich spürte, wie sich eine Last auf die Herzen der anderen legte.

In diesem Jahre hatte Gallhorn gehofft, auf einem Teil seines Landes eine Ernte zu erzielen. Viel war schon unbrauchbar geworden. Aber hier und da hatte sich noch auf einigen Feldern die Muttererde erhalten. Der Winter hatte endlich einmal wieder eine leichte Schneedecke über das Land gebreitet, das Schmelzwasser die Felder gut befeuchtet, so daß sich die Saat bald vom langen Winter erholte.

Wenn es jetzt regnete, so schoß sie schnell handhoch auf, gab schon ein wenig Schatten, und der Boden trocknete nicht mehr weiter aus. Es bestand also die Hoffnung, daß dieses Jahr wenigstens eine kleine Ernte schenken würde, die vielleicht die allernotwendigsten Anschaffungen ermöglichte.

Nun wehte es schon vierzehn Tage lang unter einem gläserndunstigen Himmel unablässig aus Nordwesten, nicht eben heftig, aber ohne Unterbrechung. Die Luft war mit der Zeit immer staubiger geworden; die Sonne schien wie durch leichten Nebel, und ewig hatte man den Geschmack von Staub auf der Zunge, den Geruch von Staub in der Nase. Es war die Ackerkrume aus den kanadischen Provinzen Alberta und Saskatchewan, die so die Luft verschleierte. Dieser sanfte Wind hatte den Weizenäckern Gallhorns bisher nichts geschadet, aber er hatte den letzten Tropfen Feuchtigkeit aus dem Boden gesogen. Die zarten Würzelchen der Weizenpflanzen hielten den Boden fest, denn das Wehen der Luft riß noch nicht an ihnen. Erhob sich aber, ehe endlich ein Regen fiel, der die Erde wieder band, ein stärkerer Sturm, so war es um Saat und Feld geschehen.

Blaney, der die Prärien und ihre Himmel kannte, hatte richtig gesehen. Das milchige Grau des Abendhimmels nahm langsam einen schwefligen Ton an, und ehe die Nacht voll angebrochen war, erhob sich ein Sturm, der das Haus in seinen Fugen erbeben ließ, der wie mit großen Schaufeln harte Erde und Kies gegen die Scheiben trommeln ließ, das Herdfeuer rauchen und sausen machte und eine so völlige Dunkelheit erzeugte, daß sie wie eine schwarze, kompakte Mauer vor den Fenstern zu lasten schien.

Die Kinder waren zu Bett geschickt worden. Dem Jüngsten hatte die Mutter ein feuchtes Tuch vors Gesicht gebunden, damit er nicht zuviel Staub schluckte; er ließ es sich ruhig gefallen, denn er war mit dieser Prozedur vertraut.

Wir anderen saßen um den abgeräumten Küchentisch und redeten kaum. Cathleen stopfte an einem schon oft geflickten Kinderkleidchen. Peter blätterte in ein paar Zeitschriften, die ich mitgebracht hatte, aber es war leicht zu merken, daß er überhaupt nicht bei der Sache war; er gab sich nur den Anschein, als interessierten ihn die bunten Bilder und Berichte aus einer anderen, ebenfalls ganz amerikanischen Welt, die aber nichts von Staubstürmen und verödeten Feldern, zerfallenden Farmen und vagabundierenden Farmern zu ahnen schien.

Blaney und ich taten gar nichts. Ich war zu nichts weiter imstande, als auf das schwarze Viereck der Fensterscheiben zu starren und die stumpfen, kurzen Blitze zu beobachten, die entstanden, wenn eine neue, wilde Bö Steinchen und Staub gegen das Glas schmetterte und das Licht der Lampe sie aufleuchten ließ. Blaney saß in einem halbdunklen Winkel neben dem Herde, rührte kein Glied, und als ich einmal einen scheuen Blick zu ihm hinüberschweifen ließ, sah ich seine Augen in eine Ferne gerichtet, an der keiner von uns teilhatte. So verging eine unbestimmt lange Zeit, oder war es nicht vielmehr so, daß die Zeit stillstand? Die Gewalt des Sturmes schien sich noch zu steigern. Wir fuhren alle entsetzt auf, als plötzlich ein knallender Schlag gegen die Hauswand dröhnte — aber es geschah nichts weiter.

„Muß ein Brett vom alten Stall gewesen sein!" sagte Blaney — und wieder versanken wir in Schweigen. Wir hätten nicht vor die Tür treten können, um nachzuschauen, was ans Haus geklatscht hatte, denn die Haustür, die sich an der Windseite öffnete, wäre gegen den ungeheuren Druck des Sturmes kaum noch zu schließen gewesen. Auf dem Fensterbrett häufte sich hinter den Scheiben ein braunes Häufchen feinsten Staubes höher und höher; man meinte fast, es wachsen zu sehen. Cathleen fuhr in ihrer Näharbeit fort, aber sie täuschte mich längst nicht mehr: ihre Hände zitterten dabei, als bebte nicht nur außen das Haus, sondern auch ihr Inneres unter diesem mitleidslosen Sturm. Die Petroleumlampe (Cathleen war längst zu ihrem sparsamen Licht bekehrt worden) flackerte leise. Peter drehte manchmal daran und zerknurrte ein paar unwillige Worte dabei; nichts weiter als dies verriet die nagende Sorge, die sein Herz zerfraß. Und ich saß weiter daneben, nicht dazugehörig, ein ungebetener Beobachter, der diesen Menschen nichts abnehmen konnte, gar nichts. Und ich wünschte mich tausend Meilen weit weg.

Als es schon auf Mitternacht ging, fragte Cathleen mit einer ganz rauhen Stimme: „Wollt ihr vielleicht noch etwas essen? Es sind noch Kohl und Kartoffeln vom Mittagessen übrig."

Ja, jetzt etwas essen! Ich fühlte mich wie erlöst durch diesen Vorschlag. Er setzte den unheimlichen Gewalten, die das Haus umtobten, die einfache Selbstverständlichkeit des gelebten Lebens entgegen, das weitergehen würde, wie auch immer diese Nacht enden mochte. Aber es war nicht möglich, das Feuer im Herd neu zu entfachen. Der Zug löschte jede Flamme aus. Wir gaben nicht nach und aßen das simple

Gericht kalt. Irgendwie glaubte man danach, daß nicht alles so schlimm ablaufen würde, wie man fürchten mußte.

Das kleine Nachtmahl war bald vorbei. Die Schweigsamkeit senkte sich abermals auf uns nieder wie ein schweres Netz; für zwanzig Minuten nur hatte sie sich in die dämmrigen Zimmerecken drücken lassen. Ich fühlte mich allmählich todmüde. Nur noch krampfhaft hielt ich mich wach. Aber ich wagte es nicht, mich zu verabschieden. Es hätte so ausgesehen, als wollte ich die anderen mitten in ihren schrecklichen Sorgen und Zweifeln im Stich lassen.

War ich nun doch eingenickt? Es war mir wenigstens so, als ob ich aus dem tiefsten Brunnen der Bewußtlosigkeit auftauchte, als mich die Stimme Blaneys plötzlich zu mir brachte. Er sagte langsam, mit ganz lauter, brüchiger Stimme, als wäre sein Geist abwesend: „Es ist eine Strafe Gottes!"

Niemand gab eine Antwort. Er erwartete wohl auch keine. Ich vermag nicht anzugeben, wieviel Zeit vergangen sein mochte, als er mit derselben, sonderbar unpersönlichen Stimme fortfuhr: „Weil die Regierung den Weizen auf dem Halm verbrannt hat, um die Preise zu halten. Und weil sie in Chicago Millionen Schweine geschlachtet haben, um Seife daraus zu machen. Und weil die Regierung den Baumwollzüchtern eine Prämie zahlt, wenn sie jede zweite Reihe Baumwolle unterpflügen, und weil sie nichts dagegen tut, daß die Milch in die Straßengräben gegossen und das Obst einfach einen Berghang hinuntergeschüttet wird, damit es verfault, jawohl: verfault!

Er schwieg; er hatte die Stimme kaum gesenkt oder erhoben; es war, als betete er eine Litanei herunter, die er seit langem auswendig wußte. Keiner von uns rührte sich. Cathleen hatte den Faden halb durch den Baumwollstoff gezogen, aber sie führte ihn nicht weiter. Draußen kreischte der Sturm.

Blaney fuhr nach einer Weile fort: „Und uns zahlen sie Prämien für Weizen, den wir nicht anbauen, für Mais, den wir nicht pflanzen, für Vieh, das wir nicht züchten. Und was wir doch noch liefern, das stapeln sie in den Lagerhäusern auf, hinter verschlossenen Türen. Aber vor den Türen verhungern die Leute. Millionen haben nicht genug zu essen. Aber die Zeitungen schreiben, nicht weil wir zu wenig erzeugen, wäre das so, sondern weil wir viel zu viel erzeugen. Die Welt ist verrückt geworden, absolut verrückt."

Pause, lange, furchtbare Pause, in der ich das Blut in meinen Ohren

hämmern hörte. Dann setzte die monotone Anklage wieder ein: „Das ist die Strafe Gottes: wir haben mit seinem Segen nichts anzufangen gewußt, wir haben mit unserm Pfunde nicht gewuchert. Wir haben nur lauter Elend über uns gebracht; nun nimmt er uns auch noch den Rest, der uns retten könnte. Wir sind das verlorene Geschlecht. Uns schlägt er mit Ruten, und wir haben es verdient."

Ich konnte diese alttestamentarische Klage nicht länger ertragen. Mir drohte der Schädel zu springen; ich mußte Einspruch erheben! Ich ließ mich von diesem klanglosen, verzweifelten Jammer nicht behexen. Ich fuhr ihm plötzlich dazwischen und erschrak vor meiner eigenen Stimme; sie war mir ganz fremd, ich kannte sie gar nicht.

„Alles Unsinn, Blaney! Die Prärien sind vertrocknet, weil die großen Holzgesellschaften im Gebirge den Wald abgeschlagen haben. Nun ist kein Wald mehr da, der das Schneewasser und den Regen aufsaugen kann, um ihn während des ganzen Jahres als Wolken über die Prärien hinauszusenden und sie zu tränken. Statt dessen ist die Erde von den Berghängen abgespült; es gibt den großen Schwamm der Wälder nicht mehr, wohl aber ungeheure Hochwasser im Frühling und trockene Flußbetten für den Rest des Jahres. Und auf den Prärien hat man die uralte Grasnarbe umgepflügt, hat sie durch schnelle Ernten ausgesogen. Als die Dürren kamen, besaß der Boden keinen Schutz mehr, zerkrümelte zu Staub. Wenn dann wieder einmal die Sturzregen kamen, so spülten sie ihn, der durch nichts mehr gehalten wurde, davon, in tiefere Schluchten oder in die Straßengräben; wo das nicht geschah, da hob der Wind die zermahlene Ackerkrume vom Boden auf und trug sie davon. Ich hab's ja selber gesehen, wie tausend und mehr Meilen von hier im Osten die Züge steckenblieben, weil der Staub die Geleise ganz und gar verdeckte; so weit hat der Sturm den Präriestaub getragen, die ganze Fruchtbarkeit der Prärien!"

Während ich redete, war eine ganz unsinnige Wut in mir hochgestiegen, so als sollte ich für das Elend in diesem Hause verantwortlich gemacht werden. Ich fühlte, daß ich ganz rot im Gesicht geworden war. Die beiden Männer hatten mich nicht angeblickt bei meinen heftig hervorgestoßenen Sätzen, als schämten sie sich für mich. Cathleen aber schlug die Augen groß zu mir auf, und ich sah eine Zustimmung darin glänzen, daß endlich einmal einer versuchte, die Vernunft sprechen zu lassen, statt mit dunklen Worten von unverständlichen Strafgerichten zu sprechen, an die man glauben konnte oder nicht, es änderte sich

wenig damit. Cathleen wagte plötzlich zu sprechen, wobei sie mich dankbar ansah: „Ja, man muß versuchen, die Gründe zu verstehen; dann wird man auch lernen, etwas dagegen zu unternehmen."

Auch sie also wehrte sich gegen den dumpfen Fatalismus, dem Blaney verfallen schien.

Auf die Männer aber schien ich keinen Eindruck gemacht zu haben. Gallhorn hatte das Kinn in beide Fäuste gestützt, während die Ellbogen auf den Knien ruhten. Als hätte er nichts weiter vernommen, wiederholte er nur dumpf die Worte: „Die ganze Fruchtbarkeit der Prärien, die ganze Fruchtbarkeit! Mein Gott —!"

Und dann senkte sich wieder das Schweigen auf uns herab, eher noch lastender als zuvor.

Nach langer Zeit — schon hatte das furchtbare, eintönige Heulen des Sturmes mich wieder beinahe eingeschläfert — meldete sich plötzlich wieder die Stimme Blaneys. Er blickte mich böse an: „Du bist ja nur ein Zuschauer, Johann. Was geht es dich an! Du verstehst nicht, wovon du redest!"

Und dann: „Der Verstand der Verständigen spricht aus dir, dieser verfluchte Verstand, der dies ganze Elend angerichtet hat und uns dazu verführt hat, Geld zu verdienen, solange es zu verdienen war, als ob es ewig so weitergehen müßte. Nun hat Gott selber eingegriffen. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Aber für euch ist es längst zu spät. Uns bleibt nur übrig, zu beten!"

Aus dem Ton seiner Worte sprach eine ungeheure Erregung. Der Mann wurde von inneren Spannungen fast zersprengt. Sein unrasiertes Antlitz wirkte aschfahl, und seine Lippen bebten. Plötzlich brach an einem leeren, irdenen Milchtopf, den Blaney in geistesabwesendem Spiel in seinen Händen drehte, der Henkel ab. Es gab einen trockenen, knackenden Laut, als spränge eine überspannte Saite. Sein entsetzlicher, stummer Ingrimm hatte sich irgendwie Luft machen müssen. Es war der Schlußpunkt hinter einem Beweis. Ich wußte mit einmal, daß er vollkommen recht gehabt hatte.

Er erhob sich und stapfte ohne Gruß an uns vorbei in seine Kammer, die neben der Küche dem Hofe zu lag. Und obgleich der Sturm mit unverminderter Wildheit um das einsame, nachtverlorene Farmhaus tobte, hörten wir ihn laute, leiernde Worte vor sich hin sprechen. Es schwang etwas urzeitlich Beschwörendes in dieser Stimme mit, die verschwommen durch die dünne Holzwand drang. Er betete.

Cathleen winkte mir mit den Augen; ich erhob mich, nickte ein wortloses „Gute Nacht", zündete eine kleine Kerze an und stieg über die knarrende Treppe ins Obergeschoß, wo an der Leeseite des Hauses mein Gastzimmer lag. Hier schien der Sturm etwas weniger wüst zu heulen. Ich blies das Licht aus und warf mich auf mein Bett. An Schlaf war wohl nicht zu denken. Aber wenn ich das auch glaubte, so riß er mich doch ohne Übergang in eine bilderlose Bewußtlosigkeit hinunter.

*

Als ich erwachte, begann sich gerade das Fensterkreuz mir gegenüber abzuzeichnen; es brach also schon die Dämmerung an. Steif erhob ich mich, spülte mir den Mund aus, wobei mir der Staub ekelhaft zwischen den Zähnen knirschte. Zu waschen wagte ich mich nicht; das verstaubte Wasser in der Schüssel hätte mich schwerlich gereinigt. Ich fuhr mir durch die Haare und stieg die Treppe hinab. Da erst wurde mir bewußt, daß der Sturm fast völlig nachgelassen hatte.

Die beiden Gallhorns waren schon auf, oder vielmehr: sie hatten gar nicht geschlafen; ich sah es ihren grauen Gesichtern an. Cathleen mußte geweint haben; ihre Augen zeigten rote Ränder. Oder bewirkte das nur die durchwachte Nacht? Manchmal sah sie ihren Mann mit Augen an, in denen ein tiefes, trauriges, hilfloses Mitleid flackerte. Peter bot in der Tat einen Anblick zum Steinerweichen. Ein geschlagener Mann — dies Wort paßte auf ihn besser als jedes andere. Die Kinder lagen noch in ihren Betten. Über die hohen Wälle ihrer Jugendjahre drang noch keine Ahnung der Katastrophe. Sie hatten die schreckliche Nacht, die ja auch über ihre Zukunft mit entschied, in kindlichen Träumen von Zuckerkand und Spielzeugpferdchen verschlafen.

Das übliche Hafermus, der Porridge, wollte mir noch weniger schmecken als sonst. Mühselig quälte ich einen Teller hinunter. Um nur etwas zu sagen, fragte ich: „Ist Blaney noch nicht aufgestanden?"

„Doch", antwortete Peter, „er ist schon vor einer Stunde, ehe es noch anfing hell zu werden, aus dem Hause gestürzt. Sicherlich will er sehen, was aus unserer Saat geworden ist. Aber davon brauche ich mich nicht erst zu überzeugen: sie ist davongeflogen. Der Sturm hat aufgehört. Ich sage euch: jetzt fängt es noch zu regnen an, und der Regen spült die Felder völlig blank, soweit der Wind sie noch nicht blankgeweht hat!"

Cathleen warf tröstend ein — wie oft mochte sie das in der vergangenen Nacht schon getan haben —:

„Wir haben ja den Garten und die bewässerten Luzerne- und Kleeäcker und noch die beiden Äcker hinten in der Schlucht."

Peter antwortete ihr mit einem müden, dankbaren Blick: „Die Äcker an der Schlucht? Ja, wenn sie nicht zugeweht sind. Und die Gärten — davon können wir gerade unser Leben fristen."

„Was wollen wir mehr, Peter? Es ist immer noch viel mehr, als Millionen andere auch nur hoffen können."

Wieder flog einer dieser müden, dankbaren Blicke von dem Manne zur Frau; sie enthüllten mir, was ich schon lange annahm: daß ohne diese Frau der Mann schon vor geraumer Zeit den Kampf aufgegeben hätte.

Wir erhoben uns, stülpten unsere Hüte auf den Kopf, verabschiedeten uns und traten ins Freie. Die Luft war immer noch vom Staub erfüllt, aber er wanderte kaum noch; das machte das Atmen leichter. Wir schlugen die Richtung zu den bebauten Feldern ein, vorbei an solchen, auf denen nichts mehr wuchs; wir folgten einer Straße, deren Gräben nicht mehr zu erkennen waren; grauer Staub füllte sie bis zum Rande. Hier und da duckte sich ein Büschel graugrünen Krauts dicht an den Boden, das der Sturm nicht hatte entwurzeln können. In der Ferne tauchte die Gestalt Blaneys auf. Er stand auf einer Bodenwelle, mit hängenden Armen, leicht vorgeneigtem Kopf, vollkommen bewegungslos.

Wir erreichten ihn; er drehte sich uns nicht einmal zu. Mit einer vagen, weiten, den Horizont ausmessenden Gebärde sagte er: „Alles fort!"

Weiter nichts! Aber viel mehr war auch nicht zu sagen. Wo gestern noch ein grünüberschimmertes Saatfeld goldenes Korn versprochen hatte, war nichts mehr da als eine blankgewetzte, unebene Erdfläche; wenn man aber näher zusah, so war es gar keine Erde; es war eine Art grobkörnigen, harten Bodens, dem es leicht anzumerken war, daß nichts mehr auf ihm wachsen würde, außer ein paar bedürfnislosen, hartstengligen Trockenbüschen. Nur am Feldrain verrieten noch ein paar letzte Hälmchen, daß hier einmal Weizensaat gestanden hatte.

Wie ein paar Verurteilte schlenderten wir wieder dem Hause zu. Es war nichts mehr zu retten. Ich versuchte noch einen letzten Einwand und fragte verlegen: „Ja, wenn man düngen könnte, mit Stall-

dung oder künstlichem Dünger, dann würde wohl noch etwas darauf wachsen. Allerdings müßte es regnen."

Bill Blaney gab gar keine Antwort; er nahm mich nicht für voll. Und auch Gallhorn erwiderte nur aus Höflichkeit: „Stalldung haben wir nicht, weil wir mit dem Vieh sonst nichts anfangen könnten. Und Kunstdung ist viel zu teuer. Für so große Flächen Kunstdung — das kostet ein Vermögen. Der Weizen würde viel zu teuer; er bringt ja selbst ohne das kaum die Produktionskosten ein. Und wozu all die Aufregung... ich lasse mir die Prämien für die nichtangebauten Felder auszahlen. Das wird uns über Wasser halten. Aber die Farmer, die keine Felder mehr haben, um sie nicht anzupflanzen, denen geht es schlecht. Die liegen auf der Landstraße, und kein Mensch fragt danach, wovon sie die hungrigen Mäuler ihrer Familien stopfen!"

Der unbeschreibliche Widersinn dieser ganzen Zustände war hoffnungslos entmutigend. Die Farmer drängten darauf, Weizen anzubauen, denn darin bestand ja schließlich der Zweck ihrer Höfe und Felder und ihres ganzen Daseins. Die Dürren und der Wind, die Wasserfluten und die den Boden unvorstellbar zermürbende schneelose Kälte des Winters zerstörten immer größere Teile der Felder, nicht nur in den Prärien, sondern auch in den Tälern und Einzugsgebieten des Ohio und Missouri, des Tennessee und des Kentucky. Aber eigentlich war auch das gleichgültig, denn der Weizen blieb sowieso weithin unverkäuflich, und die Preise waren so mager geworden, daß es sich unter dem Gesetz des baren Übergewinns gar nicht lohnte, etwas zur Rettung der austrocknenden Gebiete zu tun. Blaney hatte vollständig recht gehabt: die ganze amerikanische Welt war verrückt.

Ehe wir noch das Farmhaus wieder erreichten, fielen die ersten Tropfen zur Erde nieder. Am Himmel hatten sich graue, träge Wolken zusammengeballt. Der Wind war völlig eingeschlafen. Wenn dieser Regen vor dem Sturm gekommen wäre, er hätte zumindest auf den ebenen, nicht geneigten Feldern noch viel, vielleicht alles gerettet. Jetzt spülte er nur noch den Rest von lockerer Krume davon, der irgendwo auf den Äckern noch haftengeblieben war...

Ich blieb noch ein paar Tage bei Gallhorns; denn ich mußte warten, bis die Straßen, die nur aufgeschüttete Lehmwege waren, einigermaßen abtrockneten; sonst rutschte ich schnell in die mit knietiefem Morast bis zur Kante angefüllten ehemaligen Straßengräben. Was sollte ich mit den Menschen noch besprechen; sie waren viel zu sehr mit sich

selbst und ihrem Unglück beschäftigt. Nach bedrücktem, kurzem Abschied fuhr ich davon, um jenseits der Grenze, im Kanadischen, ein paar andere Farmer zu besuchen. Auch bei ihnen verweilte ich nur wenige Tage; im Grunde war über sie alle das gleiche Schicksal hereingebrochen wie über Peter Gallhorn und seine Frau Cathleen.

*

Es könnte nun ein schwerer als andere zu überzeugender Leser der Ansicht sein, daß die geschilderten Fälle des Peter Gallhorn und des Bill Blaney aus Norddakota mit Vorbedacht gewählte Ausnahmen darstellten. Davon kann jedoch keine Rede sein! Um diese meine Behauptung zu erhärten, lasse ich einige Zahlen folgen.

Ich zitiere zunächst aus einem Bericht, den ich im Jahre 1936 aus Amerika nach Deutschland gab und der später in meinem Buch „Pelzjäger, Prärien und Präsidenten“ abgedruckt wurde:

„Experimente amerikanischer Forschungsstationen, die in den letzten Jahren zur Erkennung und Verhinderung der Auswitterung der Muttererde in vielen Teilen Amerikas eingerichtet wurden, haben unter anderem folgendes ergeben: Auf dem fruchtbaren Lehmboden am mittleren Mississippi im Staate Missouri wären hunderttausend Jahre erforderlich, um etwa dreißig Zentimeter der Erdoberfläche fortzuwaschen, solange sie von der natürlichen Grasnarbe (der Prärien) bedeckt bleibt. Praktisch bedeutet dies, daß der Boden seine Fruchtbarkeit stets weiterbehält. Denn der Prozeß der Abschwemmung des Mutterbodens durch Wind und Wetter geht so langsam vor sich, daß die ihm entzogenen Kräfte durch die Pflanzen und Wurzeln, die von Jahr zu Jahr wieder in ihm verfaulen und sich in Nährstoff umsetzen, auch stets wieder erneuert werden. Wird jedoch an Stelle der natürlichen Grasnarbe auf demselben Boden Alfalfa angepflanzt, eine in Amerika viel gebrauchte Viehfutterpflanze, deren Wurzeln in kleinen Knöllchen Stickstoff anreichern, so wären nur etwa zwölftausend Jahre erforderlich, um dreißig Zentimeter Erdoberfläche auszuwittern, das heißt unfruchtbar zu machen. Wird jedoch der gleiche Boden mit Mais bepflanzt, so ist schon nach neunundzwanzig bis sechsunddreißig Jahren der Boden in einer Dicke von etwa dreißig Zentimeter fortgewaschen; die gesamte Muttererde ist praktisch also damit zerstört. Diese Versuche wurden auf einem Felde angestellt, das eine Neigung von etwa acht Prozent hatte, auf hundert Meter also acht Meter abfiel.“

Hier wird theoretisch das bestätigt, was ich auf Gallhorns und vielen anderen Farmen in der Praxis gesehen habe: in ein bis zwei Menschenaltern ist der Boden der Prärien, wenn ihm nicht, wie bei uns, die entnommene Fruchtbarkeit durch Dünger wieder zurückerstattet wird, zur dürren, unfruchtbaren Wüste geworden.

Ein besonderes Verdienst um die Untersuchung dieser Zusammenhänge hat sich der amerikanische Agrarwissenschaftler W. C. Lowdermilk erworben. Er schätzt, daß seit dem Mai 1934 allein der Wind fünf Millionen Acres in Wüste verwandelt hat (bis 1936). Ein amerikanischer Acre umfaßt 40,47 Ar, etwas mehr also als ein bayrisches Tagwerk und nicht ganz zwei preußische Morgen.

1920 gab es in Süddakota 40000 Farmbesitzer und 36000 Farmpächter. 1934 gab es nur noch 30000 Besitzer, aber 45 000 Pächter. Die früheren Hypothekengläubiger haben die Farmen ersteigern müssen; die alten Eigentümer sind zum Teil als Pächter darauf sitzengeblieben, der Unterschied ist gering, denn wenn sie früher nicht die Zinsen aufbringen konnten, so werden sie jetzt erst recht nicht imstande sein, die Pacht herauszuschlagen.

Die Resettlement Administration teilte schon Ende 1936 mit, daß 100 Millionen Acres Farmland in den USA. so ausgewittert sind, daß sie nicht mehr einem normalen Ackerbau zugeführt werden können. Diese 100 Millionen Acres „trugen" immer noch 650000 Familien, also mindestens drei Millionen Menschen, bei dem relativen Kinderreichtum der Farmbevölkerung wahrscheinlich vier bis fünf Millionen Menschen. Etwa vier bis sechs Millionen Menschen verkommen darüber hinaus in Elend und schleichender Hungersnot an den von der Muttererde entblößten Abhängen der südlichen Appalachen. In den Baumwollbezirken bilden zwei bis drei Millionen ärmster Pächter ein zum Teil nomadisierendes, zum Teil in einer Art Schuldknechtschaft auf ihren Farmen festgehaltenes schwarzes und weißes Lumpenproletariat. Im Sommer 1936 strömten monatlich etwa 30000 Menschen aus den verwüsteten Weizenbezirken ab; sie wurden zu menschlichem Treibholz. Und seither hat sich wenig geändert.

Zehn Millionen Acres des unbrauchbar gewordenen Landes hat die Resettlement Administration aufgekauft, ein Zehntel also des ausgewitterten Landes, um es in Buschland, Tierschutzparks und — soweit noch möglich — in Weideland zu verwandeln. Die Kosten hierfür betrugen 65 Millionen Dollar. Für die Wiederansiedlung „ausgetrock-

neter Farmer" (zum Teil in den durch die großen neuen Staudämme künstlich bewässerten Gebieten, zum Teil in Südalaska, zum Teil an der pazifischen Küste) waren Ende 1936 134 Projekte entworfen, durch die ganzen 16800 Familien geholfen werden sollte, also nur etwa zweieinhalb Prozent der betroffenen Familien; und das allein erforderte schon 115 Millionen. An diesen Zahlen erkennt man die geradezu ungeheuerlichen Aufgaben, vor denen das Roosevelt-Amerika in Wahrheit steht.

Da die alten liberalistischen Methoden versagen, Amerika aber glaubt, sich selbst aufzugeben, wenn es auf freie Willkür im Wirtschaftsleben verzichtet, so flüchtete sich Roosevelt, unfähig, der entsetzlichen Not im eigenen Hause mit den alten Mitteln zu steuern, in den Krieg gegen die Mächte, die andere Wege beschritten haben — um die Aufmerksamkeit seines Volkes nach außen abzulenken! Außerdem hofft er, daß der Krieg, dieser große Erwecker des Bedarfs, die darniederliegende Produktion, die industrielle sowohl wie die agrarische, wieder auf Höhen hinaufheben werde, die sich den „goldenen Zeiten" des ersten Weltkrieges vergleichen lassen. Der Erfolg scheint ihm zunächst recht zu geben.

Letzten Endes aber wird ein noch viel größeres Debakel über sein Land hereinbrechen, denn der jetzt erneut ungeheuerlich erweiterte Produktionsapparat wird dann erst recht leerlaufen, wenn wieder einmal normale Verhältnisse in der Welt herrschen. Es werden Zusammenbrüche folgen, denen gegenüber die des Jahres 1929 und der folgenden Jahre nur ein Kinderspiel darstellen. Doch Roosevelt wird den Krieg nicht endlos dehnen können, wie er es gern möchte, denn ehe er seine phantastischen Produktionszahlen erreicht haben wird, werden die Punkte nicht mehr vorhanden sein, von denen aus er sein Kriegsgerät kriegsentscheidend ansetzen könnte! Wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich aber wird er sie nie erreichen. Denn ungeahnte Engpässe in der Versorgung mit Rohstoffen, Facharbeitern, elektrischem Strom und Transportmitteln machen seine Pläne weitgehend illusorisch.

Kennzeichnend ist weiter, daß eine wesentliche Beschränkung des mit Weizen bepflanzten Ackerbodens in den Vereinigten Staaten trotz der Anbaubeschränkungen und des Bodenverfalls bisher nicht eingetreten ist. Zum Teil unterstützen sogar die von der Regierung gezahlten Subsidien den Weizenbau. Denn um den Farmer am Leben zu

erhalten — gewissermaßen an Stelle sonst zahlbarer Arbeitslosenunterstützung —, garantiert ihm die Regierung einen Mindestpreis; sie zahlt dazu, um was der Marktpreis hinter dem Erforderlichen zurückbleibt, und nimmt auf Lager, was auf dem normalen Wege nicht abzusetzen ist. Der Farmer wird also nach den vielen schlechten Jahren dazu verleitet, seinem schon verarmten Boden möglichst viel abzupressen, um durch die Menge auszugleichen, was ihm die Preise nur unvollkommen gewähren; dem sucht man wieder dadurch zu begegnen, daß dem Farmer nur dann Subsidien oder Prämien gezahlt werden, wenn er einen bestimmten Anteil seines Farmlandes unbebaut läßt. Außerdem ist in den Staaten immer noch genügend junges Land vorhanden, auf dem man mit modernsten, das heißt schonungslosesten und konkurrenzfähigsten Methoden Weizen bauen kann, was aber nicht mehr von Einzelfarmern unternommen wird, sondern von großen Landgesellschaften, die eiskalt und bedenkenlos von vornherein so kalkulieren, daß ihre riesigen Anbauflächen in Kansas oder Nebraska nur eine begrenzte Reihe von Jahren Frucht tragen werden, um danach ebenfalls der Auswitterung anheimzufallen.

Dieser Prozeß der Industrialisierung des Ackerbaues, der seinen Untergang früher oder später notwendig heraufbeschwört, schreitet unaufhaltsam vorwärts. Der mittlere und kleine Eigenfarmer gehört in den Staaten eigentlich schon der Vergangenheit an. Die Zukunft gehört den riesigen, anonymen Aktienfarmen, für die der Boden endgültig zur bloßen Ware und der Landbau, diese Urbeschäftigung der Menschheit, zu einer bloßen Kalkulation im Stil der Bilanzierung einer Petroleumquelle geworden ist, die gewöhnlich auch nur über eine sehr begrenzte Lebensdauer verfügt. Die Zukunft gehört — —? Nein, wahrscheinlich nicht! Sie gehört der Wüste! Da der Bedarf begrenzt und der Bodenvorrat noch nicht erschöpft ist, läßt sich die zwangsläufige Folge der Bodenvernichtung noch nicht deutlich erkennen. Aber schneller, als man denkt, wird sie sich geltend machen, das ist einfach unvermeidlich. Besonders beweiskräftig erscheint in diesem Zusammenhang das Buch des amerikanischen Geologen Hugh Hammond Bennett „Soil Conservation", New York 1939. Darin heißt es:

„In den Vereinigten Staaten stehen für einen geordneten Landbau ohne künstliche Bewässerung 572 Millionen Acres zur Verfügung, also etwa 1,1 Milliarden preußische Morgen. Davon waren Ende 1938 bereits 486,2 Millionen Acres von der Auswitterung schon vernichtet oder

schwer bedroht; von der agrarischen Nutzfläche des Jahres 1930 war 1939 bereits fast die Hälfte so gut wie völlig unbrauchbar geworden."

Die „Farm Security Administration" gab in ihrem Bericht für 1940 bekannt, daß schon 1936 1 690 000 Farmbetriebe weniger als 500 Dollar im Jahr verdienten, die Hälfte davon weniger als 250 Dollar. Das ist zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Dabei können die Städte die auf dem Lande überflüssigen Menschen nicht aufnehmen; auch die Industrie stagnierte. 1940 zählte die Farmbevölkerung mit 32 Millionen Menschen 2 Millionen mehr als 1930, obgleich die „Farm Security Administration" schätzte, daß wegen der fortschreitenden Technisierung der Landwirtschaft 1940 1,6 Millionen Farmarbeiter weniger als 1930 erforderlich waren, um dieselbe Menge von Erzeugnissen des Landes herzustellen. Es folgt daraus also, daß gut dreieinhalb Millionen Menschen auf dem Lande überflüssig geworden sind, davon zwei Millionen zwischen fünfzehn und dreißig Jahren. Wenn auch diese Zahlen nicht völlig mit denen anderer amtlicher Stellen übereinstimmen, so ist doch eines sicher: Millionen Menschen des amerikanischen Farmlandes sind bereits entwurzelt. Weitere Millionen sind unvorstellbar verelendet.

Sollte man nicht meinen, daß ganz Amerika vor der furchtbaren Drohung zittert, die darin beschlossen liegt, daß ein Siebentel der Gesamtoberfläche der Vereinigten Staaten innerhalb weniger Jahre zur Wüste geworden ist und daß diese Verwüstung wie ein gräßlicher Aussatz sich unaufhaltsam weiterfrißt? Sollten die amerikanischen Blätter nicht voll sein von wütenden Anfragen, warum der Waldgürtel, der von der kanadischen Grenze bis zum mexikanischen Golf gepflanzt werden sollte, in kümmerlichen Anfängen steckengeblieben ist? Warum die vorzüglichen Ansätze der „Tennessee Valley Authority", durch große Staudämme, Kraftwerke und Entwässerungsanlagen einer ganzen gräßlich verkommenen Landschaft, eben dem Tennesseetal, und seinen auf verkiesten Feldern verhungernden Menschen in sinnvoller Planarbeit zu helfen — warum dieser vielversprechende Versuch nicht zum Musterbeispiel erhoben und auf andere Elendsgegenden übertragen wurde? Weil die privaten Elektrizitätsgesellschaften weiter riesige Gewinne erzielen und sich nicht von staatlichen, ganz billig arbeitenden Werken Konkurrenz machen lassen wollten! Herr Wendell Willkie war dabei der Anführer des Kampfes gegen die TVA.!

Warum, warum? Alle diese vielen „Warum“ werden totgeschwiegen. Der letzte Eheskandal eines Millionärs, der letzte Betrugsprozeß eines Filmstars, die letzte Greuelmeldung aus Deutschland ist ja so viel wichtiger!

Mögen die Farmer verkommen und verhungern, wenn nur weiter Dividenden gezahlt werden.

„Man ist eben in Amerika!“

Anmerkung. Als Literatur sei auf das vorzügliche Buch von Herbert Groß: „Amerikas Wirtschaft“ (Deutscher Verlag), verwiesen, aus welchem auf den letzten Seiten einiges verwendet wurde. Weiter sei verwiesen auf A. E. Johann: „Amerika, Untergang am Überfluß“, und „Pelzjäger, Prärien und Präsidenten“. — Weiter auf J. S. Taylor: „An American Exodus“, Reynal & Hitchcock, New York. — Hugh Hammond Bennett: „Soil Conservation“, New York 1939. — William Allan White: „The changing West“, New York 1939.

V

MOTORISIERTES DASEIN

Der Highway No. 99 beginnt im Kanadischen, und zwar in der großen, schönen Hafenstadt Vancouver, der Hauptstadt der Provinz British-Columbia. Er schlägt die Richtung nach Süden ein, überquert bald die amerikanische Grenze und gelangt nach Seattle, der bedeutendsten US.-amerikanischen Hafenstadt am Pazifischen Ozean (sie hat San Francisco bereits überflügelt). Olympia, die Hauptstadt des Staates Washington, ist schnell durchfahren. Vor Portland wird der mächtige Columbia-River überquert und bald schon Salem erreicht, die Hauptstadt des mittleren pazifischen Staates Oregon. Das Land wird hügeliger, das Kaskadengebirge rückt näher an die Straße heran, und bald nachdem sie die Nordgrenze Kaliforniens überschritten hat, muß sie die Paßhöhe zwischen den Nordenden der Küstenkette und der hier ebenfalls, als Fortsetzung der Kaskaden, beginnenden Sierra Nevada überschreiten. In dem sich gewaltig verbreiternden Tal zwischen diesen beiden mächtigen Gebirgszügen läuft sie fortab dahin; dabei teilt sie sich hundertfünfzig Meilen nördlich von Sacramento, der Hauptstadt Kaliforniens, in einen östlichen und einen westlichen Zweig, die sich in Sacramento wieder vereinigen. Weiter nach Süden tritt sie in den riesigen Frucht- und Gemüsegarten Kaliforniens ein, das San-Joaquin-Tal, durchquert es der Länge nach und erreicht in Los Angeles endlich die Küste, die sie auf ihrem ganzen Verlauf stets rund hundert Meilen westlich hat liegen lassen, und damit auch ihr Ende.

In Los Angeles trifft No. 99 mit einer anderen gewaltigen Hochstraße zusammen, der No. 66, die ebenfalls dort ihr Ende erreicht. Highway No. 66 ist eine Ausgeburt des häßlichen, lärmvollen, unabsehbaren Chicago am Michigansee; hat er die wie Geschwüre sich ins Land fressenden, verkommenen Vorstädte Chicagos hinter sich gebracht, so saust er schnurstracks in südwestlicher Richtung auf Springfield zu, die freundliche Hauptstadt des Staates Illinois, desselben, zu

dem auch die Riesenstadt Chicago gehört. Weiter geht's, ins Tal des hier schon gewaltigen Mississippi hinunter, der vor Saint Louis überschritten wird, womit die Straße ins Gebirge des Staates Missouri eingetreten ist. Immer entschlossener biegt sie nun aus südwestlicher Richtung in eine westliche hinüber, stößt mitten in die großen Prärien hinein, erfaßt gerade noch das südöstliche Zipfelchen des Staates Kansas, biegt aber sofort, als hätte sie sich nur verlaufen, nach Oklahoma hinunter, jenem einzigen Staat, in dem kluge Indianer zu Macht und Ansehen gelangt sind und sich manch ein Bankier oder Viehzüchter, Geschäftsmann oder Farmer seiner indianischen Vorfahren rühmt — ein sonderbarer, sehr amerikanischer Staat, ebenso sonderbar wie sein Name.

Von Oklahoma-City ab, der Hauptstadt des Staates, entscheidet sich die Straße endgültig für die westliche Richtung, durchsaust geradenwegs den nördlichen „Pfannenstiel" von Texas und erreicht, nachdem sie den großen Rio Pecos dreimal gekreuzt hat, endlich das alte, sagenumwobene, immer noch halb mexikanisch-spanische Santa Fé, die Hauptstadt des Staates New Mexiko. In einem weiten Bogen, anfänglich das Tal des Rio Grande do Sul entlang, schwingt sie sich nun zu den Höhen des Gebirges hinauf und überquert auf einer öden, sonnenglühenden, von ewig weinenden Winden bestrichenen Hochfläche fast unmerklich die Wasserscheide zwischen Atlantischem und Pazifischem Ozean. Danach erst tritt sie in die weiträumigen, merkwürdigen Hochgebirgsebenen Arizonas ein. Den berühmten Grand Canyon läßt sie zur Rechten liegen, als hätte sie keine Zeit für bloße Touristenziele, und gleitet unaufhaltsam dem Tal des Coloradoflusses entgegen, überwindet ihn und hat damit Kalifornien erreicht; sie überschreitet das Küstengebirge und tastet sich in schönen Kurven nach Los Angeles hinunter; bevor sie aber über die Pasadena Avenue das eigentliche Stadtzentrum erreicht, stößt von rechts die San Fernando Road in sie hinein. An jener Ecke, im Farbenspiel der Grün-Gelb-Rot-Gelb-Grün-Ampeln reichen sich No. 99 von Vancouver und No. 66 von Chicago die Hände und gleiten vereint die Main Street von Los Angeles hinab, ihrem nach mancher Landschaft, mancher schwanken Brücke, manchem kurvengesegneten Bergpaß endlich erreichten Ziel.

Auf diesen beiden Straßen spielt heute einer der bedrückendsten Akte der amerikanischen Tragödie. Denn der Highway No. 66 sammelt die Menge der von der Dürre und dem allgemeinen wirtschaft-

lichen Niedergang betroffenen Menschen und Familien, schluckt sie aus dem ganzen mittleren und fernen Westen, aus dem Süden in sich auf wie ein Hauptstrom seine Nebenflüsse und leitet sie nach Kalifornien hinein, das Gelobte Land, den westlichsten Staat, hinter dem es nicht mehr weiter geht, denn hinter ihm gähnt die Wasserwüste des Stillen Ozeans. Und all diese Menschenströme, die No. 66 herangeführt hat, ergießen sich längs des Highway No. 99 über die pazifischen Staaten. Treiben die Stürme die Staubwolken nach Osten, so treibt das widrige Schicksal die Menschenwolken nach Westen. Denn noch immer scheint den Amerikanern ihr alter Kampfruf „Westward ho!“ im Blut zu liegen. Im Westen wartet das Glück, lockt die „große Chance“.

Aber wie so manche Instinkthandlungen in der Natur ist auch diese hohl geworden, hat ihren Sinn verloren, erzielt nicht mehr, was einstmals ihre Absicht war. Die Menschen gelangen zwar nach Kalifornien, aber in den Erbsen- und Salat-, den Kirschen- und Baumwollgroßplantagen in der San-Joaquin-Valley warten schon drei und vier Anwärter auf jede freiwerdende Stelle. Nur in den kurzen Monaten der Ernte braucht man diese Massen zerlumpter Menschen; dann wandern sie wieder in uralten, knarrenden, ausgefahrenen Autos von County zu County, von Landkreis zu Landkreis; überall werden sie abgeschoben, denn keine Kreisverwaltung möchte sich mit ihnen belasten und ihnen wintersüber Unterstützungen zahlen. So tauchen sie schließlich in den Dschungeln der großen Städte unter, in San Francisco oder Los Angeles, San Diego oder Oakland, Portland oder Tacoma. Hier können sich die vagabundierenden Massen besser zusammenballen, können Forderungen erheben, ihr Elend politisch verwerten, können mit einem Wort Almosen aus den Stadtsäckeln pressen.

Ich bin No. 99 und ich bin No. 66 in ihrer ganzen Länge gefolgt. Wenn irgendwo, dann habe ich auf und an diesen Straßen amerikanische Schicksale, amerikanische Tragödien erlebt. Nicht solche von Dollarprinzessinnen und verrückten Bankiers, maschinenpistolenkundigen Gangstern, parforcereitenden Cowboys und versnobten Filmstars, sondern solche jener Menschen, die das eigentliche Rückgrat Amerikas bildeten, fleißiger, anständiger, hilfsbereiter Menschen, die dem Unglück zähe standhielten, sich vor keiner Arbeit, auch der geringsten, nicht scheuten, wenn sie ihnen nur die Möglichkeit gab, sich und ihre oft vielköpfigen Familien auf einigermaßen menschliche Weise

durchzubringen, ja Menschen, die in all ihrer für Europäer fast unbeschreiblichen Entwurzelung und Hoffnungslosigkeit weder den Humor noch selbst die Hoffnung verloren hatten.

Wie winzig, kaum ausdrückbar, ist in Europa der Prozentsatz von Menschen, die sich die Landstraße zur Heimat erkoren haben. Und eigentlich alle diese „Ritter der Landstraße" sind Menschen, die sich nicht einordnen können, labile, einzelgängerische Sonderlinge, die ohnehin zu nichts anderem zu gebrauchen sind, als sich auf endlosen Straßen die Sohlen abzulaufen.

In Amerika aber treiben nicht weniger als drei Millionen Menschen und mehr ständig über die Landstraßen des weiten Kontinentes auf und ab, hin und her, auf der Jagd nach Arbeit nicht minder als auf der Jagd nach Unterstützungen. Nur ein kleiner Teil dieser Wanderer, die zu Fuß oder im klapprigen Auto, auf den Güterzügen (was schon seit Jahren wegen der rücksichtslosen Kontrolle sehr gefährlich geworden ist) und nur selten noch mit Pferd und Wagen das Land durchstreifen, ist ebenso zu beurteilen wie der europäische Vagabund. Die allermeisten sind Opfer der amerikanischen Entwicklung: entweder hat die Dürre ihre Felder gefressen oder der Staub sie begraben, haben bessere Maschinen sie als Pächter oder als Landarbeiter überflüssig gemacht, haben die Banken oder die Maschinenproduzenten ihnen ihre Farmen oder sonstigen Betriebe kurzerhand versteigert, als die Preise ins Bodenlose gefallen waren und die Abzahlungen nicht mehr geleistet werden konnten. Nur wenige fand ich unter diesen Menschen, die irgendwo außerhalb Amerikas geboren waren. Die Amerikaner dürfen sich also nicht damit entschuldigen, daß ihnen das Schicksal von „Ausländern" gleichgültig wäre.

Nein, die Menschen, die hier von den übermächtigen Verhältnissen auf die Landstraßen getrieben wurden, sind eingesessene Amerikaner vom besten Schlag, in ihrer Gesamtheit eine viel bessere Art von Menschen als der charakterlose Mischmasch, der die großen Städte bevölkert. Und ihre Namen lauteten Swenssen und Schulz, Graham und MacDonald, Finleyson und O'Hara, Leslie, Godfrey, Armbruster, Danborg und Marlow, lauter gute nordeuropäische Namen, einer wie der andere; und es scheint fast, als könnten Menschen dieser Herkunft zwar arbeiten, bauen, kämpfen — aber den Anforderungen einer von Börsen und Aktienkursen regierten Welt zeigten sie sich nicht gewachsen. Nirgendwo ließ das System ihnen einen Platz offen, an dem

sie noch einmal wie ihre Vorfahren mit Pflug und Spaten, Beil und Büchse sich ein bescheidenes Dasein aus der Wildnis herausschlagen können. Ihnen blieb nur die Landstraße, das zerlumpte Zelt, die nackenkrümmende, kurzfristige Akkordarbeit und der hohe, heiße, ewig blaue, mitleidlose Himmel Kaliforniens.

*

Ich fuhr schon seit einer Stunde hinter dem in gleichmäßigem Takt knarrenden Auto her (auf No. 99 zwischen Bakersfield und Fresno). Zweimal hatte ich es schon überholt; aber jedesmal hatte ich wieder angehalten und mich meinerseits wieder überholen lassen, denn ich entdeckte immer noch Überraschungen an dieser neumodischen Arche Noah, die ständig eine schwärzliche Dunstwolke hinter sich herschleppte; die Ventile hielten längst nicht mehr dicht.

Ich war zwischen Oklahoma und Kalifornien auf No. 66 schon vielerlei eigentümlichen, unbeschreiblich überladenen Gefährten begegnet; aber diese kleine Welt auf ewig „trakrä—trakrä—trakrä" machenden Rädern schlug doch alles, was mir bisher begegnet war. Man hat ja in Europa überhaupt keine Ahnung, was alles in, um, auf, an und hinter ein hochbetagtes Personenauto gepackt werden kann; und der schneidige, soldatisch stramme Ausdruck PKW., der sich jetzt als ein Kriegskind bei uns einzubürgern anfängt, würde auf diese hinfälligen, überanstrengten Vehikel passen wie die Faust aufs Auge.

Das Nummerschild, das unter einem darübergetürmten Sack gerade noch im Vorbeifahren erkennbar war, verriet, daß dieser brave Veteran der Zementchausseen ursprünglich den Staat Arkansas seine Heimat nannte. Der Anhänger war offenbar Hausmacherarbeit; die vier hohen Eckpfosten der geräumigen Kiste auf zwei Rädern waren in vier blechernen Ofenröhren verborgen, die verbeult und windschief über Bündel, Kisten und Kasten hinausragten; einen kleinen eisernen Kochherd konnte ich ebenfalls darunter entdecken; zu ihm gehörten offenbar die Blechröhren. Hoch oben auf der obersten Kiste, in der einmal, wie der Aufdruck bewies, „Quaker Oats" verpackt gewesen waren, thronte ein kleiner Junge von vielleicht acht Jahren, der in einen zerlumpten, viel zu weiten Overall gekleidet war und eine ebenfalls viel zu weite Mütze tief über die Ohren gezogen trug. Er hielt ein kleines, struppiges Hündchen im Arm, das jedes überholende Auto heiser und erbost ankläffte.

Auf dem Verdeck des Autos waren zwei Matratzen ausgebreitet und mit Wäscheleinen kreuz und quer verschnürt; ein ironischer Beobachter hätte die Behauptung aussprechen können, das ganze Auto werde allein durch diese Wäscheleinen zusammengehalten. Auf dem linken Trittbrett war eine schmale hohe Kiste befestigt, die oben mit einem Lattengitter verschlossen war; vorn aber war in diesen Latten ein Loch gelassen, und aus diesem Loch blickte mit dünnem, spitzem Bart nach der Weise ihrer Rassegenossinnen frech und dumm zugleich eine Ziege, in der Tat eine lebendige Ziege, die jedesmal, wenn aus der entgegengesetzten Richtung ein anderes Auto heranbrauste und vorbeifegte, blitzschnell den Kopf einzog und im Innern der Kiste verschwand. Vor überholenden Autos indessen fürchtete sie sich nicht, sondern meckerte herausfordernd.

Ich erkannte auch sofort, wozu die Ziege bestimmt war. Über dem Hinterende der Kiste drückten sich zwei kleine, flachsköpfige Kinder an die Fensterscheibe, höchst begeistert und vergnügt, wie es schien, von der abenteuerlichen Fahrt. Ich erkannte noch zwei weitere Kinder auf den Hintersitzen des Autos, die sie mit Packen und Säcken und Pappkartons teilen mußten; eines davon war ein kleines Mädchen von vielleicht zehn Jahren, das gelegentlich durch die hintere Fensterscheibe seinem Bruder auf dem Anhänger — dem mit dem Hündchen — geheimnisvolle Zeichen gab. Der kleine Mann antwortete dann mit ebenso mysteriösen Gebärden, wobei ihm zweimal fast das kleine, verstaubte Tierchen auf seinem Schoß entglitten wäre. Sicherlich hatten die beiden für die Dauer der mühseligen Fahrt eine besondere Zeichensprache verabredet, um besonders wichtige Nachrichten austauschen zu können.

Als ich dann später mit dem kleinen Patrick Freundschaft geschlossen hatte, erklärte er mir, daß er seiner Schwester genau mitgeteilt hätte, wer da so ausdauernd hinter ihnen hergefahren wäre, ein Plymouth, letztes Modell, ein Mann als Insasse, Nummerschild — Que — ja, da hatten seine Kenntnisse und seine Zeichensprache versagt. Der Staat Quebec, oder vielmehr die kanadische Provinz Quebec, war ihm in seiner Landstraßenpraxis noch nicht vorgekommen. Daß ich eine solche ausgefallene „License“ an meinem Wagen trug, imponierte ihm viel mehr als die höchst nebelhafte Angabe, daß ich aus Europa stamme. Und da die beiden in ihrer Zeichensprache einen solchen Fall nicht vorgesehen hatten, war ihm bei seinen verzweifelten

Versuchen, sich verständlich zu machen, fast das Hündchen, sein höchster Schatz, verlorengegangen.

Am Steuer des Autos aber saß ein Mann, der den Hut ins Genick geschoben hatte und sich eins pfiff; neben ihm eine mir nur undeutlich erkennbare Frau, die einen Säugling auf dem Schoß hielt. Und so wallte die ebenso heitere wie erheiternde Fuhre gemächlich und einträchtig durch die schöne Gegend.

Der Zufall wollte es, daß ich gerade vor einer Benzinstation hielt, um meinen Tank zu füllen, als dem reich bemannten Auto, das ich eine Viertelstunde zuvor bedauernd, aber endgültig, hinter mir gelassen hatte, dicht hinter der Tankstelle ein Unheil passierte; denn ich war nicht sehr schnell gefahren, hatte außerdem auf mein Benzin warten müssen — die Arche aus Arkansas hatte mich also wieder eingeholt, ihr Nahen durch das nicht überhörbare „Trakrä—trakrä—trakrä" ankündigend.

Es gab einen Knall, so laut wie einen Kanonenschuß. Das alte Auto machte eine jähe Wendung dem Straßengraben zu, wurde aber abgefangen, ließ ein seelenerweichendes Bremsengekreisch hören und stand dann still. Am rechten Vorderrad hatte es einen Blow-out gegeben; der Reifen war geplatzt.

Und mit einmal quoll ein ganzer Haufen Menschheit aus den Türen des alten Autos hervor, daß man seinen Augen nicht trauen möchte, denn soviel Leben hätte man in der alten, brüchigen Kiste wahrlich nicht erwartet. Alles versammelte sich mit lautem Wehklagen an der rechten Vorderecke des Autos: Vater, Mutter, Sohn, Hündchen, Tochter, Kätzchen, noch ein Sohn, die Zwillinge und der Säugling; nur die Ziege fehlte. Sie beklagte sich infolgedessen mit erbittertem Gemecker.

Ich ließ mein Auto stehen und begab mich zu der kleinen Gruppe von Menschen, denn das gewaltsame Ereignis hatte sich nur wenige Schritte hinter der Tankstelle ereignet. Die Sache sah böse aus: der Reifen war halb von der Felge abgedrückt und der geborstene, schon vielfach geflickte Schlauch preßte sich an zwei Stellen des Rades häßlich ins Freie.

Ich sagte: „Well, der Schlauch ist hin!"

Der Mann sah mich von der Seite an und meinte: „Ja, ist hin. Und woher einen andern nehmen?"

Ich sagte, und zwar ganz ohne Hintergedanken: „Sie können noch

von Glück sagen, daß das Ding so nahe bei einer Tankstelle geplatzt ist. Da können Sie sicher einen neuen Schlauch bekommen!"

„Glaube ich nicht!" antwortete der Mann gleichmütig.

„Das werden wir gleich haben!" gab ich zurück, ging die wenigen Schritte zu der Benzinstation und fragte nach neuen Schläuchen. Ja, sie hätten so ziemlich alle Größen vorrätig. Na also! Mit diesem Bescheid kam ich wieder auf dem Schauplatz des Unglücks an. Aber der Mann fragte mich darauf mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt: „Hat der Benzinfritze Ihnen auch gesagt, daß er seine Schläuche umsonst abgibt?"

Ich schwieg betreten, und er fuhr fort: „Da liegt nämlich der Hund begraben! Noch sechsundzwanzig Meilen, und wir wären am Ziel gewesen, hätten morgen anfangen können, Erbsen zu pflücken, und bald hätte es Bargeld gegeben. Von Paris in Arkansas bis Tulare in California ohne Panne und ohne Zusammenbruch, und ausgerechnet so kurz vor dem Ziel, mit anderthalb Dollar in der Tasche, geht die Karre noch schief. Wär ja auch unnatürlich gewesen, wenn alles glatt gegangen wäre. Also passiert noch schnell so was, damit wir nicht aus der Übung kommen."

„Waren Sie denn sicher, daß Sie morgen Arbeit gefunden hätten?"

„Ganz sicher! Der Bruder meiner Frau hat uns doch geschrieben, und wir sollten uns beeilen, sonst könnte er für nichts garantieren. Und wir haben uns beeilt; nicht schnell, damit unsere alte Kutsche nicht schlappmacht, aber immer so langsam in einem weg. Haben das beste Öl gekauft und zweimal Öl gewechselt, damit der Motor ja bei Stimmung bleibt; lieber selber hungern, aber bloß nicht unterwegs wo liegenbleiben!"

Ich warf einen Blick über das hochgetürmte Fahrzeug, einen würdigen, stämmigen Dodge reiferen Alters, und meinte mit fachmännischer Miene: „Na ja, der Motor von so 'nem Dodge ist nicht kleinzukriegen. Aber bißchen viel aufgeladen haben Sie, wie? Das hat der alte Schlauch nicht mehr überstanden!"

Ganz beleidigt antwortete der Mann: „Viel aufgeladen, wieso? Da sollten Sie mal erst sehen, wie wir aussehen, wenn wir nach drei Monaten wieder zurückfahren! Aber diesmal wird nicht viel daraus werden. Wenn man gleich anfangs Pech hat. Das kenne ich schon!"

Und seine Frau beteiligte sich zum ersten Male an der Unterhaltung mit den vielsagenden Worten: „Ja, das kennen wir schon!"

Mir war inzwischen etwas eingefallen. Ich ging zur Tankstelle zurück, bezahlte meine Rechnung und fuhr mein Auto dicht hinter den alten Dodge, schloß meinen Gepäckkasten auf und kramte ein wenig darin herum: richtig, ich hatte mich nicht getäuscht, da war noch ein Schlauch, der zwar schon geflickt, aber sonst noch brauchbar schien. Ich zog ihn heraus.

„Vielleicht paßt dieser da!"

Der Mann suchte nach der Größenangabe auf dem Gummi, fand sie, prüfte und brach in die fröhlichen Worte aus: „Sure, der paßt! Das kriegen wir schon hin!"

Und wir machten uns an die Arbeit des Reifenwechsels. Inzwischen holte Ma Murphy, denn Murphy hieß die Familie, aus einem Kasten im Innern des Wagens ein Stück Brot hervor und schnitt mit einem Messer, das offenbar schon manchen Sturm erlebt hatte, jedem ein Stück herunter; dazu bekam jeder eine rohe Tomate. Etwas verlegen — sie war überhaupt leicht verlegen, die rundliche, herzensgute, fleißige Ma Murphy, die niemals die Geduld und nie die gute Laune verlor — wurde auch ich gefragt, ob ich mit einem Stück Weißbrot und einer rohen Tomate vorliebnehmen würde.

„Wir haben nämlich nichts anderes mehr, und damit kommt man am weitesten; es ist am billigsten."

„Natürlich esse ich das! Mit Vergnügen!"

Und ich konnte mir nicht die etwas anzügliche Frage verkneifen: „Aber wovon leben dann das Hündchen, die Katze und die Ziege?"

Sie lachte; sie war alles andere als übelnehmerisch: „Für die Ziege muß Carmen eine Weide suchen, wenn wir Station machen; und die Katze bekommt ein Tellerchen von der Ziegenmilch ab, und nachts geht sie auf Mäuse. Und für Ronny, den Hund, muß Patrick sorgen. Der Hund ist seine Sache!"

Ich biß vorsichtig in die reife Tomate und dachte mir: sie säen nicht, sie ernten nicht, und ihr himmlischer Vater ernährt sie doch. Aber das bezog ich nur auf die Menagerie, auf die Menschen traf es bestimmt nicht zu.

Nach einer halben Stunde waren wir fahrbereit. Mit einigem Umstand verstaute sich die ganze Familie wieder in ihrem Auto. Ich lehnte noch neben der Ziege im Vorderfenster und sah zu, wie Carmen die Zwillinge zur Räson brachte und der Säugling auf Ma's Schoß so vergnügt krähte, als wollte er sein Jahrhundert in die Schranken

fordern. Murphy druckste noch an irgend etwas herum. Aber gerade als er loslegen wollte, sagte ich: „Quatsch, Mann! Der alte Schlauch! Nun los jetzt, mit Volldampf, und viel Glück bei den Erbsen und Karotten und so weiter! Und kommt gut nach Paris in Arkansas heim!"

„Allright! Yes! Werden unser Bestes tun! Und vielen Dank auch!"

Damit drückte er auf den Starterknopf. Rasselnd griff der Anlasser ein, noch einmal, nochmals — der Motor sprang nicht an. Ganz blaß lehnte sich Murphy aus dem Fenster: „Das Biest will nicht anspringen!"

Ja, das merkte ich. Murphy versuchte es immer wieder. Schließlich warnte ich ihn: seine Batterie würde den Spaß nicht lange aushalten! Die alten Karren haben das manchmal so an sich, daß sie nicht wieder anspringen wollen, wenn sie ordentlich warmgelaufen sind. Schließlich erbot ich mich, den Dodge anzuschleppen. So geschah's, und nach fünfhundert Metern nahm er wirklich wieder Vernunft an und fuhr wieder aus eigener Kraft.

Da ich mich nun einmal der Murphys angenommen hatte, so setzte ich mich mit meinem treuen, schnellen und zuverlässigen Auto hinter das gutwillige, aber schon gebrechliche Fahrzeug der Familie aus Paris in Arkansas, weil mich nun selbst der Ehrgeiz gepackt hatte, die Leute noch an diesem Tage an ihrem Ziel abzuliefern und ihrem bösen Stern ein Schnippchen zu schlagen.

Aber unsere Abenteuer sollten überhaupt erst beginnen.

Der Tag neigte sich schon dem Abend entgegen. Rechts und links der Straße breiteten sich endlose Erbsenfelder aus, die zukünftige Arbeitsstätte meiner neugewonnenen Bekannten. Am Horizont zur Rechten wie zur Linken erhoben sich blau verdämmernd die Berge. Der mächtige Mount Whitney im Osten grüßte herüber, und man mußte lange hinschauen, um sich darüber klar zu werden, ob man einen Berg oder nur eine blaue, schlafende Wolke vor sich habe.

Ich wunderte mich darüber, wie leer die Felder waren; es hätte nach den Erzählungen Murphys mehr meinen Erwartungen entsprochen, sie von zahlreichen Pflückern und Pflückerinnen überfleckt zu sehen, denn die Ernte war nahe. Das konnte man selbst vom Auto erkennen. Nur manchmal ließ sich am fernen Rand der Felder hier und da eine einzelne Person unterscheiden: aber sie erweckte nicht den Eindruck, als ob sie sich der friedlichen Beschäftigung des Erbsenpflückens, oder besser Schotenpflückens, hingäbe.

Wir waren nun schon von der Hauptstraße abgebogen; ich war den Murphys auf den Abweg gefolgt; mich plagte die Neugier, wie und wo sie landen würden. In der Ferne tauchte ein dichterer Haufen von weißen Häusern auf, die von ein paar bescheidenen Kirchtürmen überragt wurden. Das mußte Westley sein, unser Ziel. Da es gleich war, ob ich einen Tag früher oder später nach San Francisco kam, so hatte ich mich entschlossen, mir irgendwo in der Gegend ein Nachtquartier zu suchen, denn ein Bett, ein Stuhl und eine Waschschüssel genügten mir durchaus. Und manchmal sind diese kleinen Landhotels, die man überall in Amerika findet und die sich alle gleichen wie ein Ei dem andern, sogar ausgesprochen gemütlich und halten den landstreichenden Autofahrer, der so wie ich an keinen festen Ort gebunden ist, viel länger fest als die protzigen Hotels der großen Städte mit all ihrem langweiligen Komfort der Neuzeit.

Aber vor mir hatte es eine Stockung gegeben. Wir waren dem Rande der Stadt ziemlich nahe gekommen, als Murphys Auto, dem ich einen guten Vorsprung gegeben hatte, um eine unbehinderte Sicht zu genießen, auf der freien Straße angehalten wurde. Ich sah drei Männer um das alte Auto stehen. Als ich nahe aufgerückt war und anhielt, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, daß die drei stämmigen Gestalten, als gewöhnliche Zivilisten gekleidet, kurzläufige Schnellfeuergewehre in der Hand trugen. Aber nach einem Überfall sah die ganze Szene wahrhaftig nicht aus; was wäre auch schon an den Murphys zu plündern gewesen. Ich stieg aus und trat zu ihrem Wagen. Ich sah nun, daß auch weiterhin auf der Straße bewaffnete Posten standen; und auch ein paar Seitenstraßen rechts und links, die das Städtchen in die Landschaft entließ, waren nicht leer.

Der große, breitschultrige Mann, der neben Murphys Autofenster auf der Straße stand — den linken Fuß hatte er aufs Trittbrett gestellt und den linken Arm ins Fenster gelegt, als sollte das Auto nur einmal versuchen, gegen seinen Willen abzufahren —, musterte mich, als ich näher schritt, von Kopf bis Fuß und dann mein Auto. Mein durchaus wohlkonfektionierter Anzug und mein ziemlich neues Auto letztjähriger Bauart überzeugten ihn wohl davon, daß ich zur „besitzenden Klasse“ gehörte. Und als ich zur Begrüßung mit dem Zeigefinger an den Hutrand tippte, wie es der amerikanische Komment erfordert, tat er mir ohne Zögern Bescheid. Aber seine gelangweilt mißmutige Miene änderte er nicht, kümmerte sich auch weiter nicht

um mich, ließ vielmehr nur mit lautem Bumm den Kolben seines Gewehrs an die Ziegenkiste fallen und wandte sich wieder meinem Reisegefährten Murphy zu: „Well, buddy, how about it?" („Also, Freundchen, wie steht's damit?")

Was Murphy zur Antwort gab, verstand ich nicht. Er hielt offenbar eine lange, erregte Rede, ohne allerdings auf den Sheriff den geringsten Eindruck zu machen. Denn einen Sheriff — einen Landpolizisten nach unseren Begriffen — hatte ich vor mir. Das bewiesen die blinkenden großen sechszackigen Sterne aus Metall auf der linken Brustseite der Männer. Der gelangweilte Polizist am Fenster rollte seine Zigarre von einem Mundwinkel in den andern und antwortete gleichmütig: „Gut, ich gebe euch noch fünfzehn Minuten Zeit, die Sache zu überlegen. Wollt ihr nicht, so müßt ihr umdrehen. Wollt ihr nicht umdrehen, so kippen wir euch, Kutsche und Inhalt, in den Graben. Da liegen schon zwei!"

Tatsächlich, hundert Meter weiter lagen zwei Autos auf der Seite im Straßengraben. Murphys Wagen hatte mir bisher die Aussicht verdeckt.

Der Polizist nahm sein Gewehr nachlässig in den Arm und winkte mir. Bei meinem Auto hielt er an, betrachtete etwas erstaunt das von weit her gebürtige Nummerschild, besah sich meine gutbürgerlichen Koffer auf dem Rücksitz, meine Plakette der American Automobil Association, ließ sich meinen kanadischen Führerschein zeigen, der schon zehn Jahre zuvor ausgestellt war, und schien von seiner Prüfung sehr zufrieden. Er fragte: „Wohin wollen Sie, Sir?"

„Nach San Francisco. Ich wollte aber eigentlich in Westley übernachten, mir ein wenig die Gemüselandschaft angucken!"

Mein Gegenüber wurde merklich mißtrauischer: „Sie sind auf Geschäftsreisen?"

„Nein, bloß so auf Tour. Will an der Küste nach British Columbia hinauf!"

„In Westley zu bleiben rate ich dringend ab. Die Erbsenpflücker sind ‚on strike' gegangen, und es wird vielleicht nicht ohne Knallerei abgehen."

Die Erbsenpflücker streikten also. Die Sache interessierte mich mächtig. Und um mich bei ihm in ein gutes Licht zu setzen, sagte ich im Tone des überzeugten Plutokraten: „Da sind wahrscheinlich wieder diese verdammten kommunistischen Einpeitscher an der Arbeit

gewesen und haben den Arbeitern mit ihrem Blödsinn den Kopf verdreht!“

Aber zu meinem Erstaunen ging er auf diesen Ton nicht ein, nahm die Zigarre, die halb aufgegessen war, aus dem Munde, spuckte kräftig aus und meinte mit seinem anscheinend unerschütterlichen, mißgestimmten Gleichmut: „Wie man's nimmt! Kommunisten her oder hin! Erbsenpflücken für einen Cent das Pfund, achtundzwanzig Pfund auf die Kiepe, den ganzen Tag gebückt über die heißen Felder krauchen und wieder raus auf die Straße von heute auf morgen, wenn der Kram vorbei ist — für mich wäre das nichts!“

Ich stand ein wenig verlegen da und versuchte, mein Gesicht zu wahren: „Na ja, Millionär kann man dabei nicht werden. Aber auf den vielen Salat- und Mohrrübenplantagen und auf den Baumwollfeldern muß es doch genügend Arbeit geben!“

„Ach, damit ist es auch halb so wild. Arbeit ist eine Menge da; aber Arbeiter leider dreimal so viel — und die arme Bande liegt zwei Drittel des Jahres auf der Straße!“

Ich sah keinen Grund, weiter darauf einzugehen, und fragte, als kennte ich Murphy und seine Arche aus Arkansas nicht: „Was ist mit dem da los? Muß er auch umdrehen?“

„Nein, er kann nach Westley hinein. Aber nur, wenn er sich verpflichtet, sich als Streikbrecher anwerben zu lassen. Dann verdient er dreifachen Lohn, und arbeiten braucht er nur zum Schein. Außerdem kriegt er einen Bonus, wenn dem Streik das Genick gebrochen ist. Aber natürlich muß er dann verschwinden und riskiert natürlich seine Knochen, solange der Streik dauert. Streikbrecher werben wir gleich hier an. Leute, die sich zu den Streikenden schlagen könnten, treiben wir sofort zurück. Wir haben trouble enough (Ärger genug) mit dem ganzen Quatsch!“

Mir entfuhr der etwas europäisch gedachte Satz: „Aber die Polizei kann doch schließlich nicht — —“

Er unterbrach mich unwirsch und auch schon ungeduldig: „Polizei ist gerade so ein Job wie jeder andere. Sie arbeiten für den, der bezahlt. That's all! Aber, bitte, fahren Sie wieder zurück, Sir! Ich kann Sie nicht durchlassen. Highway 99 ist eine Viertelstunde entfernt. Der ist frei. In einer halben Stunde sind Sie in Modesto oder in Stockton. Da können Sie übernachten. Good luck, Sir!“

Damit ließ er mich stehen und stapfte wieder zu dem Wagen

Murphys zurück. Ich wußte, daß mit dem Mann nicht zu reden sein würde. Er hatte sich sogar, gemessen an Erfahrungen früherer Art, noch außerordentlich höflich und zuvorkommend benommen. Immerhin wollte ich erleben, was aus Murphy wurde; ich ließ mir also mit dem Umwenden auf der Straße Zeit.

Murphy schien nicht gesonnen zu sein, sich sein Recht, dorthin zu kutschieren, wohin es ihn verlangte, rauben zu lassen. Er war ausgestiegen und sogleich nach der Rückkehr des Mannes, der mich befragt hatte, mit diesem in einen erregten Wortwechsel geraten. Aber die drei Polizeibeamten schienen nicht gesonnen, sich auf weitere Debatten einzulassen. Neben der Straße lag ein kräftiger, längerer Hebebaum im Grase. Ohne sich um den wild gestikulierenden Murphy zu kümmern, schoben sie den Baum von der Seite unters Auto. Die drei Männer faßten an, hoben — — da stürzte Murphy auf sie zu und griff den vordersten an. Der ließ los, holte aus und landete einen kurzen Boxhieb gegen Murphys Nase, der ihn zurücktaumeln ließ. Offenbar hatten Tomaten und Weißbrot ihm doch nicht genügende Kraft verliehen. Er taumelte und ließ sich dann benommen am Straßenrand nieder. Ich sah zwei dünne Blutbächlein aus seiner Nase rinnen. Inzwischen war aber seine Frau an der anderen Seite aus dem Auto gesprungen. Sie schrie laut: „Wir drehen um, wir drehen um, laßt die Stange liegen!"

„Höchste Zeit, daß ihr Vernunft annehmt! Jetzt aber fix! Sonst müssen wir euch Beine machen!" grollte der riesige, mißmutige Anführer der bewaffneten Macht. Die Frau bastelte an der Zugdeichsel des Anhängers, um sie loszuhaken. Denn mit dem Anhänger konnte das Auto auf der schmalen Straße nicht wenden. Hilflos und wütend schrie sie ihren Ältesten an, den Knaben Patrick, der mit seinem Hündchen im Arm wie versteinert auf der Höhe des Anhängers gethront hatte: „Wirst du mir endlich helfen, Schlingel! Oder willst du heruntergestürzt werden?"

Als sei er von einer Tarantel gestochen, so plötzlich sprang der Knabe zu Boden und packte mit an. Das Hündchen stand abwartend daneben. Endlich kam der Anhänger frei. Die Frau setzte sich in den Führersitz des Autos und schwenkte den ungefügen, ächzenden Wagen herum. Dann wurde der Anhänger mit einiger Mühe wieder eingeklinkt. Inzwischen hatte sich auch Murphy von seinem Schlage etwas erholt, erhob sich, wischte sich mit einem zweifelhaften Sacktuch das

Blut aus dem Gesicht, stieg auf der Seite, wo seine Frau gesessen hatte, wieder ein, und sofort verstummte das klägliche Kindergeschrei, das der Jüngste der Familie ausgestoßen hatte, um den sich die Mutter nicht hatte kümmern können. Patrick bestieg seinen luftigen Sitz auf dem Anhänger. Mit einigen plumpen Rucken setzte sich die Fuhre in Bewegung und rollte an mir vorbei. Die drei Bildsäulen von Polizisten hatten keine Hand gerührt, den Leuten zu helfen. Das ging wohl gegen ihre Ehre.

Nachdem Murphy an mir vorübergefahren war, hob ich zu dem bewaffneten Recken, der mich ausgefragt hatte, den Finger zum Hutrand; er erwiderte mißmutig meinen Gruß. Nach diesem Abschied setzte ich mich auf die Spur der Murphys. In Crows Landing bogen wir links ab, um Modesto an der Hauptstraße zu erreichen. Als wir die Siedlung hinter uns hatten, hielt Murphy an und erwartete mich. Den Seinen hatte er offenbar bedeutet, im Auto zu bleiben, denn es störte uns niemand, als wir uns neben meinem Auto an den Straßenrand setzten. Ich bot ihm eine Zigarette an; er machte einen völlig erschöpften und niedergeschlagenen Eindruck; ich drang nicht weiter in ihn. Er würde schon allein zu sprechen anfangen. Er zupfte eine Weile an einem dreieckigen Loch in seinen blauen, ausgebleichten Arbeitshosen, das blanke Knie war darunter sichtbar. Das magere, stopplige Gesicht war grau vor Mutlosigkeit, sein dünnes rotblondes Haar hing ihm schütter und wirr in die Stirn. Er begann stockend:

„Die Frau sagt, ich soll mit Ihnen sprechen. Vielleicht wüßten Sie einen Rat. Aber was gehen wir Sie an? Wir kennen Sie ja gar nicht."

Ich ging nicht weiter darauf ein, fragte statt dessen: „Die Frau wollte wohl, Sie sollten sich gegen dreifachen Lohn und Bonus als Streikbrecher verdingen, wie?"

„Das ist es ja! Sie sagt: alles Quatsch mit dem Streiken! Kommt doch nichts bei heraus; man wird aus dem County fortgejagt, und hinterher ist alles ebenso. Hast ja gesehen, für wen die Polizei mobil gemacht hat!"

„Ja, so sind die Frauen! Sie denken bloß an die Familie und ans Nächstliegende. Aber damit kommt man nicht weiter!"

Aber nun glaubte er seine Frau in Schutz nehmen zu müssen.

„Ach, sie ist sonst ganz in Ordnung, Mrs. Murphy! Aber wir haben wirklich nur noch ein paar Cents in der Tasche. Wenn mein Schwager ein Wort darüber geschrieben hätte, daß hier dicke Luft

wäre, dann hätten wir zu Hause gewartet. Wir haben ja da unsere Farm; das heißt, es war einmal eine, jetzt hat die Erosion sie ziemlich vernichtet. Aber da kriegen wir doch ein bißchen Unterstützung und alle vierzehn Tage einen „food basket" (Futterkorb), wegen der Kinder, man braucht nicht gerade zu verhungern, aber mehr auch nicht."

Ich konnte mich nicht enthalten, etwas verwundert zu fragen: „Und auf die unsichere Aussicht, hier Arbeit zu finden, haben Sie sich mit Kind und Kegel aufgemacht, haben ihre letzten paar Dollars riskiert und sind den weiten Weg von Arkansas bis hierher gegondelt?"

Er sagte darauf — die traurige Nachdenklichkeit der Stimme erschütterte mich — er sagte es ganz selbstverständlich: „Man konnte es nicht mehr aushalten, diese ewigen Unterstützungen und nichts zu tun. Alle unsere Nachbarn waren schon weg, die Sullivans und die Millers, die Sharps, die Saltillos, die Hohenwalds und die Secours. Aber die sind auch bloß Pächter oder Sharecropper*). Wir waren die einzigen Eigentümer in dem ganzen County, die noch auf ihrem alten Lande von den Eltern saßen. Die anderen Farmhäuser standen alle leer und fielen zusammen. Es ist so furchtbar, nichts zu tun zu haben. Wissen Sie, wir sind Iren, Ma und ich, und wir können es nicht aushalten, bloß so herumzusitzen und auf die nächste Zahlung zu warten. Almosen sind nichts für uns. Lieber einen Dollar am Tag fürs Erbsenpflücken als fünf Dollar Unterstützung. Und Ma denkt genau so — und vom Streiken hält sie gar nichts. Sie denkt immer noch wie auf der Farm: wenn die Erbsen reif sind, müssen sie gepflückt werden; gerade dann zu streiken, hält sie für Sünde!"

„Aber zu anderer Zeit nutzt das Streiken ja gar nichts!"

„Natürlich! Aber das machen Sie mal einer Frau klar. Dabei ist sie sonst immer gleich bereit, zu helfen, wenn es jemand schlecht geht!"

Das brachte mich wieder zu dem Kern des Gesprächs zurück, der immer noch nicht berührt war: „Also, Murphy, passen Sie einmal auf: Ihre Frau hat ganz recht, daß sie Sie zu mir geschickt hat. Ich habe ein paar Tage Zeit, und mich interessiert die ganze Geschichte. Ich borge Ihnen zehn Dollar oder zwanzig Dollar; so viel, wie Sie für nötig

*) Sharecropper: ein Pächter, der sein Land nicht gegen eine feste Summe, sondern gegen den halben Ertrag der Ernte gepachtet hat.

halten, um über die Flaute hinwegzukommen. Wir suchen uns jetzt einen Platz zum Lagern, und dann wird schon Rat werden!"

Und damit zog ich zwanzig Dollar aus der Tasche (die ich mir mit sicherem Instinkt für das Kommende griffbereit in den Rock gesteckt hatte) und gab sie ihm. Der Mann errötete. Er gab mir zehn Dollar wieder zurück und sagte mit rauher Stimme: „Zehn sind genug, Sir! Und schreiben Sie mir Ihre Adresse auf, damit ich Ihnen das Geld wiederschicken kann. Aber zwei, drei Monate werden Sie wohl warten müssen!"

„Well, do'nt talk about it! That's quite allright!" Ich riß ein Blatt aus meinem Notizbuch und schrieb eine Adresse in British-Columbia auf, unter der ich zwei Monate später erreichbar zu sein hoffte.

*

Nach Einbruch der Dunkelheit fanden wir schließlich ein Autocamp, wo ein hagerer, grauhaariger Unternehmer Zeltplätze vermietete. Für den Platz, Wasser und elektrisches Licht, das aus einer trüben Birne pro Zelt bestand, war wöchentlich ein Dollar zu zahlen. Aber ich konnte nicht mit den Murphys im selben Zelt schlafen. Ich fragte den Alten, ob es nicht irgendwo ein Cabin-camp gäbe (in denen kleine Holzhäuschen vermietet werden). Er taute auf:

„Ja, hinter meinem Haus sind vier Cabins. Vier Dollar in der Woche. Aber kein fließendes Wasser! Sind alle leer! Wer kann hier jetzt vier Dollar bezahlen bei der verfluchten Streikerei!"

Ich bezog also eine solche Cabin. Der Alte gab mir für einen weiteren Dollar ein paar Decken, zwei Laken und ein hartes Kissen, und ich fühlte mich vorläufig ganz gut aufgehoben. Ich war froh, den Murphys nahe zu bleiben und gleichzeitig ihnen nicht unmittelbar benachbart zu sein, denn mein Anzug und mein Auto fielen bei Tage hier sicherlich auf. Nachdem ich mich, so gut es ging, häuslich eingerichtet hatte, ging ich noch einmal zu den Murphys hinüber, um zu sehen, wie sie untergekommen waren.

Ihr Zelt stand schon. Die kleinen Kinder schliefen bereits, zu vieren auf der alten Matratze, die das Autodach geschmückt hatte. Patrick schaufelte Sand gegen die Seitenwände des Zeltes, und seine älteste Schwester ging der Mutter zur Hand. Murphy wußte bereits, wie es zu dem Streik gekommen war.

„Die erste Aussaat ist erfroren. Und die Pflücker, die schon in

rauhen Mengen angekommen waren, fanden keine Arbeit. Sie konnten nicht weiter und warteten viele Wochen, bis die zweite Ernte reif war. Inzwischen waren so viele neue Pflücker eingetroffen, daß die Pflanzer wegen des Überangebots die Akkordlöhne gleich herunterdrücken wollten. Aber das war kein Leben mehr. Ein paar, die keine Familien hatten, spielten wild, und es gab Streik. Hat alles keinen Zweck; es melden sich viel zu viele Streikbrecher. Den Leuten geht's zu schlecht, und es ist ja ganz gleichgültig, wie man was verdient, wenn man verdienen muß. Es hat schon schwere Schlägereien gegeben, und drei von den Streikposten sollen schon hin sein. Aber passen Sie auf, morgen oder übermorgen ist der ganze Zauber vorbei. Die Streiker werden über die nächste County-Grenze oder vielleicht sogar nach Nevada abgeschoben; und wir finden alle Arbeit!"

Die Aussicht, bald arbeiten zu können, belebte ihn, ließ ihn offensichtlich alle weiteren Bedenken vergessen. Daß der Streik, der ja auch für ihn gefochten wurde, verlorenging, bewegte ihn kaum. Arbeit, Arbeit, Arbeit war alles, was er noch zu denken imstande war.

*

Seine Voraussage, daß der Streik schnell zusammenbrechen würde, erwies sich jedoch als falsch. Ich erhielt Zeit und Gelegenheit genug, mit vielen dieser Menschen bekannt zu werden; ich trug meine älteste Kluft, hatte noch einen alten Overall darübergezogen; so fiel ich kaum auf. Und mein Auto hatte ich bei dem Campbesitzer in den Schuppen gestellt. Auch dieser Stein möglichen Anstoßes war also beseitigt. Ich besuchte die Streikversammlungen und nahm an den Sitzungen teil, auf denen darüber geredet wurde, diesen wandernden, heimatlosen Akkordarbeitern eine Organisation zu schaffen. Und ich habe vor allem die halben oder ganzen Nächte in den Zelten mit träge flappenden, halbdunklen Wänden herumgesessen und zugehört, wie die Männer und Frauen von ihren ermüdend eintönigen Schicksalen erzählten. Ich gewöhnte mich daran, daß die Wanderarbeiter von sich selbst als „Okies" sprachen, und es dauerte ziemlich lange, bis ich dahinterkam, daß die Einwohner von California diesen Namen erfunden hatten, weil die meisten Wanderer aus Oklahoma oder über Oklahoma ankamen. Oklahoma, dieser von der Dürre und verrückten Ölspekulationen verwüstete Staat, nennt sich stolz O-k-Staat (gesprochen Okee-Staat; „okee" amerikanisch gleich „allright"). Nun,

sehr okey steht's mit O-k-lahoma heute nicht. Die Kalifornier nennen daher die Einwanderer aus Oklahoma ironisch und verächtlich „Okies", und die Okies selbst haben das mit stolzer Bitterkeit übernommen.

Denn dieser Stolz, diese Fähigkeit, sich auch unter entwürdigendsten Bedingungen noch einen Rest von Würde, Anstand und Selbstbewußtsein zu erhalten, hat mich an diesen Menschen mehr erschüttert als alles andere. Obgleich sie längst von Amerika verraten waren, hielten sie den Glauben daran, oder was sie darunter verstanden, krampfhaft hoch. Dabei wußte jeder neutrale Beobachter, daß diese ausgemergelten Männer von fünfundvierzig oder fünfzig Jahren, diese verbrauchten Frauen von fünfunddreißig oder vierzig, diese schlecht genährten Kinder, die schon mit sieben, acht Jahren Erbsen pflücken mußten oder ihre riesigen Säcke aufs Feld schleppten, um sie tagsüber mit Baumwolle zu füllen, ein verlorenes Geschlecht waren. Mit ganz wenigen Ausnahmen war es bester nordischer Schlag, Amerikaner aus eingesessenen guten Familien irischer, deutscher, englischer, schottischer, schwedischer, norwegischer, normannischer, bretonischer Abkunft, der hier einen bitteren Verzweiflungskampf dagegen kämpfte, sang- und klanglos vor die Hunde zu gehen. Es war schade um die allermeisten von ihnen.

Und all diese Schicksale bildeten eine furchtbare Anklage gegen das amerikanische System, in welchem der Mensch zu einer Nummer erniedrigt wird und nur ein Gesichtspunkt gilt: der des Profits. Mag die Welt untergehen, mögen Hunderttausende, Millionen verkommen, wenn nur Profit gemacht wird.

Was ist das für eine Welt, die es zuläßt, daß in dem ungeheuren blühenden Garten Kalifornien bei der Mohrrübenernte die Arbeiter nachts lieber in ihrer endlosen Feldfurche schlafen statt im Zelt oder in ihrer Baracke, aus Angst, daß am nächsten Morgen ein anderer ihren Arbeitsplatz besetzt hat! Und das alles, um sechzig Cent am Tag zu verdienen; viel mehr ist nicht zu schaffen, denn die Möhren müssen gezogen, sortiert, gesäubert und gebündelt werden; vierzehn Cent werden für die Kiepe gezahlt, und die Kiepe muß achtundvierzig Bündel enthalten!

Was ist das für eine Welt, in welcher Hunderttausende, viele Millionen in alten, verbeulten Autos hausen, ohne Heimat, ohne ein anderes Dach als ein zerlumptes Zelt oder ein leckendes Holzdach, ohne Hoffnung, jemals aus diesem ewigen Hin und Her hinter den

Feldbestellungen und Ernten herauszukommen, überall verachtet zu sein, überall kontrolliert, überall abgeschoben zu werden wie Aussätzige. Wahrlich, es ist guter Grund genug vorhanden, vom „Untergang der großen Rasse" zu sprechen, wie es der große amerikanische Bevölkerungspolitiker, der Gelehrte Madison Grant, schon vor vielen Jahren getan hat; er meinte die Amerikaner nordischer Abkunft.

Ich hörte im Camp einen Pachtfarmer aus Texas sprechen, der mit sechs Kindern nach Kalifornien gekommen war, in der Hoffnung auf Arbeit. Er sprach von seiner Heimat, dem einstmals romantischen Texas:

„Die Leute können da nicht länger durchhalten, mit Dürre, Hagelstürmen, Windstürmen, Staubstürmen, Insekten und Plagen über Plagen. Hier kann man existieren, irgendwie; den Leuten da zu Hause gelingt das nicht mehr. Hier kann man's aushalten, wenn man viel schläft und wenig ißt; aber einfach ist's nicht; es gibt zu viele Leute hier. Sie jagen sie aus einem Camp heraus, weil sie sagen, das Camp wäre nicht hygienisch, gibt kein fließendes Wasser — also leben die Leute hier draußen im Busch wie im Schweinestall oder im Hundestall. Das ist hygienisch!"

Und anderswo erzählten sie von einer Maschine, einer Probekonstruktion, die Möhren auszieht. Und da sagte eine Frau: „Die setzen uns schon was zu, um uns zu befreien — befreien für was? Sie befreien uns, wie sie die Pferde und Maultiere von der Arbeit befreit haben. Ah, die sind darauf aus, solche Leute wie uns richtig runter auf die Knie zu zwingen — sind drauf aus, uns anzubinden. Und wir haben keine bessere Aussicht, den Kampf zu gewinnen, als ein einbeiniger Mann bei einem Wettlauf!"

Und andere sagten: „Das Schlimmste ist, daß man nirgendwo bleiben darf!"

Oder: „Wir verdienen gerade genug, um unsere Bohnen zu kaufen; und wenn wir weiter müssen, geht das Benzin von den Bohnen ab!"

Oder: „Irgendwo muß man schließlich anhalten können. Sogar ein Vogel hat schließlich sein Nest!"

Und ein Farmer aus Nebraska faßte sein Dasein so zusammen: „Ich habe mein eigen dahineingesteckt, was ich für die beste Kapitalsanlage hielt: die gute, alte Erde. Aber die hat uns nun auch im Stich gelassen. Die Finanzierungsgesellschaft nahm uns an den Kragen, und die

Beleihungsgesellschaft auch. Habe es fertiggebracht, zwölftausend Dollar in drei Jahren zu verlieren. Meine Jungens haben genau so wenig Zukunft vor sich wie ich. Was anderes sehe ich nicht!"

Und die Mutter einer Familie aus Oklahoma klagte: „Ich möchte zurück, irgendwohin, wo man glücklich leben kann, anständig und sauber, und selber das ziehen, was man zum Essen braucht!"

Der Vater aber: „Ich habe meinen Fehler gemacht. Nun ist es zu spät! Wir kommen hier nicht mehr raus mit unseren elf Kindern. Auto ist zusammengebrochen, Geld für die Bahn verdienen wir nie und nimmer, und zu Fuß ist's zu weit durch die Wüsten. Uns nimmt keiner mit, wir sind zu viele. Und wenn ich zurückkönnte — bah, ich habe ja nichts mehr, womit und worauf ich farmen könnte!"

Schon immer hat man in Kalifornien gewaltige Scharen von Saisonarbeitern gebraucht, weil die Arbeit auf den riesigen Gemüse- und Obstplantagen schlecht maschinisiert werden kann. Der Reihe nach wurden deshalb ins Land gebracht: Chinesen, Japaner, Inder, Mexikaner, Filipinos, Neger. Heute aber sind die Weißen Amerikas selbst an der Reihe, und zwar jene, die einstmals den wilden Westen urbar machten, also das Beste an Menschen, was Amerika aufzuweisen hat.

In Murphys Camp trugen die wackligen Autos Nummernschilder aus Oklahama, Missouri, Minnesota, Nord-Dakota, Mississippi, Arizona, California, Arkansas, Texas, Nevada, Utah, Kansas, New Mexico, Montana, Wisconsin, Oregon und Washington. Der ganze mittlere, ferne und pazifische Westen war vertreten.

*

Nach einer Woche näherte sich der Streik seinem Abschluß. Scharen von Familien, deren Angehörige gestreikt hatten, wurden als „Undesirables", als Unerwünschte, von der Polizei abgeschoben. Eines Abends spät verabschiedeten sich Pa und Ma Murphy von mir, in aller Hast, denn eben war die Nachricht vom Ende des Streiks durchgesickert; und sie wollten schon in der Nacht losfahren, um gleich am nächsten Morgen als erste in Westley zur Stelle zu sein. Sie hatten sich nun einmal auf Westley versteift, obgleich der sagenhafte Schwager nichts mehr hatte von sich hören lassen.

Ich sehe sie noch abfahren; die Nacht war still, warm und sternen-

klar wie die meisten Nächte in Kalifornien. Sie waren allesamt so aufgeregt, daß sie kaum noch von mir Notiz nahmen. Das Auto ruckte unbeholfen an. Patrick thronte mit seinem Hündchen schattenhaft auf dem Anhänger. Mit knarrenden Rädern verschwanden sie in der Dunkelheit. Ich sah ihnen nach, bis das rote Pünktchen ihres Schlußlichts von der Ferne verschluckt wurde. Das steinerweichende Trakrätrakrä-trakrä liegt mir noch heute in den Ohren.

*

Es ist wahr, daß die Leute aus Oklahoma vielleicht die am wenigsten Seßhaften aller Amerikaner sind. Erst wenige Jahre vor der Jahrhundertwende wurde der Staat richtig erschlossen, zu einer Zeit also, als der Hochkapitalismus bereits die gesunde, breite Grundlage Amerikas, die in seinem Landvolk lag, zu unterspülen begann. Kein Wunder also, daß die Farmbevölkerung den höchsten Prozentsatz an Pächtern von allen amerikanischen Staaten aufwies; er betrug einundsechzig vom Hundert. Und Pächter hängen nicht so am Land wie Eigentümer, sie neigen zur Rastlosigkeit. Und als gehörte das mit dazu: Oklahoma ist vielleicht der am furchtbarsten von der Winderosion heimgesuchte Staat, seinen Farmern geht es demzufolge mit am schlechtesten. An seinen Erdschätzen, so dem Petroleum, hat man wüsten Raubbau getrieben: sie sind am Versiegen. Die Zerstörung der Erde, die Verdrängung der Landarbeiter und Pächter durch die Maschine aus den besseren in die allerarmseligsten Ecken des Landes bestimmen das Bild Oklahomas; das Land ist übersät mit lumpigen, elenden Zigeunerlagern, in denen aber keine Zigeuner leben, sondern jene Menschen, die der Boden und die schrumpfenden Industrien von sich gestoßen haben. Wer noch ein wenig Energie im Leibe hat, der versucht sein letztes Glück, indem er nach California wallfahrtet — über den Highway 66; dort wird er zum „Oky".

O Herr, ich wandere die Straßen hin, und es geht mir schlecht,
Ach, wie muß ich mich behandeln lassen!
O Herr, Bohnen nur und Maismehl bekomme ich zu fressen.
O Herr, ich wandere da hin, wo das Wetter zu meinen Kleidern paßt.
O Herr, in eine leere Streichholzschachtel gehen alle meine Kleider.
O Herr, wohin ich gehe, weiß kein Mensch!
Ach Gott, warum muß ich mich so behandeln lassen!

So lautet ein altes Lied aus Oklahoma, das die schwarzen Baumwollpflücker sangen.

Heute singen es die weißen, die nach California unterwegs sind. Enterbte der Erde.

*

Vom Juli 1935 bis zum Mai 1939 wanderten allein nach Kalifornien 300000 Amerikaner aus anderen Staaten ein, samt und sonders völlig verarmte und verelendete Leute, also beinahe 6000 im Monat. Ein Viertel von ihnen kam aus Oklahoma, ein weiteres aus Missouri, Arkansas und Texas. Die meisten von ihnen wie von jenen anderen Hunderttausenden, die nach Oregon, Washington und Nordwestmontana ziehen, suchen Land, in dem sie wieder, wenn auch noch so bescheiden, Wurzel schlagen könnten. Aber das Land ist längst kapitalisiert und gehört wenigen Großen; es muß zumeist künstlich bewässert werden, und das ist teuer: ein Acre davon kostet 100 Dollar und darüber, mehr also, als irgendeiner der armen Zuwanderer bezahlen kann. Sie sinken alle zu einem landlosen, unsteten Proletariat herab — und das brauchen die großen Farmen, um mit niedrigsten Kosten ihre Massenernten, die unzählige ungelernte Hände erfordern, zu bewältigen.

Die Bezirke im Einzugsgebiet des Mississippi, der mittlere und ferne Westen, waren die Heimat des typischen amerikanischen Farmers alten Stils, eines selbständigen Landwirts von bescheidenem Wohlstand. Diese Bezirke sind zerstört. Ihre Menschen strömen nach Westen weiter bis zur pazifischen Küste. Dort aber finden sie nur riesige, kommerzialisierte Großfarmen vor, zwischen denen sie nicht mehr aufkommen. Siebenunddreißig vom Hundert aller amerikanischen Großfarmen liegen in Kalifornien (solche, die über 30000 Dollar Jahreseinkommen brutto haben), 41% der großen Milchwirtschaften, 53% der Groß-Geflügelfarmen, 60% der Fruchtgroßplantagen, sogar 47% der Baumwollgroßfarmen Amerikas (die man eigentlich am Golf erwartete) liegen in Kalifornien.

Die meisten Besitzer der Großfarmen Kaliforniens leben nicht mehr auf dem Lande; sie lassen sie durch Beauftragte verwalten, die ihre Arbeiter genau so behandeln wie ein Fabrikant von Kaugummi oder Lippenschminken die seinen: wenn er sie braucht, engagiert er sie; wenn er sie nicht mehr braucht, entläßt er sie; gearbeitet wird

nur auf Akkord bei täglicher Kündigung. Männer, Frauen und Kinder arbeiten bis herunter zu Sechs- und Siebenjährigen. Der Durchschnittsverdienst im Jahr übersteigt keine 250 Dollar für den einzelnen, etwa 470 Dollar für eine Familie, beträgt also 60 bis 150 deutsche Reichsmark im Monat. Davon müssen natürlich Kleidung, Essen und Trinken und — wichtiger noch als dies — die Kosten für das Auto bestritten werden; denn die Leute sind unaufhörlich auf der Jagd nach den Hunderte von Meilen auseinanderliegenden Gebieten, in denen jeweils eine Ernte reift.

Für diese Millionen Menschen gibt es keine Lohn- oder Arbeitszeitgesetze, keine Alters- oder Krankenversicherung, keinen Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung. Wenn sie in einem Bezirk nicht mehr gebraucht werden, weil die Ernte vorbei ist, so bewilligt man ihnen lieber Freibenzin und schiebt sie ab, als sie länger zu beherbergen.

Die Großpflanzer erklären: „Wir sind keine Viehzüchter oder Farmer. Wir sind Produzenten von Waren, die wir verkaufen wollen. Folglich brauchen wir hohe Preise und niedrige Kosten!"

Kein Wunder, daß ein immer schärfer werdender Klassenkampf in diesen „gesegneten Gefilden" sich ausbreitet.

Wenn die Ernten anfangen, dann werden die Hilfsorganisationen bedrängt, keine Unterstützungen mehr zu zahlen, damit die Plantagengesellschaften niedrige Löhne diktieren können. Kaufleute, die den armen Wanderarbeitern Kredit geben, werden boykottiert und von den allmächtigen Plantagenleuten zur Strecke gebracht. Die Polizei wird ausgehalten; sie hat den politischen Gewalten zu gehorchen, und die sind mit den Kapitalmächten praktisch identisch. Wozu die Polizei da ist, hatte ich im Falle Murphy vor Westley selbst erlebt. Und all diese Abertausende von Männern, Frauen und Kindern, ohne die die großen Plantagen von heute auf morgen ihre Tore schließen müßten, werden wie Vagabunden angesehen und behandelt. „Fruittramps" nennt man sie, das heißt „Obstvagabunden", oder „Outlanders", das heißt „Auswärtige", oder „Pea-pickers", das heißt „Erbsenpflücker", oder „Okies" (von Oklahoma) und „Arkies" (von Arkansas abgeleitet). Kommt es zu Streiks, so sprechen die braven, satten Bürger und ihre Zeitungen von einem „Krieg zwischen California und Oklahoma".

*

Der selbständige, sein eigenes Land selbst bebauende Mittel- und Kleinfarmer Amerikas geht an Zahl ständig und schnell zurück. Soweit seine Farmen nicht verdorrt oder versandet sind, werden sie von großen Kapitalgesellschaften übernommen, denen das Schicksal des Bodens erst recht gleichgültig ist, die sich für zehn Jahre einen Profit herauskalkulieren. Inzwischen haben sie ihre Anlagen in Maschinen, Saatgut und so weiter amortisiert, ihr Kapital verzinst und außerdem einen Reingewinn von zehn bis zwanzig Prozent erzielt. Sind die zehn Jahre um, so ist das Land zur Wüste geworden. Aber das kümmert die Aktionäre wenig, sie haben „ihre" Farmen nie gesehen. Man braucht nur noch ein paar Traktoren- und Maschinenführer und ein paar Buchhalter, Mechaniker und Börsenvertreter, die das Land für Leute bearbeiten, die sie nie gesehen haben. Die Fabrik hat die gute alte Erde aufgefressen. Und wo in Amerika von früher noch Mensch und Erde durch Bande des Herzens, der Treue, der Liebe miteinander verbunden waren, da lösen sie sich nun, in dieser Zeit der Entmenschlichung der Menschen. Sie vollzieht sich im Amerika Roosevelts unter anderem Vorzeichen als in Rußland. Aber im Grunde handelt es sich um den gleichen furchtbaren Prozeß.

*

Ach, ich vergaß beinahe, zu erzählen, daß ich zwei Monate später in British Columbia die zehn Dollar vorfand, die ich Murphy geborgt hatte. Sie warteten dort schon auf mich.

Anmerkung. Als Quelle für die in diesem Kapitel mitgeteilten Tatsachen wird auf das Buch „An American Exodus" von Paul S. Taylor und Dorothea Lange, New York 1939, bei Reynal & Hitchcock, verwiesen. Dorothea Lange gehört zur Farm Security Administration, P. S. Taylor zur Universität von California. Das Buch gibt hervorragendes Material, wenn auch Taylor sich scheut, die eigentlich Verantwortlichen zu nennen und offen anzuklagen. Er spricht nur von unaufhaltbaren Entwicklungen. Er ist amerikanischer Professor und muß sich seine Worte viermal überlegen, ehe er sie ausspricht. — Weiter wird auf die erschütternden Romane von John Steinbeck verwiesen, besonders auf das Buch „Grapes of wrath", weiter auf „Of mice and men" und „The long valley". Die letzten beiden sind auch in der „Albatroß"-Bibliothek, Leipzig, erschienen. Diese Romane bestätigen in großen Gemälden, was hier nur in einer Skizze anzudeuten versucht wurde.

VI

ONKEL TOMS HÜTTE, RENOVIERT!

Die wenigen besser gestellten Weißen hielten mich für verrückt — soweit sie über Vermögen und Landbesitz verfügten, sogar für gefährlich. Ich habe schon ganz am Anfang des Buches erzählt, wie ich schließlich im wiederhergestellten Postflugzeug des v. Schwanebeck fluchtartig die Nachbarschaft von Paul und Rebekka, Habakuk, Joe und Washington verlassen mußte, weil die County-Police sich allzu intensiv für mich zu interessieren begann. Das war die Zeit, welche ich im flachen, heißen, fruchtbaren Delta des Mississippi und anderer über tausend träge, morastige Wasseradern mit ihm verbundener Flüsse verbrachte. Es war eine merkwürdige Zeit, und in der Erinnerung kommt sie mir beinahe unwirklich vor.

Ich wußte wohl, daß ich mich noch immer in Amerika befand; hat man doch gerade das Delta zuweilen das Herz des amerikanischen Südens genannt. Aber es fehlte so viel, was anderswo zum üblichen Bilde amerikanischer Verhältnisse gerechnet wurde. Andererseits aber wuchs und wucherte hier mancherlei, was sonst in den amerikanischen Rahmen keineswegs hineingehörte.

Wenn ich schon in Afrika gewesen wäre, als ich diese erstaunliche und unvergeßliche Landschaft erlebte, hätte ich vielleicht erkannt, was mich hier unten in „the deep South", im tiefen Süden, so fremdartig, andererseits aber auch sonderbar vertraut berührte. Hier greifen die vollen Tropen nach Nordamerika hinüber mit heißerer Sonne und Waschküchendünsten, mit urweltlich brauenden Nebeln und feuchtheißen Urwalddickichten, in denen riesige Insekten durch Luft und Laub huschen, Schlangen von den Bäumen hängen und phantastische Pflanzen blühen wie in giftigen Fieberräuschen. Ja, hier ging noch die Malaria um, wenn am Abend in wahren Wolken sirrend und singend die Moskitos aus den ungeheuren Morästen stiegen. Es war nicht die Malaria allein — auch das war gut tropisch, daß andere Fieber und scheußliche Darmkrankheiten, durch Parasiten verursacht, hier auf

den Unkundigen oder Unvorsichtigen lauerten. Ja, wenn ich damals Afrika schon gekannt hätte, so wäre ich an den mittleren Kongo oder den unteren Sambesi erinnert worden.

Nicht nur daß in diesen Gebieten die Zahl der Schwarzen die der Weißen um ein Vielfaches überbot, sondern auch daß die Lebensbedingungen der Menschen auf dem Lande nur ganz entfernt denen in nördlicheren Teilen Amerikas glichen, ließ mich wähnen, in einen anderen Erdteil verschlagen zu sein. Es gab keine Radios, kaum irgendwer las Zeitungen, die Autos waren dünn gesät, Maultiere vor klapprigen Holzwagen bildeten einen völlig alltäglichen Anblick, die Menschen gingen barfuß, waren, soweit weiblichen Geschlechts, in knallbunte Fetzen gehüllt, unter denen man das braune, ungebändigte Fleisch hüpfen spürte. Die Weißen in den kleinen Städtchen machten einen müden, kolonialen Eindruck, waren verschlafen, erregten sich ungern oder mit krankhafter Heftigkeit, schienen ein wenig verkommen, aber auch das ohne große Dramatik, schienen mit einem Wort hinter ihrer Zeit zurückgeblieben. Ja, ganz einfach, das war es: die Zeit hatte sie vergessen.

Aber wenn sie von ihr vergessen waren, so waren sie auch weniger von ihr verdorben. Doch muß ich diese Feststellung gleich wieder einschränken, sie galt nur für das flache, flimmernde Land zwischen der hohen See und dem Festen, Hochgelegenen. Denn in den kleinen und größeren Städtchen war manche Bösartigkeit zu Hause, und es war viel von jener gelangweilten und achselzuckenden Gewissenlosigkeit zu spüren, von welcher der weiße Mann leicht befallen wird, wenn er lange, vielleicht schon seit Generationen, unter einer Sonne lebt, die eigentlich zu heiß für ihn ist.

Das flache Land aber gehörte dem schwarzen Manne; und ich glaube, daß man kaum irgendwo soviel vom alten „tiefen Süden" erhalten findet wie in den entlegeneren Bezirken des „Deltas", jenem gewaltigen Landblock, der den größten Teil der Staaten Louisiana und Mississippi umfaßt, längs des Stromes bis nach Arkansas hinaufreicht und sich außerdem im Süden des Staates Alabama und im Nordwestzipfel von Florida in ähnlichem Aufbau wiederholt. — So unglaubwürdig es scheinen mag: aber gerade in diesen von Schwarzen oder Weißen, die nicht die Spur besser oder kultivierter leben als die Schwarzen, bewohnten Landstrichen habe ich mich besonders wohl gefühlt — was mir vielleicht nicht zur besonderen Ehre angerechnet

werden wird. Und ich gestehe, daß die lässigen, träumerischen, nicht von allzuviel Tätigkeit angefüllten Wochen in meiner bemoosten Bretterbude in einem recht entlegenen Deltadistrikt zu den ungestörtesten, friedlichsten und darum glücklichsten meines Daseins gehörten.

Man vergaß Welt und Zeit und fühlte sich von ihnen vergessen; und wenn auch meine Hütte nur aus vier Wänden und einer großen Veranda bestand, um die sich großblättrige Kletterpflanzen als ein kühler, dunkelgrüner, verstohlen raschelnder Vorhang schlangen, wenn die Einrichtung meines reichlich verwunschenen Schlosses auch nur aus einem Feldbett mit einer melancholisch knarrenden Drahtmatratze, einem wackligen Tisch, vier ebenso wackligen Stühlen, von denen einer nur drei Beine und ein anderer keinen Sitz mehr besaß, einer blechernen Waschschüssel, die ich als alter Fachmann in den Stuhl ohne Sitz eingelassen hatte, einem kleinen Eisenherd, der sein zerbeultes Rohr durch ein Blechstück im Hüttendach klemmte, ja wenn auch die Einrichtung aus sonst nichts weiter als zwei Dutzend großen Nägeln in den Wänden, drei als Kommode übereinandergenagelten Kisten und einem zerbrochenen Stück Spiegelglas zur Befriedigung der auch hier noch grassierenden Eitelkeit der Erdenkinder sich zusammensetzte, so bedarf man bei bescheidenen Ansprüchen als Einzelgänger keines wesentlich größeren Komforts. Wasser, gutes Wasser, wenn auch etwas brackig schmeckend, lieferte ein verzauberter, sauberer Brunnen hinter meiner Hütte, der unter süßen Beeren, feuchten, saftigen Kräutern und heidnisch-prächtigem Blumengewirr fast verborgen lag. Ein paar Kröten und ein paar schmale Schlänglein, sicher lauter verzauberte Prinzessinnen oder ähnliches Aristokratenvolk, wohnten um den feuchtkühlen Rand; sie störten mich nicht und ich sie nicht, ich hielt mich an meinen schmalen, ausgetretenen Pfad, der zu der kreischenden Brunnenwelle mit dem rasselnden Blecheimer führte, und sie sich an den kühlen Schatten ihrer grünen Unterschlüpfe. Die Erde hat Raum für alle ihre Wesen, sie müssen sich nur zu respektieren wissen.

Um mein Haus standen ein paar riesige, uralte Bäume und gaben ihm Schatten. Ich wußte nicht, wie sie hießen, weiß es eigentlich nie genau, weil ich kein Botaniker oder Pflanzenkundiger bin. Aber was tut es: waren es doch riesige, ehrwürdige Lebewesen, mit denen sich auf eine vorweltliche, wortlose, aber wunderbar eindringliche Art über

das Leben und den trügerischen Schein der Bilder, über die Nichtigkeit der Zeit, der Leiden und des Ärgers philosophieren ließ. Grünliches Baummoos hing in langen, dünnen Zungen von ihren gewaltigen Zweigen herab, und viele Vögel mit seltsamen Stimmen fanden unter ihrem hohen, stillen Dache Wohnung. Und auch meine alte Pächterhütte duckte sich unter ihre weitausladenden Äste wie ein Küchlein unter die Flügel der Henne. Der Rauch meines Herdes wölkte zwischen den Zweigen hoch, die sie schirmend darüberhielten, als entstiege er der Flamme eines sanften Opferfeuers für die milde, erhabene Gottheit des stummen Daseins.

Man sieht, ich gerate noch heute in Verzückung, wenn ich von meiner Behausung berichten soll, die doch, ohne Romantik betrachtet, nichts weiter war als eine baufällige, leerstehende Pächterhütte in den Baumwollgebieten. Das heißt: auf meiner Insel wuchs keine Baumwolle mehr. Der reiche Mann in Baton Rouge, der im letzten Jahrzehnt Herr und Eigentümer aller Baumwollfelder weit im Umkreis geworden war, ließ das kleine Feld, das auf meiner Insel einmal geblüht hatte, nicht mehr bestellen. Und Paul und Rebekka auf ihrer Nachbarinsel durften das dortige Feld sozusagen nur noch als Gnadenbrot mit ihrem alten, mageren und widernatürlich gutmütigen Maultier Sneaky weiterversehen. Im übrigen aber waren nur Felder unter Kultur geblieben, auf denen im großen die riesigen Maschinen und Traktoren angesetzt werden konnten, die ich oft genug in der Ferne ihren eintönigen, puffenden Arbeitskantus brummen hörte.

Ach, übrigens ein Glanz- und Hauptstück meiner Einrichtung habe ich zu erwähnen vergessen. Das war der „Easy Chair", der Schaukelstuhl auf der Veranda, ein besinnliches, freundliches Möbel, in dem ich dem Herrgott und meinem im fernen Europa vergeblich auf Lesefutter wartenden Verleger so manche stille und friedevolle Stunde stahl. Aber wenn die Sonne ihre Glut über der bewegungslosen Landschaft auftürmte wie ein Bauwerk aus goldenen, strahlenden Quadern, wenn die Bäume und die Buschwildnis, die über dem ehemaligen Baumwollacker groß geworden war, so völlig still und bewegungslos verharrten, als hätte sie der große Mittagszauberer unheimlich gebannt, wenn selbst die nimmermüden Insekten, die taumelnden Schmetterlinge und alles sonst unermüdlich dahinkrabbelnde Getier zu kleinen, regungslosen Schmuckstücken am Rande der Blätter oder Blüten oder auf der Rinde der Bäume erstarrten, dann war mein alter, ächzender Schaukel-

stuhl der stille, schützende Hafen, der mich mit seiner geruhsamen Schwingung davor bewahrte, plötzlich auch in reglosen Schlaf zu versinken, aus dem es vielleicht kein Erwachen mehr gab.

Aber dies alles genügt noch nicht, um den milden, träumerischen Zauber verständlich zu machen, der mich damals umfing. Ich glaube, ich kann ihn am ehesten in einem einzigen Satz beschreiben: Ich hatte mitten im dunkelsten Amerika, im allerunbekanntesten, ein Land entdeckt, in dem man sang. Und das alte Wort, daß man sich ruhig niederlassen solle, wo gesungen wird, denn böse Menschen haben bekanntlich keine Lieder, bestätigte seine Wahrheit auch hier. Es sang hier nicht, wie es sonst in Amerika reichlich zu hören ist, aus dem Radioloch oder der Grammophonbüchse, es waren auch keine Blues und Sings, keine Lambeth-Walks oder Rumbas, wie sie am laufenden Band zu Einheitspreisen an jeder dreckigen Straßenecke der United States of America feilgehalten werden, sondern wirkliche und wahrhaftige Lieder, also keine Gefühle aus Blech, sondern solche aus Fleisch und Blut.

Ich bekam eine große Lehre für mein ganzes weiteres Reisen und Betrachten mit: von der bewundernswerten passiven Unüberwindlichkeit der schwarzen Rasse. Paul und Rebekka, Joe und Washington, Petrus und Booker — sie lebten am untersten Rand des Menschseins dahin, wo er am ausgefranstesten ist, aber sie waren Menschen geblieben, hatten, besonders die Alten unter ihnen, eine einfältige, schöne Würde bewahrt, nahmen es eigentlich gar nicht zur Kenntnis, wie elend und hoffnungslos ihr Dasein war, die Heiterkeit ihrer Herzen blieb ungetrübt. Und deshalb konnten sie noch singen, konnten ein Lied singen, und das ist wohl die unamerikanischste Beschäftigung, die es gibt.

Die alte Rebekka, die nicht mehr genau wußte, ob sie eigentlich noch als Sklavin auf die Welt gekommen war oder nicht, sang, wenn sie ihrem alten Paul, von dem das gleiche galt, einen Flicken auf die schon zweidutzendmal geflickte Hose setzte; es war seine einzige; er besaß außerdem nur noch eine ehrwürdige schwarze, die allerdings längst grünlichgrau geworden war — ein schon vor Jahrzehnten gestorbener Verwalter hatte sie ihm geschenkt, womit er sich in Pauls frommem Herzen ein unvergängliches Denkmal gesetzt hatte. Wenn Mutter Rebekka also die Alltagshose flickte, so mußte Paul sich seine große, graue, fadenscheinige Schlafdecke um die Schultern hängen,

was ihn nicht schlecht kleidete. Er sah dann einem ehrwürdigen Häuptling aus dem Aschanti- oder dem Ovambolande zum Verwechseln ähnlich mit seinem weißen Kräuselhaar, dem breiten, guten und auf seine Art weise gewordenen Negerantlitz. Ich sagte ihm dies einmal; aber er war zuerst mißtrauisch und meinte, ich wollte bloß einen armen alten Nigger verspotten. Als er sich davon überzeugen ließ, daß es mir Ernst gewesen war, daß ich mit „Niggern" überhaupt nicht verkehren würde, da strahlte sein altes, braves Gesicht, und er verriet mir flüsternd, daß sein Vater, dessen Vater als Kettensklave von Afrika nach Amerika gekommen war, ihm in der Tat als ein sorgsam zu hütendes Geheimnis verraten hätte, sein Geschlecht wäre ein solches großer Häuptlinge gewesen. Und am Jüngsten Tage, wenn „the Lord" das große Strafgericht halten und die Gottlosen von den Gerechten scheiden würde, dann sollten er und die Seinen zu hoher schwarzer Häuptlingsherrlichkeit auferstehen. Das glaubte er ganz gewiß — und Rebekka bestätigte es mit einem Stampfen ihres gewaltigen Fußes: „Yes, Sir! Er glaubt es, und das ist gewißlich wahr!"

Ich antwortete etwas vorwitzig: „Ja, Paul, wenn nun aber deine afrikanischen Vorfahren Kannibalen und Baalsdiener gewesen sind, dann werden sie beim Jüngsten Gericht doch wohl in die unterste Hölle verdammt werden."

Aber er schüttelte auf diesen Einwand hin nur den greisen Kopf und meinte, ohne eine Spur von Pathos in der Stimme: „Well, Sir, das glaube ich nicht. Mein Großvater und mein Vater und ich selbst und meine Kinder — wir haben so viel erduldet. Damit büßten wir alles ab, was unsere armen heidnischen Voreltern verübt haben mögen, die noch nicht das Bad der heiligen Taufe empfangen konnten!"

Diesem einfachen, felsenfesten Glauben war nicht beizukommen — und das wollte ich im Grunde natürlich auch nicht. Die beiden alten Leute, die nach alter Weise ihr Feld bestellten und ihre bedürfnislosen Tage verbrachten, waren ganz richtig so, wie sie waren; an ihnen war nichts zu ändern.

Und Paul sang, wenn er hinter dem Maultier am Pfluge die Baumwollfurchen entlangstapfte. Und auch der Traktorenführer, der knallschwarze Charly Cameron, sang, wenn er mit seinem Gerät drüben jenseits des Wasserarms die endlosen Reihen der dichten Baumwollbüsche entlangschaukelte; er sang so laut und schallend, daß weder das Gepuffe des Traktors noch das Gerassel seines großen Kultivators

dagegen ankam. Und immer klang es wie eine große Klage, eine sehnsüchtige Trauer, aber keine niederdrückende, sondern eine solche, in die man sich gern versinken läßt wie in einen dunklen Rausch.

Den ganzen Tag konnte ich allein sein, wenn ich wollte. Allerdings kam zweimal am Tage die gleichfalls alte Laura angepaddelt und brachte oder machte mir etwas zum Essen, denn dazu hatte ich sie auf eine Empfehlung des Plantagenverwalters, von dem ich meine Insel gemietet hatte, angeheuert. (An diesen Plantagenverwalter war ich wiederum von einem Freunde aus einer großen Baumwollfirma in New Orleans empfohlen worden.) Ich konnte mich an Alleinsein und Nachdenklichkeit, an Verwunschenheit und Stille, an fernen, alten, getragenen Gesängen, die wie die Stimme dieses Landes waren, an bescheidener, einfacher, geruhsamer Menschlichkeit ordentlich satttrinken, hatte Autos und Telefone, Telegramme und Radiogramme, Wochenberichte und Zeitungsauszüge vollkommen vergessen; es war also, wie man zugeben wird, eine glückliche Zeit.

Abends fuhr ich zu Paul und Rebekka hinüber, wo sich dann gewöhnlich bald noch weitere Nachbarn einzufinden pflegten, und wir plauderten auf eine gemächliche und weitschweifige Art, bis der allerletzte Abendschein vergangen war und nur noch Mond und Sterne sich in den bald landein, bald landaus strömenden Gewässern spiegelten, denn alle diese Wasserarme spürten noch den großen Atem von Ebbe und Flut vom Mexikanischen Golf her.

Manchmal, wenn mich zwischendurch nach weißen Gesichtern verlangte und mir der gelegentlich auftauchende Plantagenverwalter, der mich überflüssigerweise mit Post und Zeitungen versah (die ich nicht las), nicht mehr genügte, so bestieg ich meinen Kahn, wenn die Flut noch gerade ihre letzte Kraft bewies, und fuhr eine dreiviertel Stunde landein, wo ich am Bayon Laroche weiße Pächter traf, die zwar nicht anders oder besser lebten als meine schwarzen Nachbarn, aber eben weiß waren.

Wenn mich auch der Verwalter bei ihnen eingeführt hatte, so begegneten sie mir zwar nicht unfreundlich, aber doch mit Mißtrauen. Meine Absichten waren ihnen wohl zu unverständlich. Die Schwarzen zerbrachen sich gar nicht den Kopf darüber, und deshalb ergab sich zwischen ihnen und mir ein soviel selbstverständlicheres Verhältnis.

Ich überzeugte mich bald davon, daß schwarze wie weiße Pächter unter genau gleichen Bedingungen zu arbeiten und zu existieren

hatten. Die hohe Rassenschranke, durch welche in den Südstaaten heute noch die schwarze von der weißen Bevölkerung getrennt wird, ist zu einer bloßen, ängstlich aufrechterhaltenen Fiktion geworden. Denn die weiße Pächterbevölkerung, verächtlich von solchen, die nicht dazu gehören, „the white thrash" geheißen, die weiße Spreu, hat an Zahl die schwarze erreicht und in manchen Südstaaten schon übertroffen. Ihr Lebensstandard unterscheidet sich in nichts von dem der schwarzen, ja ich glaube mich nicht in der Annahme zu täuschen, daß die weißen armen Pächter viel leichter Selbstachtung, Stolz und Würde verlieren als die schwarzen. Es versteht sich ja beinahe von selbst, daß ein weißer Mann mit den erbärmlichen ärmlichen Verhältnissen viel schwerer fertig wird als ein schwarzer, der sich auch unter primitivsten Umständen einzurichten vermag. Also hielt ich mich an meine schwarzen Nachbarn.

Ich wußte allerdings, daß ich auf diese Weise bei meinen Rassegenossen unliebsam auffiel. Doch das kümmerte mich nur wenig. Ich wollte die Verhältnisse, von denen die Zeitungen und Zeitschriften so viel Widerstreitendes berichteten, aus allereigenster Anschauung kennenlernen. Das ist weder vom hohen Roß noch vom Katheder aus möglich, man muß sich mitten hineinstecken. Ich vergab mir nichts damit, bin viel zu stolz auf meine europäische Menschlichkeit, war hier nicht zu Hause und außerdem fest entschlossen, nicht eher zu weichen, als bis ich mir ein rundes, zuverlässiges Bild von den Zuständen in diesem großen Teil Amerikas gemacht hatte, der so gut wie nie von Fremden aufgesucht wird.

Ich mußte also meine Beziehungen zu meinen schwärzlichen Nachbarn so lange wie möglich geheimhalten, von Zeit zu Zeit bei meinen weißen Nachbarn auftauchen und Mr. Dequincy, den Verwalter, in dem frommen Glauben lassen, ich wäre ein harmloser Verrückter aus Europa, der sich ausgerechnet hier ins heißeste Delta gesetzt hatte, um für eine gute Weile Natur zu kneipen.

Auf die Dauer allerdings war dieser Vorwand nicht aufrechtzuerhalten. Es kam doch irgendwie heraus, daß ich manchen Abend bei den Schwarzen verhockte und sie auf eine sanfte und vorsichtige Manier ausfragte. Das führte sehr schnell dazu, daß sich die Polizei, wie bereits am Anfang dieses Buches erzählt, für mich interessierte und ich reumütig zu meinem in einer Garage bei New Orleans auf mich wartenden Auto zurückkehrte; ich, ein schon Verlorengeglaubter,

wurde von dem treuen Tier mit freudigem Wiehern oder Hupen begrüßt. Die amerikanische Erde hatte mich wieder.

Erst im nachhinein wurde mir klar, daß ich da unten im Delta auch mitten im allereigentlichsten Amerika gewesen war, diesem Amerika, von dem wir so erstaunlich viele falsche Vorstellungen hegen. Denn gerade die Südstaaten gehören zu den „ältesten" Teilen des Kontinents, was seine „weiße" Geschichte anlangt. 1513 schon wurde Florida von dem großen spanischen Abenteurer Juan Ponce de Leon gegründet. St. Augustine, die von Leon geschaffene Siedlung, beansprucht heute, die älteste Stadt der Vereinigten Staaten zu sein, und wohl mit Recht. Die Geburtsstunde der großen Hafenstadt New Orleans an der Mississippimündung schlug bereits im Jahre 1718, und noch heute erinnert es mit seinen alten französischen Bauten — auch seiner Bouille-à-baisse — auffällig an Marseille. In Santa Fé, New Mexico, steht noch der alte Palast, den sich die Spanier vor dreihundert Jahren errichteten, und bei San Antonio in Texas entzücken den Kundigen noch heute die großartigen Ruinen der Franziskanerklöster und Missionen, die schon um das Jahr 1700 entstanden.

Aber gerade dieses unbekannte Amerika, so, wie es sich hinter den Kulissen präsentiert, habe ich ja zu beschreiben unternommen. Ich glaube, es in diesem Fall nicht besser und an keinem so typischen Beispiel sonst vollbringen zu können, als wenn ich einfach erzähle, was aus den Kindern der beiden Alten von der Nachbarinsel, aus Pauls und Rebekkas Kindern, geworden ist.

*

Ich hatte mir über die weiteren Familienverhältnisse von Paul und Rebekka nie den Kopf zerbrochen, wußte nicht einmal ihren Familiennamen. Nur durch einen Zufall erfuhr ich, daß das alte Ehepaar auf den Namen Labattre hörte, woraus ich schloß, daß eine Pflanzerfamilie gleichen Namens, also wahrscheinlich französischen Ursprungs, Besitzer von Paul und Rebekka und ihrer längst verschollenen Eltern und Großeltern gewesen sein mußte. Aber davon konnten sie nichts Zuverlässiges berichten. Sie verstanden beide nicht zu lesen und zu schreiben wie die allermeisten amerikanischen Bürger ringsum und lebten mehr oder weniger geschichtslos dahin. Sie übersahen nur ihren eigenen engen Kreis, kannten nur die Arbeit auf den Baumwollfeldern

und waren ebenso wie die allermeisten ihrer schwarzen und weißen Nachbarn nie aus dem Delta herausgekommen.

Daß die beiden überhaupt Kinder besaßen, erfuhr ich eines Abends, als ich trotz strömenden Regens zu ihnen hinübergefahren war, weil ich mich in der plätschernden Finsternis auf meiner Insel doch zu einsam gefühlt hatte. Ich stellte also die Petroleumlaterne in den Kopf meines Bootes und ließ das bescheidene gelbe Flämmchen über das Wasser tanzen, während die Regentropfen rechts und links von mir kleine Fontänen aus der schwarzen Flut schlugen. Es war brütend warm, und man meinte es unmittelbar auf der Haut zu verspüren, wie dieser laue, senkrecht strömende Regen von Fruchtbarkeit trächtig war.

Ich verfehlte nicht den windschiefen Steg, den man finden mußte, wenn man nicht durch den knöcheltiefen Morast des Ufers waten wollte, schlang die rostige Kette meines Bootes um den dafür bestimmten Pfahl, nahm meine Laterne zur Hand und tastete mich durch die Uferbüsche, die von Feuchtigkeit sprühten, zu der beiden Hütte empor.

Die alte, gewichtige Rebekka empfing mich mit den Worten: „Ach, Mister Johann, wir fürchteten schon, Sie kämen gar nicht an diesem Abend. Und haben doch so auf Sie gewartet. Ich sagte immer zu Paul: ‚Warum fährst du nicht hinüber und holst ihn; er kommt schon, wenn wir ihn bitten.' Aber Paul sagte: ‚Nein, ich fahre nicht; vielleicht will er allein sein, oder er hat wieder zu schreiben und zu schreiben, eine Seite nach der anderen, daß einem schier grün vor den Augen wird.'"

Ich unterbrach ihren nicht zu dämmenden Redeschwall und fragte: „Was gibt es denn so Wichtiges, daß ich so dringend gebraucht werde?"

Paul zog aus dem Tischschubkasten einen Brief hervor: „Diesen Brief brachte uns heute der Manager mit, als er kam, nach unserem Feld zu sehen. Er war ja auch bei Ihnen drüben, um guten Tag zu sagen. Er hat uns auch den Brief vorgelesen; aber es ging so schnell, und ein zweites Mal konnten wir ihn ja nicht darum bitten. Und dann hatte er gleich soviel zu schimpfen und sagte, dies Jahr würde wohl gar kein Bargeld für uns übrigbleiben nach der Ernteabrechnung. Wir waren froh, als er wieder in seinem Boot saß und abfuhr."

„Von wem kommt denn der Brief?" fragte ich.

„Der ist von Paul, unserm Ältesten. Der ist doch in die Schule

gegangen. Und weil er fleißig war, hat unsere Kirche ihn weitergeschickt; und dann ist er nach Norden gegangen, der Paul, wie alle, die was Tüchtiges werden wollen. Er sagte immer: ‚Nach Norden muß man gehen, Pa, wenn man etwas werden will; hier kommt man ja doch nicht über Maultiere und Baumwolle hinaus.' War immer etwas hochfahrend, der Paul, weil er soviel gelernt hat. Aber ist doch ein gutes Kind geblieben, der Paul. Nun ist er auch schon an Fünfzig. Hat es weit gebracht. Er ist Schlafwagenschaffner bei der Canadian-Pacific. Das ist eine Eisenbahngesellschaft da oben in Kanada. Und fährt immerzu zwischen Vancouver und Montreal hin und her. Ja, und unsereins ist überhaupt noch nicht Eisenbahn gefahren. Aber er ist ein gutes Kind geblieben und schickt uns immer Geld!"

Die dicke Rebekka brummte mißmutig dazwischen: „Ja, aber ausgezahlt bekommen wir es nie. Doch davon darf man ihm gar nichts schreiben, sonst ist er traurig!"

Ich wollte gerade fragen, warum sie denn Geldsendungen nicht ausbezahlt erhielten, als ich die sehnsüchtigen Blicke bemerkte, mit welchen die beiden Alten den Brief in meiner Hand betrachteten. Ich unterdrückte also vorläufig meine Frage, zog das mit steilen, sorgsam gemalten Schriftzeichen bedeckte Papier aus dem Umschlag und las:

„Liebe Ma und lieber Pa und liebe Geschwister!

Nun muß ich Euch auch wieder einmal einen Brief schreiben, weil schon soviel Zeit vergangen ist. Seitdem alle von Zuhause fort sind, Hope und Jasper, Rogers und Truman, Shirley und David, bekomme ich überhaupt keine Nachricht mehr von Euch, denn die Geschwister schreiben ja nicht. Aber vielleicht findet Ihr einen guten Christen, dem Ihr einen Brief ansagen könnt, damit ich weiß, ob Ihr noch lebt. Und meine Frau, Debora, die mir keinen Kummer bereitet, und meine vier Kinder, die auch schon alle aus der Schule sind und daheim herumsitzen, weil sie keine Arbeit haben — nur George, der ist nach Detroit gegangen, weil er schon immer so verrückt war auf Automobile, der ist Gepäckträger in einem Hotel — ein Bild wollen sie haben von ihren Großeltern, weil mein Freund Maleachi, der mit mir im gleichen Zug fährt, bloß ich hab' den Wagen sieben und er den Wagen fünf, weil seine Eltern von ihm Geld bekommen konnten, haben sie sich fotografieren lassen, bloß die Köpfe, bis zur Brust, so groß wie lebendig,

und er hat einen goldenen Rahmen rundherum gekauft, und weil sie jetzt groß in ihrer Stube hängen, deswegen sagte Debora immer: Schicke doch an deine Eltern auch fünf Dollar, damit sie sich können auch fotografieren lassen! Und wir hängen das Bild über unser Radio, wir haben uns eines für alt gekauft; es spielt noch sehr gut, und dann laden wir alle ein, damit sie sehen, daß wir auch unsere Vorfahren haben, vielleicht kommt der Pastor auch.

Und darum schicke ich zehn Dollar, fünf für das Bild und fünf für Euch, damit Ihr Euch etwas kaufen könnt, denn Geld wird wohl wieder knapp sein. Uns geht es gut, und wir haben nicht zu klagen. Wenn nur der Herr wollte Arbeit beschaffen für meine Kinder und einen Mann für Esther, die Jüngste, und Ruth, die Zweitjüngste, sonst werden sie noch schlecht, sagt meine Frau Debora; aber das glaube ich nicht, denn wir haben sie immer vermahnt und beim rechten Glauben gehalten, wie ich es von Euch und auf der Schule gelernt habe. Aber man weiß natürlich nicht, was alles noch kommt; und wenn ich einmal entlassen werde, mein Konduktor ist ein sehr strenger Mann, und er hat kein Mitleid, und vielleicht werde ich bald entlassen, und dann können wir unsere Miete nicht mehr bezahlen und sitzen allesamt auf der Straße, weil mit Schwarzen nicht lange gefackelt wird, und deshalb haben wir schon gespart, daß wir alle nach New Orleans fahren können und bei Euch auf der Plantage sein. Da gibt es ja immer Arbeit und Essen, weil wir beiden Alten ja gar nicht wissen, wo wir hin sollen, wenn ich entlassen bin und unsere Kinder keine Arbeit haben und uns nicht aufnehmen können, weil sie selbst nichts zu beißen haben.

Aber der Herr hält uns alle in seiner Hand; er wird uns nicht im Stiche lassen. Wenn sich nur die Jungen mehr zur Kirche halten wollten, wie wir es von Euch gelernt haben und auf der Schule! Aber wenn sie auch ganz gute Kinder sind, so gehen sie doch lieber ins Kino oder zum Fußballspiel als in die Kirche. Ach, was sind das für Zeiten. Der George, der wollte überhaupt nicht mehr gehorchen und fuhr einfach los nach Detroit, auf einem Frachtzug heimlich, wo ich doch weiß, wie gefährlich das ist und streng verboten, und nun schreibt er uns bald überhaupt nicht mehr. Und Ruth hat einen großen goldenen Ring geschenkt bekommen, und als ich wissen wollte von wem, sagte sie nur: Mit armen Freunden hab' ich nichts im Sinn! Und als ich böse wurde, sagte ihre Mutter Debora: Du mußt nicht schimpfen, Paul, das sind jetzt andere Zeiten, und die Jugend will etwas vom Leben

haben! Was soll man schon tun? Es sind doch gute Kinder, und ich bin von zehn Tagen immer nur zwei Nächte und einen Tag zu Hause. Da muß man die Seinen dem Schutze des Höchsten anvertrauen; er wird schon dafür sorgen, daß Ruth und Esther einen Mann bekommen, bevor es zu spät mit ihnen ist und wir uns schämen müssen.

Nun habe ich aber zu viel geschrieben. Also schreibt Ihr mir auch bald. Und der Herr segne Euren Ausgang und Eingang!

Euer treuer Sohn Paul."

Das war also der Brief des Ältesten, des treuen Sohnes Paul. Er war wirklich ein „gutes Kind" geblieben, wenn auch seine Familie, wie mir schien, ins Schlittern geraten war; es war rührend, wie der Brief seine Unruhe verriet, wie er sich aber weigerte, sie einzugestehen. Paul und Rebekka, seine Eltern, hatten mit angestrengtem Gesichtsausdruck gelauscht. Und da ich wußte, daß ich ihnen keinen größeren Gefallen tun konnte, so las ich den Brief mit dem etwas wild wuchernden Satzbau noch ein zweites und ein drittes Mal vor, bis sie sich das Schreiben in allen seinen Teilen eingeprägt hatten. Ich sagte dann:

„Nun müßten wir ja eigentlich antworten, nicht wahr? Er wartet doch darauf!"

Die Alten zeigten sich schrecklich aufgeregt: ob ich das wohl tun würde? Ja, natürlich, warum nicht. Aber dann müßte ich noch einmal zu meiner Insel, um Papier und meinen Füllfederhalter zu holen. Ja, gewiß, Paul würde mich hinüberrudern. So geschah es. Die Laterne tanzte über das Wasser hin und wieder zurück, und dann war endlich der große Augenblick gekommen, Paul, dem guten Kinde mit den nicht sonderlich geratenen Sprößlingen, einen Brief zu schreiben.

„Wo wohnt er denn? Ich muß die Adresse schreiben. So, also in Montreal. Gut, nun kann es losgehen. Also!"

Es stellte sich als etwas schwierig heraus, und sie sprachen heftig durcheinander und gerieten sich, was sonst nie vorkam, in die Wolle dabei, so daß ich die hochgehenden Wogen beschwichtigen mußte. Aber ein solcher Brief an den fernen Sohn war allerdings keine Kleinigkeit. Die ungewohnte Gedankenarbeit erschöpfte sie bald. Ich übernahm es schließlich, sie zu befragen und den Brief nach eigenem Ermessen fertigzustellen. Ich behielt mir dann eine Abschrift von diesem absonderlichen Dokument. Hier folgt sie:

„Lieber Sohn Paul!

Wir, Deine alten Eltern, haben uns sehr über Deinen Brief gefreut. Aber Ihr sollt nicht hierherkommen, weil es hier auch nichts mehr zu arbeiten gibt. Solange die Plantage noch dem alten Herrn Moorehead gehörte, saßen wir dick darauf, Pächter und Sharecroppers. Aber nun sind sie alle weg und mit ihnen auch unsere Tochter Hope mit ihrem Mann und Shirley mit ihrem Mann, dazu Jasper, Rogers, David und Truman, alle, alle sind fort. Denn der alte Herr Moorehead hat die Plantage an einen ganz reichen Mann in Baton Rouge verkauft. Den kennen wir nicht. Der hat sich noch nie hier sehen lassen. Er hat einfach alle Schuldkonten beim Plantagenladen gestrichen. Nun haben die Nachbarn und alle Deine Geschwister und Geschwisterfamilien mit einmal keine Schulden mehr gehabt und mußten fort, wohin sie wollten. Ach, das war schrecklich! Denn früher bekamen sie ihren Vorschuß und hatten ein Dach über dem Kopf; und nun hatten sie auf einmal keine Schulden mehr, und ihre Vorschüsse waren gestrichen, und sie mußten die alten Hütten verlassen, wo wir so schön sie stets besuchen konnten und mit ihnen darüber sprechen, was für ein großer Mann Du geworden bist und wie weit Du in der Welt herumkommst. Denn sie alle wollten ja lieber hierbleiben, hatten ja auch nichts weiter gelernt, als auf dem Baumwollfeld zu arbeiten. Nun mußten sie hinaus und durften nichts mitnehmen, denn es gehörte ja alles der Plantage.

Der große Herr, dem jetzt das ganze Land ringsum gehört, will nichts mehr von Maultieren und Pächtern und Sharecroppers wissen. Er macht alles mit riesengroßen Maschinen und Traktoren, und mit der Hand ist nicht mehr viel zu arbeiten. Rogers, der hat noch Glück gehabt. Der ist als Traktorenführer angestellt. Aber wo er arbeitet, das ist weit, wohl an die zwanzig Meilen weit weg, und wir hören nichts von ihm. Die andern alle mußten in die Stadt ziehen und finden nur noch als Tagelöhner Arbeit, wenn sie auf den Feldern gebraucht werden. Jeden Tag gehen sie an die große Brücke über den Laroche und warten, ob einer sie gebrauchen kann. Dann fahren sie gleich mit einem großen Lastauto hinaus. Aber abends bekommen sie schon ihren Lohn, neunzig Cent oder einen Dollar. Und dann müssen sie wieder in die Stadt zurück. Da wohnen sie ganz eng und müssen dafür bezahlen, manchmal mehr als halb soviel, wie sie die ganze Woche

verdienen. Und viele Wochen und Monate verdienen sie gar nichts, weil auf dem Lande nicht mehr soviel zu tun ist wie früher.

Früher, in der Zeit, wie Du sie noch kennst, saß auf allen zehn oder fünfzehn Acres ein Pächter oder ein Sharecropper, so wie wir. Aber jetzt sind sie alle fort und die Maultiere auch, und die großen Maschinen haben unsere ganze Arbeit aufgefressen.

Dein Bruder Jasper, der nach Dir kommt im Alter, war schon immer so störrisch, und in die Kirche wollte er auch nicht gehen. Der hat sich in der Stadt an einer Organisation beteiligt — was das auch immer sein mag, wissen wir nicht, aber Du wirst es schon wissen, wo Du auf die Schule gegangen bist und immer ein fleißiger Schüler warst. Das muß etwas Böses gewesen sein, denn sie wollten gegen die Besitzer los, die doch von Gott verordnet sind. Und die Polizei ist gekommen und hat sie auseinandergetrieben. Und er ist furchtbar geschlagen worden, und dann hat er zu unserm Kummer im Gefängnis gesessen. Und als er wieder heraus war, ist er immer noch nicht friedlich gewesen und hat sich nicht unter Gottes Willen gebeugt. Sondern er ist bei Nacht und Nebel auf und davon gegangen, niemand weiß wohin. Aber sicher nach Norden in die großen Städte, wo sie alle hingehen und schlecht werden und sich nicht mehr zur Kirche halten. Seine Frau und seine beiden kleinen Kinder hat er einfach sitzenlassen, ohne eine Nachricht. Eines Tages kamen sie hier bei uns an; sie waren das ganze Stück von Rigaudoux zu Fuß gelaufen und sehr erschöpft. Wir hätten ihnen ja gern Quartier gegeben auf unserer Insel. Aber der Verwalter hat es verboten, weil wir sowieso bloß noch eine Bürde wären. Und so mußte die arme Hacky wieder fort mit unseren Enkelkindern, die immer so gern auf Deiner Ma herumkletterten und auf unserer alten Mula Sneaky reiten wollten. Mußten wieder weg. Zu Fuß nach Rigaudoux zurück. Aber ob sie wieder hingekommen sind, wer weiß. Wir haben kein Sterbenswörtchen von ihnen mehr gehört.

Wir selbst haben, Gott sei gedankt, noch unsere Schulden und bekommen auch noch unsere vier Dollar Furnish, Unterhalt auf Vorschuß, im Monat. Aber nur weil wir alt sind und weil unser alter Herr, der Herr Moorehead, für uns gebeten hat. Aber das hätte wohl auch nichts genutzt, wenn nicht unsere alte Insel zu klein wäre für Maschinen und zu groß, sie einfach ohne Anbau liegenzulassen. Aber der Verwalter ist streng und kommt oft, um uns bißchen Pfeffer zu geben; so sagt er. Gottlob können wir immer noch arbeiten. Wenn das einmal

nicht mehr geht, müssen wir vielleicht auch noch auf unsere alten Tage in die Stadt und mit lauter fremden Menschen zusammen wohnen, ohne Garten und Fluß, und keine Felder und keine Bäume! Aber das wäre der Tod für Deine Ma und Deinen Pa. So arbeiten wir von früh bis spät, damit der Verwalter uns nichts nachsagen kann. Und von Abrechnung nach der Ernte haben wir schon seit Jahren nichr mehr geredet. Wer weiß, ob er uns das nicht übelnimmt. Wir brauchen ja nicht viel, Ma und ich. Die vier Dollar im Monat sind genug für Salz und Petroleum, Streichhölzer, Melasse und Mehl, mehr brauchen wir nicht.

Wir möchten uns ja gern fotografieren lassen, lieber Sohn, damit Dein Freund Maleachi nicht mehr so hochmütig sein kann. Aber nun müssen wir Dir sagen, daß wir Dein Geld ja gar nicht ausbezahlt bekommen. Das behält gleich der Herr Verwalter, an den die Post geht, weil wir ja noch so viel schulden für unsern Furnish. Aber wenn er mal wieder bei guter Stimmung ist, dann werden wir ihn fragen; vielleicht erlaubt er es. Aber meistens ist er schlechter Stimmung."

Hier unterbrach ich das schwierige Diktat, das ich stets erst in halbwegs brauchbare Sätze übertragen mußte, und schlug den beiden vor, daß ich sie fotografieren wollte, das Bild später vergrößern lassen könnte und an ihren Sohn Paul schicken würde. Darauf redeten die beiden zunächst eine Viertelstunde irre; endlich brachte ich sie dann dazu, mir weiterzudiktieren:

„Lieber Sohn, diesen Brief schrieben nicht wir, denn wir können nicht schreiben, sind ja noch in der Sklaverei geboren, sondern ein ehrenwerter Herr aus Europa, der auf der Insel, West von uns, wohnt, weil es so still hier ist und kein Telefon, der schreibt es auf, was wir ihm diktieren. Der wird uns fotografieren und Dir das Bild schicken, groß; uns schickt er es nur klein, sonst merkt der Herr Verwalter etwas davon, und wer weiß, wie er uns dann straft. Dieses freut uns sehr wegen Deinem Freund Maleachi, der Deiner Frau Debora so hochmütig begegnet.

Deine anderen Geschwister Hope und Shirley, die beiden Mädchen, haben auch Unglück gehabt. Denn wenn es auf den Plantagen im Tagelohn oder im Akkord etwas zu verdienen gibt, dann können sie nicht zu Hause bleiben, sondern müssen mit aufs Feld. Ihre Kinder geben sie dann der Frau von Truman in Obhut. Aber die ist aus der Stadt und nicht vom Lande wie wir und keine gute Frau, sie hat nicht aufgepaßt, und die beiden Kinder von Shirley und Hope sind von einem Lastauto

überfahren worden, so daß sie starben. Aber der Mann von Shirley, auch einer aus der Stadt — der hat Jasper in die Organisation gelockt — der sagt, es wäre ganz gut, daß sie tot sind; sie werden doch bloß zum Hungern groß. Es muß schrecklich sein in der Stadt. Zehn Menschen in einer Stube und nicht einmal von der gleichen Familie. Aber andere Unterkunft ist nicht zu bezahlen für sie. Wir danken Gott, daß wir noch auf unserer alten Insel sind, und wollen auch gerne arbeiten bis an unser Lebensende. Denn das ist eine große Gnade, wenn heute einer von uns Schwarzen hier unten jeden Tag arbeiten kann und sein täglich Brot verdient. Nur Du und Rogers und wir beide haben es so gut getroffen, denn auch Truman und David sind auf Tagelöhnerei angewiesen. Manchmal haben sie zwei, drei Wochen überhaupt nichts zu tun. Dann müssen sie um Unterstützung von der Stadt bitten. Aber die Stadt hat manchmal kein Geld; oder nur für Weiße, meistenteils nur für Weiße. Wie sie dann leben und wovon, das wissen wir nicht. Aber es gibt ja Abertausende, denen es ebenso geht. Wir wissen nicht, wie sie es machen.

Du erinnerst Dich sicher noch Deines alten Schulkameraden Lincoln Vandervoort. Der war schon immer ein unruhiger Geist, und nun hat er seinen Lohn dahin. Vor einem halben Jahr war hier in der Gegend ein Organisator, der wollte die weißen Pächter und Sharecroppers zu einem Bund zusammenschließen, damit sie besser mit den Besitzern auskämen, wie ich das verstanden habe. Und Lincoln hat geglaubt, er müßte sich um diese Sache kümmern, die doch bloß für Weiße bestimmt war, ist auch zu der Versammlung gegangen, obgleich der Verwalter uns alle gewarnt hatte, das wäre nichts für uns Nigger, und Lincoln hat sogar eine Rede in der Versammlung gehalten, daß sich Weiße und Schwarze zusammentun sollten, denn es ginge ihnen gleich schlecht. Aus eigenem hat er das nicht. Aber es weiß ja jeder, wer sein Vater gewesen ist. Das war der alte Stamps, dem Lincolns Eltern gehört hatten.

Des Nachts nach der Versammlung kamen dann einige, die sich einen Sheriffstern angesteckt hatten, und wollten Lincoln eine Abreibung geben, weil er so aufrührerische Reden gehalten hat. Aber er war ja stark wie Goliath und hat einen jungen Burschen aus Courny, dessen Vater dort Rechtsanwalt ist, niedergeschlagen und ist geflohen. Da haben sie ihn natürlich verfolgt und schließlich niedergeschossen, als er nicht stillstehen wollte auf Anruf. Ma sagt immer, er hätte ja

auch stillstehen können, als die Polizei ihn anrief, denn jedermann sei untertan der Obrigkeit. Aber Pa meint, es wäre sowieso gleichgültig gewesen, denn mit dem Leben wäre er doch nicht davongekommen.

So, nun weißt Du, wie es uns geht. Mehr haben wir Dir nicht zu erzählen. Es geht bergab mit uns allen. Die Maschinen graben uns das Wasser ab, und die großen Besitzer kümmern sich nicht um uns arme Nigger. Ich sage immer: Traktoren sind des schwarzen Mannes Feind. Jedesmal, wenn wieder ein Maultier wo getötet wird, wird auch gleich ein Neger mit getötet. Und wenn sie erst gar die Maschine zum Baumwollepflücken bei uns einführen, dann werden wir alle verhungern. Das ist ganz gewiß, denn schon jetzt gibt es viel zu viele Neger. Aber der Herr, der alle Haare auf unserm Haupte gezählt hat und der keinen Sperling aus seiner Hand fallen läßt, der wird auch uns aus dem finsteren Tale in die ewige Seligkeit führen. Das ist unser einziger, süßer Trost, lieber Sohn. Und wir schreiben es Dir, damit auch Du es nicht vergißt, wenn auch einmal für Dich die bösen Stunden kommen. Der Herr verfährt streng und voll Zorn mit seinen schwarzen Kindern, damit wir uns ganz bestimmt den Himmel verdienen.

Nun wollen wir für heute schließen, denn es ist spät in der Nacht, und der Herr, der diesen Brief geschrieben hat, kann bald nicht mehr schreiben. So grüßen wir Dich von Herzen und wünschen Dir und den Deinen Gottes Segen in dieser harten Zeit.

Deine Eltern

Paul und Rebekka Labattre.

Damit hatte die lange Epistel endlich ihr Ende gefunden. Ich versprach ihnen noch, den Brief selber auf den Weg zu bringen; sonst hätte der Verwalter vielleicht kontrolliert, was darin stände, und meine ganze Rolle in dieser Geschichte wäre offenbar geworden.

Die Uhr zeigte weit nach Mitternacht, als ich endlich wieder in meiner Hütte die Lampe entzündete. Der Regen hatte aufgehört. Aber es tropfte noch schwer von den Bäumen. Mein Häuschen kam mir feuchtkalt vor wie ein Grab; ich fröstelte, und trotz der vorgeschrittenen Stunde entzündete ich noch ein Feuer in meinem Öfchen, setzte Teewasser auf und ergötzte mich an einem Nachtmahl aus Crackers und Käse. Ja, den Brief überdachte ich dabei; hatte er doch wie in

einem zufälligen Brennspiegel all die Elemente eingefangen, die das Leben der Menschen auf den Baumwollfeldern bestimmten.

Früher hatten die Besitzer ihre Farmen zu kleinen Pachtgütern von fünfzehn bis zwanzig Morgen aufgeteilt und gegen einen festen Satz oder den halben Ernteertrag (sharecropping) vermietet. Die armen Pächter, Nachkommen der früheren Sklaven oder in ständig steigender Zahl auch „weiße Spreu", waren nie imstande, die nötigen Maschinen, Maultiere, die Gartensaaten und die Baumwollsaaten zu stellen oder später bei der Ernte die Kosten des Entkernens der Baumwolle zu tragen. Die notwendigen Beträge mußte ihnen der Besitzer vorschießen; auch den dringendsten Lebensunterhalt hatte er ihnen zu liefern. Dafür wurden sie auf einem Konto, das der Besitzer in seinem Plantagenladen führte, belastet; tüchtige Zinsen mußten gezahlt werden und Strafen für zerbrochenes Gerät und für entgangene Zeit, in welcher der Besitzer sie angeleitet hatte. So entstand schnell eine Art Schuldknechtschaft, aus der die armen, unwissenden, vielfach analphabetischen Sharecroppers niemals mehr herausgelangten. Zu einer Ernteteilung kam es nie, denn längst vor der Ernte waren ihre Konten mit Beträgen belastet, die ihren Anteil weit überstiegen. Die Menschen saßen auf ihren Pachtfarmen als Gefangene der Besitzer, gleich, ob sie weißer oder schwarzer Hautfarbe waren. Es handelte sich ganz einfach um eine Fortsetzung der alten Sklaverei mit anderen Mitteln. Der für diese Form der Schuldknechtschaft geprägte Fachausdruck lautet „Peonage" (Peon: ein halb oder ganz leibeigener indianischer Bauer aus den spanisch-amerikanischen Ländern der Vergangenheit).

Baumwolle und Sklavenwirtschaft gehören offenbar unzertrennlich zusammen. In den Gesetzen von neun Südstaaten ist das Peonage-System offiziell verankert worden. „Betrügerische" Annahme von Darlehen wird mit schweren Strafen bedroht; ebenso wer sich unter dem Versprechen bestimmter Dienste in den Besitz von Geräten, Wohnungen und anderen „Gelegenheiten" setzt. Bezahlung von Schulden durch „Abarbeiten" kann verlangt werden. Mit anderen Worten: jeden Augenblick kann der Plantagenbesitzer die Polizei zu Hilfe rufen, wenn etwa die Pächter gegen den Stachel löcken oder gar ihren Arbeitsplatz wechseln wollen. An die Stelle der Sklaverei trat eine Schuldknechtschaft, die niemals zu lösen war, wenn nicht ein Außenstehender die Betroffenen loskaufte. Sie vererbte sich vom

Vater auf den Sohn und band die Pächterfamilien nicht minder fest an die einzelnen Pflanzungen, als es früher die Sklaverei getan hatte. Im Unterschied zu ihr traf die Peonage jedoch schwarze wie weiße Pächter auf gleiche Weise. Die Rassenschranke, die man sonst auf manchmal beinahe kindische Weise hochhielt: hier galt sie nicht mehr, denn vor den Kapitalinteressen sind alle Menschen gleich — gleich gute Objekte der Ausnutzung nämlich.

Nun mag manch einer fragen, ob nicht das demokratische System eine solche allgemeine Ausnutzung einer nach Millionen zählenden Menschenschicht schon einfach deswegen unmöglich machte, weil alle diese Leute, Schwarze wie Weiße, doch vollgültige amerikanische Bürger wären und ja bei der nächsten Wahl ihren Willen durchsetzen könnten. Aber auch dagegen hat man die nötigen Vorkehrungen getroffen. Jeder Wählende muß, bevor er zur Urne zugelassen wird, eine Wahlsteuer bezahlen, die zwar absolut nicht hoch, für dieses arme Volk jedoch unerschwinglich ist. Wo das nicht ausreicht, verlangt man, daß jeder Wähler sich vorher in ein Wahlregister eintragen läßt. Diese Eintragung kann jedoch von einer Lese- und Schreibprobe, nötigenfalls in einer beliebigen Sprache, abhängig gemacht werden, womit man also imstande ist, jeden auszuschließen, den man nicht zulassen will. Außerdem ist es leicht, auf die Schwarzen einen solchen Terror auszuüben, daß sie gar nicht daran denken, sich ins Wahlregister einschreiben zu lassen. Alle diese mittellosen Menschen haben also nur so viel Stimme, wie ihnen von den Pachtherren zugebilligt wird. Praktisch ist also auch in dieser Hinsicht die Masse der Pächter unfrei. Daß sie auch in guten Jahren nicht aus der Schuld herauskommen, dafür sorgen die nach Belieben auf ihre Vorschüsse aufgeschlagenen „Zinsen", die zum Beispiel bei Krediten für Wirtschaftsgeräte nach Schätzungen der Landwirtschaftlichen Hochschule von North Carolina bis zu siebzig vom Hundert betragen.

Solange die Pachtherren für ihre Baumwolle auskömmliche Preise erzielten, blieb das System dieser Schuldsklaverei allgemein in Übung. Da außer ein paar „verrückten Radikalen", die nicht ernst genommen wurden, niemand als Ankläger auftrat, so schien alles in bester Ordnung. Der Zusammenbruch der Agrarpreise und die sich dauernd verschärfende Absatzkrise der amerikanischen Baumwolle änderten das Bild. Selbst die geringen Beträge, welche von den Besitzern den Pächtern bisher als „Furnish", als Unterhalt auf Vorschuß, gezahlt

worden waren, erwiesen sich jetzt als nicht mehr tragbar. Viele der mittleren und kleinen Besitzer sahen sich nun gezwungen, selbst aufs Land hinauszuziehen und es zu bearbeiten, womit die bisherigen Pächter überflüssig wurden. Aber oft konnten auch die Besitzer sich nicht halten; ihr Land ging an die Banken und schließlich an Großgrundbesitzer über, kapitalkräftige Leute, die keinen anderen Gesichtspunkt kannten, als ihr Vermögen rentabel anzulegen und die Kosten zu senken. Sie warfen die früheren Kleinfarmen zusammen und machten in steigendem Maße durch Einsatz immer stärkerer und besserer Maschinen die menschliche Handarbeit überflüssig. Zu Hunderttausenden wurden die besitzlosen Pächter, gleichgültig welcher Hautfarbe, in die Städte abgedrängt, wo sie unweigerlich zu elendem Proletariat herabsanken.

Die Peonage lohnte sich nicht mehr. Man befreite die Pächter und Sharecroppers von ihrer Schuldknechtschaft und stellte ihnen anheim, mitsamt ihrer frisch gewonnenen Freiheit oder Freizügigkeit zu verhungern oder um Unterstützung bei den Stadtbehörden zu bitten. Die von der Rooseveltregierung gezahlten Baumwollprämien, die zum Ausgleich der niedrigen Marktpreise dienen sollten, beschleunigten diese Entwicklung ungemein, denn die Besitzer hatten gar kein Interesse daran, diese „Government Checks“ mit den Pächtern zu teilen. Wo keine Pächter mehr waren, brauchte nichts geteilt zu werden.

Wozu sollte man Pächter und Sharecroppers das ganze Jahr über füttern, wenn die Maschinen die Handarbeit auf immer wenigere Tage im Jahr beschränkten. Fort also mit ihnen in die Stadt. Wenn man sie braucht, so bekommt man sie jeden Augenblick gegen billigen Tagelohn oder auf Akkord und kann eine viel höhere Arbeitsleistung gegen genau berechenbaren Barlohn aus ihnen herausholen.

Auf der Farm, zu der Paul und Rebekkas und auch meine Insel, die langsam wieder von der Wildnis zurückerobert wurde, gehört hatten, waren noch 1932 siebenunddreißig Sharecropperfamilien, in diesem Falle lauter schwarze, beschäftigt gewesen. Einige Jahre später lebten dauernd dort nur noch zehn Familien auf dem gleichen Bezirk, die mit Ausnahme von Paul und Rebekka alle auf Tagelohn gesetzt waren. Pauls Kinder mit ihren Familien waren samt und sonders in die Städte verwiesen worden und zu Gelegenheitsarbeitern und Almosenempfängern herabgesunken.

Das Kapital hat die patriarchalische Verpflichtung, für die Bebauer

der Baumwollfelder jahrsüber zu sorgen, von sich abgewälzt und den Städten aufgebürdet. Paul und Rebekka verdankten die Fortsetzung ihres gewohnten Daseins nur der Tatsache, daß die Insel, auf der sie lebten, sich nicht für maschinelle Bearbeitung eignete.

In jener Nacht wurde mir klar, daß ich eigentlich meine Aufgabe im Delta als beendet ansehen durfte; ich war mir über Vorgeschichte und Richtung der Entwicklung in den Baumwollgebieten endgültig klargeworden. Das Schicksal der Kinder Pauls konnte für Millionen andere gelten. Auch was der Verwalter mir gesagt hatte, begriff ich vollkommen. Wenige Tage zuvor erst hatte er mir, als ich ihn vorsichtig ausfragte, erklärt:

„Das moderne Maschinenwesen und die Rationalisierung hat vor der Farm nicht haltgemacht. Schon seit den zwanziger Jahren haben die Banken und Kapitalisten angefangen, sich für die Plantagen zu interessieren. Sie gehen allein von der Kostenberechnung aus. Sie sagen: Wozu die Pächter und Sharecroppers das ganze Jahr lang ernähren, wenn man sie nur wenige Monate nötig hat? Besser, man entläßt sie und beschneidet die Produktionskosten auf diese Weise. Man kauft Traktoren, die Leute von den Farmen müssen sich in der Stadt ein Obdach suchen und von Unterstützung leben. Die Besitzer können dann die Zahlungen des Landwirtschaftsministeriums ungeschmälert kassieren und bekommen ihre Arbeiten obendrein um so billiger, denn die Traktoren haben ein solches Überangebot von landwirtschaftlichen Arbeitskräften geschaffen, daß man sie ziemlich zu jedem Preise haben kann, für neunzig Cent täglich und weniger."

Das war klar und deutlich und durchleuchtete die Situation vollkommen.

Es vollzieht sich also in diesen Jahren in den Südstaaten eine neue „Sklavenbefreiung" mit noch viel bösartigeren Folgen für die „Befreiten" als nach dem Bürgerkriege der Nordstaaten gegen die Südstaaten. — —

Vielleicht hatten meine Erkundigungen bei dem Verwalter sein Mißtrauen geweckt: vielleicht kam es mir doch noch auf andere Dinge an, als nur darauf, die Stille des Deltas und der dunklen Lagunen zu genießen. Nicht lange danach begann die Polizei sich liebevoll meiner anzunehmen und mich darauf aufmerksam zu machen, daß sich das Klima da unten doch wohl nicht für mich eignete. Bis dann der Postflieger v. Schwanebeck mir den glänzenden Abgang verschaffte, den

ich schon erzählt habe. Das Flugzeug trug nicht nur mich und mein Gepäck davon, sondern in meiner Brusttasche auch den Brief an Paul, das gute Kind von fünfzig Jahren in Montreal, und in meiner Kamera den Film mit den beiden schwarzen Köpfen von Paul und Rebekka, die entsprechend vergrößert bald darauf den Weg in den fernen Norden antraten, um den Hochmut des Schlafwagenschaffners Maleachi von der Canadian Pacific zu dämpfen.

Aber noch immer erinnere ich mich der hohen alten Bäume, die ihre langen Moosbärte auf meine friedliche Hütte niederhängen ließen, und der stillen Strömung, die unterhalb der verkrauteten Uferbank meiner Insel bald landein und bald landaus, ihren sanften Wallungen Genüge tat.

An Sachlichem wäre noch als Beispiel ein Zitat aus den Gesetzen des Staates Florida nachzutragen, das die weiter oben behauptete gesetzliche Verankerung der Schuldknechtschaft bestätigt. In den „General Laws of Florida" heißt es unter Sections 7 300 und 7 304 wie folgt:

„Jedermann im Staate Florida, der sich mit der Absicht des Betruges und der Schädigung anderer auf Grund eines Kontraktes, Arbeits- oder Dienstversprechens Geld oder andere Wertgegenstände als Kredit oder Vorschüsse verschafft, wird mit einer Geldstrafe nicht über 500 Dollar oder Gefängnis nicht über sechs Monate bestraft. Bei allen Untersuchungen von solchen Vergehen hat die Unfähigkeit oder nicht genügend begründete Weigerung, die vereinbarte Arbeit oder den Dienst zu verrichten oder für das Geld oder die auf solche Weise empfangenen Wertgegenstände Ersatz zu leisten, ohne weiteres als Beweis für die Absicht der Schädigung und des Betruges zu gelten."

In dem Buch von Rupert B. Vance „Human Geography of the South" (Chapel Hill), das die hier geschilderten Zustände in strenger wissenschaftlicher Manier untersucht, steht der Satz: „Der Süden ist arm, das Land ist arm, das einzige Produkt ist Baumwolle, die Häuser sind ohne Farbe, das Unkraut wächst bis vor die Türen, und die Pächter gehen in Lumpen — —!"

Arthur F. Raper in seinem ausgezeichneten Buch „Preface to Peasantry", ebenfalls bei Chapel Hill: „Der Zusammenbruch des Plantagensystems alten Stils, den die Ausbeutung des Bodens und der menschlichen Arbeitskraft unvermeidlich gemacht hat, hinterläßt in

seinem Kielwasser verarmte Äcker, verkommenes Vieh, unzureichende Arbeitsgeräte, grobe landwirtschaftliche Praktiken, verkrüppelte öffentliche Einrichtungen und ein niedergeschlagenes und verelendetes Volk."

Diese Zustände treffen bereits Angehörige der weißen Rasse häufiger als solche der schwarzen; die Zahl der weißen Sharecroppers kommt der der schwarzen annähernd gleich; als Pächter übertreffen die Weißen die Schwarzen um das Doppelte.

Ein anderes Beispiel für die Verödung des flachen Landes durch das heute überall im Gange befindliche „Pächterlegen": Auf einer großen Plantage bei Greenville im Staate Mississippi haben 22 Traktoren und 13 Vierfurchenkultivatoren 130 Familien vom Lande vertrieben und brotlos gemacht. Wo früher 160 Sharecropperfamilien notwendig waren, verblieben 1937 noch 30 Familien, die im Tagelohn arbeiteten. Das ist ein für den ganzen Süden typischer Fall. Es versteht sich, daß die Arbeitslosenschlangen vor den Arbeitsämtern der Städte immer länger werden und nach vielen Tausenden zählen.

In einer Druckschrift der „Delta Experiment Station" (Landwirtschaftliche Versuchsstation) heißt es (Bulletin 298, 1932):

„Dreißig bis fünfzig vom Hundert der gegenwärtigen ländlichen Arbeitskräfte müssen schließlich durch Maschinen ersetzt werden, wenn die Pflanzungen der Versteigerung entgehen sollen.

Wenn die Arbeiter auf Akkord oder Tagelohn gesetzt werden, erhöht sich ihre Ausnutzung um fünfzig bis hundert vom Hundert.

Es ist weder Sache der amerikanischen Farmen, die durch Modernisierung der Industrie freigesetzten Arbeitskräfte aufzunehmen, noch ist es ihre Sache, die Landarbeiter zu versorgen, die durch den wirtschaftlichen Gebrauch vervollkommneter Landmaschinen überflüssig geworden sind, selbst nicht einmal zu Hungerlöhnen —!"

Was sagte doch der alte grauhaarige Habakuk, den man auch auf Tagelohn gesetzt hatte: „Sie kommen von den Plantagen fort, weil sie da nichts mehr zu tun haben; sie kommen in die Stadt — und haben auch da nichts zu tun!"

„Und warum?" frage ich Habakuk.

„Ganz einfach, Sir! Ein Nigger auf einem Traktor und dahinter ein Vierfurchenkultivator, die tun die gleiche Arbeit wie früher acht Maultiere und acht Nigger!"

Was bleibt den Weißen übrig, als die Landstraßen unter die Füße

zu nehmen: nach Arizona oder nach Kalifornien. Im alten Süden bleibt ihnen keine Hoffnung mehr. Die Neger sind schwerfälliger; überall wo sie hinkommen, werden sie noch weniger freundlich empfangen als die Weißen, und auf sie braucht man noch weniger Rücksicht zu nehmen. So vegetieren sie in den kleinen Städten des Südens dahin. Wer den Mut dazu hat, macht sich nach Norden auf die Wanderschaft und vermehrt die Neger in den unabsehbaren schmutzigen Quartieren für die Farbigen in New York und Chicago, in Buffalo und Detroit. Denn das dürfen sie natürlich, sind doch auch sie „honourable Citizens of the United States."

Anmerkung. Weitere Quellen: A. E. Johann, „Amerika, Untergang am Überfluß", P. S. Taylor und Dorothea Lange, „An American Exodus". Aus diesem Buch wurden aus den letzten Seiten einige Sätze zitiert. — Weiter: Charles K. Wilson, „Corn Bread and Creek Water", New York 1939; Nels Anderson, „Men on the Move", Chicago 1940; Arthur Paper und Isa Reid, „Sharecroppers all" (Chapel Hill), New York 1941.

VII

DAS DRITTEL OHNE STANDARD

Nach einer Meldung der United Press vom 11. Oktober 1941 hat der Präsident der Vereinigten Staaten, Mr. Franklin Delano Roosevelt, selbst und in aller Öffentlichkeit erklärt, daß jeder zweite Amerikaner, der zum Wehrdienst einberufen würde, wegen körperlicher oder geistiger Mängel zurückgewiesen werden müßte und nicht Soldat werden könnte. In Deutschland, dem Roosevelt den Untergang geschworen hat, weil es angeblich verhindert, daß die Welt mit dem American Standard, dem American Century, beglückt wird, betrug der Hundertsatz der Untauglichen weder jetzt noch in der Vergangenheit jemals mehr als fünf. Es ist verständlich, daß Roosevelt die Deutschen haßt. Wie können sie es wagen, ihn allein durch eine einzige Zahl mattzusetzen: fünf gegen fünfzig! Welche Schande für die Vereinigten Staaten, das Gelobte Land, worin alles am besten, am schönsten, am teuersten, am größten ist: auch die Unbrauchbarkeit der Männer zum Wehrdienst ist dort am größten. Fünfzig vom Hundert sind untauglich wegen körperlicher und geistiger Mängel, nach des Präsidenten eigener Angabe! Kein Zweifel, dies Deutschland, das seine Söhne zehnmal kräftiger und gesünder aufzuziehen weiß, muß vernichtet werden, damit es der Selbstgerechtigkeit der USA. keine schmutzige Konkurrenz mehr machen kann — und damit die ganze Welt auf den Stand gebracht wird, daß jeder zweite ihrer jungen Männer keine Waffe mehr tragen und keinen Marsch oder Ritt mehr machen kann. — Geht man auf diesem vielversprechenden Wege weiter, so werden Kriege und Revolutionen bald von selbst aufhören, weil die jungen Männer bloß noch zum Sport des Kaugummikauens und des Cocktailtrinkens fähig sind — das heißt, wenn sie das Geld dazu aufbringen.

Nach den Feststellungen der White House Conference on Children in Democracy, die Mitte Januar 1940 tagte, wachsen zwei Drittel aller amerikanischen Kinder unter Umständen auf, die eine angemessene

Kinderpflege, wie sie unseren heutigen Begriffen entspricht, unmöglich machen. Allerdings, gegenüber diesen Feststellungen einer amtlichen Kommission muß sich Deutschland geschlagen bekennen. Dergleichen hat es bei uns vielleicht einmal im Dreißigjährigen Kriege gegeben. Selbst in den Zeiten der schlimmsten Arbeitslosigkeit nach dem Weltkrieg hat die Unterstützung die Betroffenen vor dem Allerschlimmsten bewahrt. Im Deutschland von heute gibt es kein noch so armes Kind mehr, das nicht schon von frühester Jugend an durch Vitaminpräparate, Milch, Landaufenthalt, Schulspeisungen, durch die Kindergärten, die Organisation „Mutter und Kind" und auf ein paar Dutzend anderen Wegen genährt, gekleidet, erzogen und gepflegt würde. Und wo, selbst jetzt, im Kriege, begegnet einem schon ein unterernährtes oder verkommenes Kind? Nein, allerdings — auf diesem Gebiet geben wir uns geschlagen!

In diesem ersten Jahr des Krieges der Amerikaner gegen die „Autoritären", während die Produktion von Kriegsmaterial auf rasende Touren gebracht wird, zählt man drüben immer noch ebenso viele Arbeitslose wie in Deutschland in den schlimmsten Jahren der Wirtschaftskrise. Wie eine fressende Krankheit nagt die Erwerbslosigkeit eines Viertels bis eines Drittels des amerikanischen Volkes an dem großen Lande USA. Selbst in den Jahren der höchsten, rauschhaften Blüte der amerikanischen Industrie betrug die Zahl der Arbeitslosen etwa acht Millionen (Januar 1928. US. Bureau of Labor Statistics). Später stieg sie dann auf zehn, zwölf, ja, wenn man die gefärbten Ziffern berichtigt, auf fünfzehn Millionen. Während der Nationalsozialismus die Arbeitslosigkeit, diese entsetzliche Geißel der modernen Menschheit, innerhalb weniger Jahre zu einer bloßen alptraumhaften Erinnerung machte, gelang es Roosevelt trotz New Deal und vieler dafür ausgeworfener Dollarmilliarden nicht, die Arbeitslosenziffer wesentlich unter zehn Millionen zu drücken.

Roosevelt zeigte sich unfähig, diesen ausgehungerten Menschenmassen Arbeit zu schaffen — und das im reichsten Lande der Welt! Der Boden begann nicht nur ihm, sondern der ganzen Clique, die er vertrat, unter den Füßen zu wanken. Wenn es nicht gelang, den Menschen wieder ein menschenwürdiges Dasein zu bereiten, dann mußte früher oder später die Tiefe sich auftun und die ganze verrottete Kumpanei von Geschäftemachern, die den Reichtum der Nation monopolisierten, erbarmungslos verschlingen.

In dieser wahrhaft verzweifelten Situation, die durch keine Propaganda, keine Kaminreden mehr zu verkleistern war, blieb nur noch ein einziger Ausweg: der Krieg. Er lenkte nicht nur die Aufmerksamkeit nach draußen ab, er lieferte nicht nur den Sündenbock für alles und jedes, sondern er schuf endlich den gesteigerten industriellen und landwirtschaftlichen Bedarf, der notwendig war, die Wirtschaft in Gang und wenigstens die Hälfte der Erwerbslosen in Arbeit zu setzen. Der Krieg war Roosevelts letzter Ausweg. Welch ein ungeheurer, grausiger Mißerfolg des amerikanischen Systems, daß ihm schließlich nur noch der Krieg als aller Weisheit letzter Schluß erschien, dieser Krieg, den Roosevelt schon in seiner berüchtigten Chicagoer Rede vom 5. Oktober 1937 als notwendig ausschrie — wobei er sich nach der bewährten Methode „Haltet den Dieb!" richtete. Denn selbstverständlich: America can do no wrong — Amerika kann gar kein Unrecht tun!

Welch eine Schmach, welch eine Schande für das reichste Land der Welt, das gar nicht bedrohte, mit allen Schätzen über und unter der Erde gesegnete, das nur siebzehn Menschen auf dem Quadratkilometer zu tragen hat, auf einem Gebiet, das von der Arktis bis zu den Subtropen reicht, von intelligenten, entwicklungsfähigen, tatkräftigen Menschen besiedelt worden ist! Dies Land, das ein Paradies für seine Bewohner sein könnte, wenn es anders, besser, menschlicher regiert würde, dies Land ist außerstande, ein ganzes Drittel seiner Bewohner zu ernähren. Ein ganzes Drittel! Denn zehn Millionen arbeitslose, erwerbsfähige Menschen ergeben mit den von ihnen abhängigen Familienmitgliedern dreißig oder vierzig oder fünfzig Millionen Menschen, je nachdem, wieviel Köpfe man auf eine Familie rechnen will — und das bedeutet rund und gut ein Drittel des amerikanischen Volkes.

Während arme, alte, enge, überfüllte Länder wie Japan oder Deutschland ihre Menschen vor der schlimmsten Not zu schützen verstanden, läßt das reiche, junge, weite, geräumige Amerika ein Drittel seiner Bevölkerung verkommen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

Damit allein schon ist der Stab über das amerikanische System gebrochen. Wie schlecht, wie gewissenlos, wie unfähig muß dies große, reiche Land geführt, verwaltet, regiert werden, wenn ihm nicht einmal gelingt, was so bedrängten Staaten wie Deutschland oder

Japan gelungen ist. Es kann ja nicht das Land sein, denn dies ist reicher als irgendeines — es muß am System liegen. Es ist das System des liberalen Kapitalismus. Es bedarf keiner wissenschaftlichen Untersuchungen, keiner langatmigen Beweise.

Wenn ein reiches Land nach einem gewonnenen Kriege, der ihm wahrhaft ungeheure und einmalige Vorteile einbrachte, ein Drittel seiner Bevölkerung zu Bettlern entwürdigt, zwei Drittel seiner Kinder darben läßt, dann ist es mitsamt seinem System, seinen Regierern und allen seinen Verantwortlichen wert, daß es der Teufel holt — und der Teufel wird es holen in oder nach diesem Krieg, den es mit einer Vermessenheit sondergleichen heraufbeschworen, gefördert und gewollt hat. Einen Krieg gewollt! Und das nach den blutigen, allerdings für Morgan und Genossen sehr lukrativen Erfahrungen eines ersten Weltkrieges, in dem Millionen junger Menschen auf den Schlachtfeldern verbluteten und andere Millionen an Krankheiten, Seuchen, Hunger und Bürgerkrieg elend umkamen.

Und gerade dies amerikanische System beansprucht, sich über die ganze Welt auszubreiten und sie zu beherrschen! Das ist einer der groteskesten Witze, den die Weltgeschichte sich jemals geleistet hat — und wenn sie noch eine Spur von Sinn und Gerechtigkeit in sich birgt, so muß er im Hohngelächter der ganzen Welt ein unrühmliches Ende finden!

*

Chicago ist eine große Stadt. Und Chicago ist vielleicht die amerikanischste Stadt aller Städte der Union; denn die großen Städte des Ostens, insbesondere New York, sind Städte der Einwanderer, riesige Sammelbecken, in denen eine bunte, gestaltlose und nicht zu gestaltende Menschheit durcheinanderwirbelt, wo Dutzende von Sprachen gesprochen werden und in manchen Stadtteilen überhaupt kein Englisch zu hören ist.

Chicago ist reinstes Amerika. Die hohe See ist weit. Wohl aber liegt es am Südende der großen nordamerikanischen Binnenseen. Das gibt ihm einen starken Atem und eine helle Luft. Und auch das erschien mir immer echt amerikanisch, daß es trotz aller Bemühung um Straßen, die sich rechtwinklig schneiden, um regelmäßige Häuserblocks, doch so wirr und verwirrend geblieben ist. Das Ufer des Michigansees weigert sich, ordentlich von Norden nach Süden zu

streichen. Der Des-Plaines-River mit seinen seltsamen Verzweigungen taucht immer wieder an den unmöglichsten Stellen auf. Kleine und große Seen durchflecken das Weichbild der Stadt, wie der Lake Calumet, der Wolf-Lake oder kleinere, wie Marquette oder Garfield. Man hat sie in Parks gebettet. Aber deshalb können die Streets oder Avenues, die Roads und die Drives doch nicht einfach über sie hinwegspringen. Und die Straßen hören unvermittelt auf, oder sie versickern irgendwo in wüsten Haufen alter Autos und verfaulender Kisten, oder sie biegen mit einemmal unvermutet ab, laufen nicht mehr Nordsüd oder Ostwest, wie sonst anständige amerikanische Straßen, sondern verlegen sich plötzlich auf Nordnordwest zu West und bringen dich völlig aus dem Konzept.

Und wenn die kleinen, plumpen Dampfer tuten und in den Chicago-River einfahren wollen, so spaltet die Brücke im Verlauf der mächtigen Michigan Avenue, Chicagos Prachtstraße, sich gähnend auf, hemmt den rauschenden Strom der abertausend rasenden Automobile und läßt den qualmenden Schlepper passieren, als sei dies wirklich wichtig. Chicago ist geladen mit Chaos wie keine andere amerikanische Stadt, die ich kenne. Darum schien sie mir mehr als andere Amerika zu spiegeln, denn auch Amerika ist geladen mit Chaos, furchtbarem Chaos, trächtig von Übermaß, Zerstörung und Verlassenheit.

*

Hier in Chicago begann die Kette von Wiederbegegnungen mit einer und derselben Person, die wohl zu den merkwürdigsten Fällen von unerwartetem Wiedersehen gehören, die mir je vorgekommen sind. Ich habe die Angewohnheit — wahrscheinlich teile ich sie mit vielen anderen — bei der Rückkehr in eine Stadt oder Landschaft stets wieder die gleichen Punkte und Plätze aufzusuchen, die ich von früheren Aufenthalten her kenne. Das führt manchmal zu sehr überraschenden Wiederbegegnungen mit Personen, die man längst vergessen hat. Trifft man aber an ganz verschiedenen Orten eines großen Landes die gleiche Person wieder, so gehört dazu schon eine Verkettung von Zufällen, die einzigartig genannt werden muß. Und doch ist mir gerade dies zuweilen passiert.

Weniger sonderbar, wenn auch auf den ersten Blick noch merkwürdiger, ist es, wenn man in den überseeischen Tropen, sei es im Fernen Osten oder in Afrika, plötzlich Leute wiedertrifft, die einem

unter völlig anderen Umständen vielleicht in einem ganz anderen Land oder Erdteil erstmalig begegneten. Da in diesen Ländern alle Europäer immer wieder, wenn sie überhaupt reisen, durch die gleichen großen Karawansereien oder Dampferbüros geschleust werden müssen, in denen sich alle Reiserouten verknoten, so ist die Möglichkeit, gerade an diesen Stellen alte Bekannte wiederzusehen, besonders groß. Aber es ist im Grunde immer dieselbe Gesellschaft, die sich dort ein Stelldichein gibt oder gab: eine große Anzahl von Überseekaufleuten und Pflanzern, ein kleinerer Kreis von Gelehrten und beamteten Personen, ein noch kleinerer von reisenden Journalisten und schließlich, dazwischen gestreut, jene nicht unbedeutende Clique von Leuten meist englischer oder amerikanischer Provenienz, die nichts weiter zu tun haben, als ihr allzu reichliches Geld zu verreisen und sich bald in diesem, bald in jenem Land zu langweilen und zu betrinken — denn ohne das kommt diese überalterte und dem Aussterben verfallene Sorte selten aus.

Nun, mit Leuten dieses Schlages war McMullin allerdings nicht zu vergleichen. Selbst in den Zeiten, als es ihm und den Seinen gut ging, hätte er sein Geld nicht auf überflüssigen Weltreisen verplempern können. Aber es reichte immerhin zu einem guten Chevraulet, einem geräumigen, allerdings nur gemieteten Haus und im übrigen zu all dem, was er selbst in stets nur respektvollem Tone „unsern amerikanischen Standard!“ nannte. Ganz genau bin ich offen gestanden nicht dahintergekommen, was er eigentlich damit meinte. Ich weiß nur einige Kennzeichen aufzuzählen.

Sie bestanden zunächst in einer Anzahl von elektrischen Geräten, als da sind: Staubsauger, Haartrockner, Radio, Eisschrank, Kochherd, Waschmaschinen und dergleichen mehr; zweitens darin, daß wenigstens eines seiner Kinder, in diesem Falle die von ihm vergötterte Tochter Clare, ein College besuchen durfte; weiterhin darin, daß sowohl er wie seine Frau einem Klub oder einer Loge angehörten, was der Fall war; außerdem rechneten natürlich ein Auto und ein Einfamilienhaus zum „Standard“, modische Hütchen und Kleidchen für Frau und Tochter und eine gewisse, von der Stange bezogene Eleganz für ihn selbst; dann absolute Kinofreiheit für ihn selbst und die ganze Familie, das Leben aus Konservendosen zur Entlastung der Hausfrau, die regelmäßig kleine oder größere „Parties“ zu geben hatte, in einem Kränzchen rundherum Bridge spielte und so tun durfte oder sogar mußte,

als regierte sie Haushalt und Familie mit ein paar Knipsern und Hebeln (McMullins Frau Jeanette eignete sich hierzu vorzüglich), dann „mußte man" mindestens einmal im Jahr zum Vergnügen irgendwo hinreisen, und schließlich, was mit zu den wichtigsten Punkten gehörte: man mußte einer angesehenen Kirchengemeinschaft angehören, den Pfarrer zuweilen einladen und bei Gemeinde- oder Kirchenfesten sichtbar eine Rolle spielen. Auch dies traf auf die McMullins zu: sie waren Glieder der presbyterianischen Kirche und gehörten, als ich sie das erstemal traf, zu einer Gemeinde in Niles Center, einem nördlichen Vorort Chicagos. Wenn dann obendrein Mr. oder Mrs. McMullin sich außerdem noch ein Steckenpferd leisteten, das weder einem sichtbaren Zweck diente noch zu den üblichen „Paraphernalia" des „Standard" gehörte, so war damit dem Ganzen die Krone aufgesetzt. Und selbst das traf auf die McMullins zu, er fotografierte und sie, wie es der amerikanischen Frau zukommt, interessierte sich für „geistige Dinge", zum Beispiel europäische Literatur; sogar von Kant und Schopenhauer hatte sie etwas gehört. Die McMullins stellten also wirklich in allen Punkten ein Muster des amerikanischen kleinbürgerlichen Lebens dar, wie es sich in den sieben fetten Jahren nach dem ersten Weltkriege entwickelt hatte. Sie benahmen sich laut, selbstbewußt und mit etwas gewaltsamer Fröhlichkeit und Unbekümmertheit. Bei ihren beiden Söhnen Jack und Hugh erreichte diese Unbekümmertheit die Höhen entwaffnender Flegelei, bei Mrs. McMullin eine oft genug ins Komische abirrende Hochnäsigkeit.

Und diese ganze Herrlichkeit von American Standard konnte sich 1927 jemand leisten, der bei einer großen Chicagoer Firma für elektrische Einrichtungen Installationsmeister war....

Ja, allerdings im märchenfernen Jahre 1927 mochte das alles noch zutreffen. Damals hing nicht nur den Amerikanern der blaue Prosperitätshimmel voller Geigen. Damals glaubte jedermann — auch solche, die es eigentlich besser hätten wissen müssen — an einen ewigen gleichmäßigen Anstieg der Preise, der Löhne, der Verdienste, der es sicher machte, daß es, wenn vielleicht auch nicht der übrigen sündigen Welt, so doch den Amerikanern besser und immer besser gehen müßte. Wie die braven Kinder (die meist in Wirklichkeit rechte Blagen sind) glaubten die Amerikaner an ihre herrliche Prosperity und an das Perpetuum mobile des Geldverdienens. Und was dem guten Henry am Gelde zuweilen noch fehlen mochte, das ergänzte er durch

gelegentliche kleine Geschäftchen in elektrischen Apparaten, die er wohl eigentlich nach seinem Anstellungsvertrage nicht hätte machen dürfen.

Wie gesagt, im Jahre 1927 —! Ist das wirklich erst fünfzehn Sommer her? Seitdem ist eine Welt eingestürzt, seitdem rasen Gewitter über die Himmel der Menschheit. Unter furchtbaren Wehen kündet sich die Geburt einer neuen Epoche an. 1927 — das liegt heute schon im Nebel der grauen Vorzeit, von Sagen umwoben und von Legenden umkränzt. Auch für mich, wenn ich an meine eigenen Jahre damals als ein kanadisch-amerikanischer Springinsfeld zurückdenke. Das waren Zeiten! Man mußte schon ein ganz übernatürliches Maß an Dummheit oder Faulheit anwenden, um nicht die Taschen voll Geld zu haben und bei vielen guten Geschäften oder ertragreicher Arbeit zu florieren. Damals konnte ich meiner Sehnsucht, mir die wilden, großen Länder anzusehen und ihr freies, unbegrenztes Leben zu führen, ruhig die Zügel schießen lassen und verdiente doch so viel dabei, daß ich mich schon nach anderthalb Jahren hätte selbständig machen können.

In diese allerletzten Jahre der paradiesischen Vorzeit zur heutigen sorgenvollen amerikanischen Gegenwart fällt der Anfang meiner Beziehungen zu den McMullins, das heißt eigentlich waren es nur solche zu Henry McMullin, dem Installateur und Liebhaberfotografen.

*

Der frühe Sommer stand in voller Pracht. Die dunklen Tannenwälder, die den zaubervollen Lake Louise in den kanadischen Rockies bis hoch hinauf zu den Säumen der ewigen Gletscher umkränzen, als sei er ein Kleinod der Götter dieser urgewaltigen Wildnis, gebreitet in schwarzgrünen Samt — dieser dunkle, duftende Samt der Tannenwälder wurde hier und da vom lichteren Grün der jugendlichen Büsche und Laubbäume erhellt. Über den hohen Bergen ringsum, deren Firne bei Tage und in den hellen Sternennächten schimmerten, erhob sich der wolkenlose Himmel wie eine gläserne Glocke. Sanftes Blau wallte vor den Fernen, und in unwahrscheinlich milden Tönen spiegelte sich das majestätische Bild der Gebirge und Gletscher im jadegrünen Wasser des Sees.

Ich wohnte in jenem riesigen Hotel am Nordende des Sees, das der Canadian Pacific gehört und das so tut, als sei die ewige Welt der

Rockies nur als Staffage vor die Hotelterrasse gebaut. Natürlich gehörte ich gar nicht in dies Hotel hinein; wenige Wochen zuvor hatte ich noch als verstaubter, verschwitzter Arbeiter auf einer Sägemühle im tiefsten Urwald West-Albertas gearbeitet und danach als Farmknecht tiefe, nasse Gräben für eine Wasserleitung ausgeschachtet. Wenn auch der Lohn hierfür etwa dem Gehalte eines deutschen Regierungsrats entsprach, so war doch das feudale Hotel am Lake Louise nicht einmal für Regierungsräte bestimmt. Aber ich hatte nun einmal mit echt amerikanischer Unbekümmertheit, die ich mir überraschend schnell aneignete, beschlossen, diesen Traum von Bergen, Wäldern, Gletschern und jadegrünen Gewässern von einem hohen Zimmer des Hotels aus zu genießen und quartierte mich ohne langes Überlegen dort ein, wo ein Zimmer mit Bad (und andere gab es nicht) so viel kostete, wie ich in einer Woche verdient hatte.

Als mein bescheidenes Vermögen schnell dahinschwand, war ich darauf verfallen, älteren reichen Damen, die das Hotel in größeren Herden bevölkerten, Unterricht in Philosophie und abendländischer Geistigkeit zu erteilen; wozu hatte ich schließlich in Berlin studiert und mir eine dicke Schwarte von Gehirnschmalz zugelegt. Das ging auch eine Weile ganz gut, bis eines Tages diese Hochstapelei über ihre eigene Frechheit stolperte und ich abfahren mußte. Ich sehnte mich nach ehrlicher Arbeit zurück, und mein Bedarf an Hotelleben und lauter zumeist dickbäuchigen, erfolgreichen Geschäftsleuten und snobistischen Ehegattinnen und Töchtern war mehr als reichlich gedeckt.

Immerhin hatte mir die Philosophie zuvor die Bekanntschaft von Mrs. McMullin vermittelt und damit die der ganzen Familie McMullin — das ist die einzige, die sich aus den vergnügten, abenteuernden Wochen am Lake Louise durch viele Jahre fortgesetzt hat — womit übrigens „unter Beweis gestellt" wird, daß ich zum Hochstapler doch nicht allzuviel Talent besitze, sonst müßten ja die von mir kantisch oder platonisch befruchteten Dollarmillionärswitwen als Fortsetzungen der glücklichen Tage am Lake Louise in meinem amerikanischen Bekanntenkreise glänzen statt der achtbaren, aber keineswegs zum dollarischen Adel gehörigen McMullins.

Die McMullins wohnten natürlich nicht in dem teuren Schloßhotel. Am Wege talab gibt es noch ein paar bescheidenere; da hatten sie sich eingemietet. Mrs. McMullin hatte irgendwie von meiner anspruchs-

vollen Tätigkeit gehört. Natürlich hatte ich mein Europäertum und meine engere Landsmannschaft mit Kant und Kopernikus gebührend unterstrichen, als wäre ich beider „natürlicher Sohn“, und dergleichen machte, wenn man sich entsprechend „ausgefallen“ benahm, was mir notfalls nicht schwer wird, einen tiefen Eindruck auf den besseren Mittelstand und die krampfhaft bemühten Kleinmillionäre, die sich im Lake-Louise-Hotel, wie stets in solchen Touristenställen, ein Stelldichein gaben. Mundus vult decipi, und ich verdiente mir bei der Befriedigung dieses Wunsches ein paar schöne Wochen meines Daseins.

Sie hielt mich eines Tages auf dem verträumten Pfade um das Seeufer an, wo man zu dem erst recht verwunschenen Mirror-Lake hinaufsteigt. Ich war leicht zu erkennen, denn außer meiner Arbeitskleidung und meinem Busch- und Urwaldhabit besaß ich nur einen einzigen Anzug; der war von schwarzem Stoff, und ich mußte ihn tagaus, tagein tragen, denn in Overalls und Windbreaker konnte ich natürlich nicht durch die Hotelhalle stapfen. Ich hatte aus der Not eine Tugend gemacht und trug mich von früh bis spät in Schwarz, was meinem philosophierenden Metier sicherlich die richtige Folie gab. Mit leichtfertigen Flanellhosen oder gestreiften Klubjacken hätte ich mich als ein Kind Kantischen oder Hegelschen Geistes nur sehr viel schwerer ausweisen vermocht.

Also Mrs. McMullin hielt mich schwarzberocktes Philosöphlein einfach an und fragte mich, ob ich nicht auch ihr die höheren Weihen der Geisteswissenschaften austeilen könnte. Ich machte sie vollständig ungerührt darauf aufmerksam, daß ihr dies wohl doch etwas zu teuer kommen würde, denn nichts treibt besser den Preis als solche Zweifel von vornherein, und wenn sie mich schon an meinem heimlichen Entweichen in die ungestörte Einsamkeit am Mirror-Lake zu hindern wagte, so sollte sie dafür büßen. Kleinlaut bekannte sie dann auch, daß sie wohl nicht imstande wäre, solche Honorare anzulegen wie die alte Mrs. Miles-Brantwood; die wäre ja auch die Witwe des großen Sargfabrikanten Miles-Brantwood, was ich übrigens bei dieser Gelegenheit zum ersten Male erfuhr (daher also stammte ihre makabre Vorliebe für Spenglers „Untergang des Abendlandes“ und Schopenhauers „Über die Weiber“ —!). Als Mrs McMullin weiter betonte, daß sie ihre unzureichende finanzielle Leistungsfähigkeit durch um so größeren Eifer und echte Begeisterung wettmachen würde, hatte ich natürlich nur ein bedauerndes Achselzucken als Antwort.

Aber wir einigten uns schließlich doch. Ich ging von meinen anfänglich geforderten fünfundzwanzig guten Golddollars auf zehn herunter; das war auch nicht schlecht — um so mehr, als ich die erste Stunde gleich peripatetischerweise bei einem Rundgang um den See erteilen konnte und im Anschluß daran von der wildbegeisterten Schülerin zum Abendessen im Kreise ihrer Familie eingeladen wurde (und jedes ersparte Abendessen fiel bei mir ins Gewicht, denn unter fünf Dollar kam man im Speisesaal meines gloriosen Hotels niemals weg). Ich merkte, als ich dem braven McMullin vorgestellt wurde, wobei sich die Wangen seiner Gattin in mädchenschöner Raschheit röteten, daß um mich und die zehn Dollar für die Stunde wohl ein beträchtlicher Kampf geführt worden war. Sicherlich hatte McMullin errechnet, daß er wieder einige elektrische Apparate außer der Reihe verhandeln mußte, wenn er wieder nach Chicago zurückgekehrt sein würde, und das trübte natürlich seine Ferienstimmung. Aber gegen den Willen einer ambitiösen amerikanischen Ehefrau, die in ihrem Bridgeklub daheim prunken will, sie hätte bei dem gleichen Weisen (in diesem Falle ich — haha!) wie drei Millionärswitwen etwas über Schopenhauer (nicht) gelernt, ist kein Kraut gewachsen, und Henry McMullin hatte schließlich in mich sauren Apfel beißen müssen. Und dann lernte ich Clare kennen, die Tochter und Älteste von fünfzehn Jahren, ein nervöses, fahriges, hübsches Geschöpf mit auffallenden Manieren und einem Gesicht, auf dem ich den Zauber der Unberührtheit vergeblich suchte. Mrs. McMullin vergaß nicht, bei der Vorstellung zu betonen, daß Clare, our dear Clare, soo begabt für den Bühnentanz wäre und sicherlich eine große Laufbahn vor sich hätte, worauf der Vater stolz einfiel, ja, so wäre es — und dabei könnte man, wie er sich hätte sagen lassen, eine schwere Menge Geld verdienen. Ich quittierte die sich hierin ausdrückende Eitelkeit der Welt mit einem säuerlichen Lächeln.

Dann waren da noch Jack und Hugh, zwei schlaksige Lümmel von zwölf und dreizehn Jahren, die mir mit verstockter Ablehnung und dem festen Willen, mich zu ärgern, begegneten — was ihnen übrigens nie gelungen ist, denn sie verkannten mich und mein Geschick, sie auf die reizendsten Glatteise zu führen, vollständig. Das Abendessen ging etwas steif vonstatten. Die gute Mrs. McMullin redete gebildet daher, daß sich die Balken bogen; ich machte pflichtschuldigst auch in Geist, wie es von mir erwartet wurde. Clare warf manchmal eine

schnippische Bemerkung dazwischen, die ich stets mit einer leichten, höflichen Verbeugung quittierte, während McMullin nur übrigblieb, von Zeit zu Zeit zu beteuern, er fände das alles schrecklich interessant, dieser Lügner und Pantoffelheld.

Seine beiden Sprößlinge, die mehr nach seiner materialistischen Art geschlagen waren, starrten mich mit vollen Backen zuweilen finster an, viel zu beschäftigt damit, das Essen fuderweise einzuschaufeln, als daß sie ein Wort hätten herausbringen können; aber das wurde auch nicht von ihnen verlangt! — Ist ja eine reizende Familie, stellte ich bei mir fest, und wenn du für die zehn Dollar stets an solchen Familiendinners teilnehmen mußt, dann verzichtest du in diesem Falle lieber darauf, deine Schulweisheit für Geld an den Mann oder die Frau zu bringen.

Aber es kam anders. Nach dem Abendessen hatte die gute Frau mitsamt den Kindern für eine längere Weile zu verschwinden, und der bedauernswerte McMullin hörte sich von seiner Gattin dazu aufgefordert, mit mir einen kleinen Spaziergang zu machen, denn danach wollte sie noch ein wenig mit mir plaudern.

Da mir Henry McMullin von vornherein besser gefiel als die ganze übrige Familie, so gab ich mir Mühe, mich bei ihm in ein möglichst erfreuliches Licht zu setzen. Ich ließ unter Männern durchblicken, daß mein philosophischer Lebenswandel schließlich auch nur „business“ wäre und jeder das verkaufte, was ihm zur Verfügung stände; der eine Zwiebeln, der andere elektrische Apparate und der dritte Philosophie. Darauf zwinkerten wir uns beide an und verstanden uns wesentlich besser. Ich machte ihn bescheiden darauf aufmerksam, daß wir Europäer eben nicht viel mehr zu verkaufen hätten als „Geist“ und also damit vorliebnehmen müßten, ihn so teuer wie möglich zu verschleißen; wenn wir gute Elektroapparate hätten, so wären uns die zum Geldverdienen natürlich viel lieber. Das leuchtete ihm höchlichst ein, erweckte einerseits sein Mitleid, anderseits sein Verständnis und bannte die anfängliche Fremdheit zwischen uns. Ich war offenbar doch ein Mann, mit dem sich reden ließ, und kein schwärmender Unmensch.

Als seine Frau nach einer Dreiviertelstunde etwas aufgeregt zu uns stieß, fand sie uns in ein handfestes Männergespräch über die Anwendung von Elektrizität auf der Farm vertieft, was sie mit sichtlichem Erstaunen zur Kenntnis nahm. Sie wußte offenbar nicht, ob sie sich

darüber freuen sollte, daß ihr Mann mir mit seinen Fachkenntnissen imponierte, oder ob sie sich darüber ärgern sollte, daß ich gar keine Lust mehr bezeigte, mich über weitere philosophische „Probleme" zu verbreiten.

Und bei diesem Widerspruch der Gefühle sollte sie bis zu ihrer Abreise verbleiben; ich weigerte mich fortab hartnäckig, mich außerhalb der bezahlten Stunde weiter „geistig" zu unterhalten, zog es vielmehr vor, die Bande männlicher Freundschaft mit Henry fester und fester zu knüpfen. Bis dahin war ich viel zu intensiv mit dem bunten Wechsel meiner ersten amerikanischen Erlebnisse beschäftigt gewesen, um mich allzusehr um die Menschen zu kümmern. Je mehr nun das neue Dasein an Fremdheit und Überraschung verlor, desto stärker begannen mich die Personen zu interessieren, die es trugen, und zwar nicht nur wie ich als freibeutender Gast, sondern für dauernd. Die ausgemergelten oder dicken steinreichen alten Tanten im Hotel, die mich am liebsten wie eine Zitrone ausgepreßt hätten, gaben mir bereits mancherlei menschliche Rätsel auf. An McMullin aber begriff ich zum erstenmal, was Mittelwesten, Main Street, amerikanische Normierung und amerikanischer Standard eigentlich bedeuteten. Er war ein Mensch, hatte ein gutes Herz, liebte seine Familie ziemlich vorbehaltlos, ohne auf sie einwirken zu können, und fürchtete sich vor nichts mehr, als äußerlich oder innerlich irgend etwas zu tun, zu denken, zu sagen, was anders wäre als eben amerikanischer Standard, obgleich im einzelnen gar nicht immer leicht anzugeben war, worin der Standard eigentlich bestand.

Die ganze Religion dieses Mannes lag in dem Glauben, daß alles so, wie es wäre, sich ganz prächtig anließe und daß alles immer prächtiger würde, die Autos, die Dividenden, die Glückseligkeit und das ganze Gelobte Land Amerika, God's own country, des lieben Gottes eignes Land, der deswegen auch die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hätte, ihm reichen Dollarsegen zu spenden und es über alle anderen Länder zu erhöhen.

Wenn ich auch damals noch ein junger Kerl war und ohne große Bedenken das Dasein von der besten Seite nahm, so stammte ich doch aus dem alten Europa, in welchem „der Krieg" im Hintergrunde jedes Schicksals gestanden hatte und stand. Wir wissen alle seitdem, daß es sehr wenig Sicheres auf dieser besten aller Welten gibt, daß vielleicht morgen schon der Hammer wieder zuschlägt und daß nichts

zuverlässiger ist als der alte Satz: Erstens kommt es anders, zweitens, als man denkt.

McMullin war von solcher Gedanken Blässe noch nicht angekränkelt. Er konnte in eine wahrhaft sittliche Entrüstung ausbrechen, wenn ich bloß zum Spaß daran zu zweifeln wagte, daß Amerika das beste, herrlichste, schönste, glücklichste und vollkommenste Land der Welt wäre. Mit wahrer Heilsarmeebegeisterung glaubte er daran, daß die United States von Gott dazu bestimmt seien, in absehbarer Zeit die Welt zu beherrschen und ihr das Evangelium des American Standard zu bescheren wie ein guter, aber etwas aufdringlicher und leicht zu kränkender Weihnachtsmann. Mit einer beinahe rührenden Naivität glaubte er daran, daß mehr Automobile, mehr Eisschränke, mehr Baseball und mehr Eiskrem die ganze Welt früher oder später in ein amerikanisiertes Paradies verwandeln würden mit dem lieben Gott als einem würdigen, gutangezogenen Generaldirektor an der Spitze, der gern ein Auge zudrückte, wenn McMullin hier und da ein paar Apparate hintenherum verkaufte, wie er mit schöner Offenheit bekannte, als wir in Eintracht und Begeisterung zum ersten Male auf meinem Zimmer eine Flasche guten kanadischen Whiskys vertilgt hatten (damals herrschte südlich der Grenze in den Staaten noch die Prohibition, die von Mrs. McMullin glühend verteidigt wurde, obgleich ich mehrmals bemerkte, daß Clare, dies saubere Früchtchen, einen sehr verdächtigen Alkoholatem von sich blies).

Ich hatte es mit der guten Mistreß verdorben, denn ein schwarzröckiger Philosophielehrer, der unbescholtene Ehemänner (so unbescholten war Henry nun wieder nicht, aber davon ahnte die Gute nichts) zum Konsum von Whisky verführte, verfügte wohl kaum über das Arkanum des allerhöchsten Geistes. Sie behandelte mich seitdem mit einer gewissen verhaltenen Wehmut wie einen gefallenen Engel. Offenbar wäre es ihr lieber gewesen, ich hätte ihren Elektromann keiner Unterhaltung gewürdigt.

Er aber war mir längst viel interessanter als sie. In ihm erlebte ich den urechten amerikanischen Spießer und Kleinbürger in Reinkultur, der für Autos, Radioapparate und moderne Reklametechnik ebenso schwärmt, wie man früher für Schlummerrollen, Quittengelee und den so nüdlichen jungen Prinzen August-Theodor des regierenden Fürstenhauses schwärmte. Dabei war er im Grunde ein liebenswerter Mensch, der mir sogar mehr als einmal leid tat, denn seine Frau nahm

ihn eigentlich nicht ganz für voll; er durfte Geld verdienen — das wurde nicht besonders hoch geachtet; im übrigen war nach seiner Familie Meinung nicht allzuviel Staat mit ihm zu machen. Die Tochter Clare behandelte ihn mit einer gewissen mitleidigen Verachtung, während die Söhne einfach frech und ungezogen waren. Aber erstaunlich für mich blieb immer wieder, wie wenig ihn all diese mißlichen Dinge anfochten; er fand eben alles prächtig, bewunderte die Ambitionen seiner Frau, die herausfordernde Grazie seiner Tochter und die biederen Flegeleien seiner Söhne.

Ich fragte mich: was gehört wohl dazu, um diese selbstzufriedene Bonhomie zu erschüttern? Ich sagte ihm einmal: „Wissen Sie, wir im alten Lande haben alle gelernt, uns vor der Arbeitslosigkeit zu fürchten!"

Er lachte siegesbewußt: „Ja, das ist hier anders als in Europa: wer hier arbeiten will, findet immer Arbeit. Arbeitslos sind nur die Faulen. Bei euch gibt es mehr Arbeiter als Jobs, bei uns aber mehr Jobs als Arbeiter. Deswegen leben wir solch ein sorgloses Dasein!"

Und ich gestand, daß Amerika zu beneiden war.

Ich war zugegen, als sie abfuhren, denn die vierzehn Tage, die er sich bewilligt hatte, waren um. Er war durch mich um sechzig Dollar ärmer und ich um ebensoviel reicher geworden. Es dauerte eine Weile, bis das Gepäck im Auto verstaut war, bis der Streit der beiden Bengel, wer den Fensterplatz bekäme, endlich geschlichtet schien, bis Clare und die Mistreß Platz genommen und Henry all die Ermahnungen verdaut hatte, die ihm, was seine Fahrkunst anbetraf, vor der Abreise vom weiblichen Teil der Familie reichlich gespendet wurden. Die Mistreß verabschiedete sich von mir nur sehr oberflächlich und ungnädig; vielleicht hatte sie sogar auf vorzeitige Abreise gedrungen, damit ich die Moral des guten Henry durch meinen europäischen Zynismus nicht noch mehr untergrübe.

Er versprach noch, mir je einen Abzug der vielen Fotos zu schicken, die er am See und sonstwo aufgenommen hatte. Im übrigen schnitt er ein ziemlich unglückliches Gesicht, zog mir, ohne daß die anderen es sahen, eine komisch-verzweifelte Grimasse, ließ schließlich die Kupplung eingreifen und rollte langsam den Berg hinab. Zum Abschied hatte er mir nach amerikanischer Manier zugerufen: „See you again sometime!"

Damals ahnten wir beide noch nicht, daß sich diese Erwartung erstaunlich erfüllen sollte.

Auch ich schnürte bald darauf mein Bündel und trollte mich in die Okanagan-Vallay, wo ich auf anständige Weise mit meiner Hände Arbeit mir mein Brot zu verdienen fortfuhr. Immerhin hatte mein Aufenthalt im Hotel Lake Louise sich selbst bezahlt gemacht und mich um wichtige Erkenntnisse und amüsante Erfahrungen bereichert.

*

Jahre gingen ins Land. Ich hatte das letzte Aufschäumen des amerikanischen Fortschrittstaumels erlebt. Es ist eigentlich nur einem glücklichen Zufall zu verdanken, daß ich damals nicht für dauernd in Amerika oder Canada Fuß zu fassen versuchte; vielleicht hätte ich dann denselben Weg genommen, den McMullin nahm, als das Unwetter der Krise hereinbrach und sich in einen lähmenden Dauerzustand verwandelte. Allerdings wäre mir kein naiver Kinderglaube zerbrochen, wie es vielen guten Amerikanern geschah. So hätte ich mich, von vornherein illusionslos, leichter durchbeißen können.

Genau vier Jahre nach meinen philosophischen Eskapaden am Lake Louise war ich in Chicago zu einer hübschen kleinen Party, einer Abendgesellschaft, bei dem Finanzchef einer der größten Firmen des Automobilhandels eingeladen. Der Hausherr hatte sich schon in den Tagen zuvor viel über die Krise in Europa und in Amerika mit mir unterhalten und meinen Schilderungen über die Lage der Arbeitslosen in Detroit, über die ich mancherlei in Erfahrung gebracht hatte, keinen rechten Glauben geschenkt. Gewiß, er gab zu, daß auch seine Firma viele Angestellte und Arbeiter „abgelegt" habe, aber nach seiner Meinung fänden nur die Faulen und die Langweiligen keine Arbeit. Die Erwerbslosenziffern, die ich nannte, hielt er einfach für Machenschaften der kommunistischen Propaganda, die Schilderungen von den Zuständen, die ich in Detroit angetroffen hatte, für Ausnahmefälle und außerdem für übertrieben. Er lehnte auch jede soziale Verantwortung für sich und seine Firma ab und fühlte sich durchaus im Recht damit. Immer wieder kam er auf das gleiche Argument zurück, das in seiner Primitivität schwer zu erschüttern war:

„Ich habe auch am unteren Ende der Leiter anfangen müssen, und mir ist nichts geschenkt worden. Die Leiter stand jedem offen. Wenn ich jetzt oben bin und die anderen unten sind, so bin ich nicht dafür

verantwortlich. Und was die christliche Nächstenliebe anbelangt, so habe ich meiner Frau einen Fonds dafür zur Verfügung gestellt."

Ich versuchte es mit einigen Einwänden, meinte, daß das eine gute Philosophie wäre für die, die oben auf der Stange säßen, für die unten aber nicht. Dann ging er zu offenem Angriff über und fragte mich:

„Wenn Sie Ihre Stellung verlieren, würden Sie dann den Mut sinken lassen? Sind Sie nicht, genau wie ich im gleichen Falle, fest davon überzeugt, daß Sie früher oder später wieder Boden unter den Füßen finden und bald wieder obenauf sein würden?"

Ich mußte zugeben, daß dies allerdings meiner Überzeugung entspräche; aber ich gab zu bedenken, daß ein großer Teil der Erwerbslosen, bevor das Schicksal sie traf, sicherlich genau der gleichen Meinung gewesen sei. Gerade überlegte er sich eine schlagende Entgegnung auf diesen Einwand, als seine Frau mit ein paar Gästen das Zimmer betrat, denn wir hatten uns in sein Zimmer zurückgezogen, um ungestört zu diskutieren, während die anderen im Ping-Pong-Raum gewesen waren, um das reichliche Abendessen besser zu verdauen. Nun sollte Karten gespielt und geplaudert werden, und dabei waren wir nicht zu entbehren. Die Frau des Hauses merkte, worüber wir sprachen, und vertraute mir an, daß sie eine ganze Menge armer Teufel unterstütze, und zwar aus Prinzip nur unverheiratete Einzelgänger, denn die Männer mit Familien bekämen eher etwas von der Stadtverwaltung oder anderen wohltätigen Organisationen. In den knappen zehn Minuten, die wir uns darüber unterhielten, ehe die Kartentische aufgestellt und die Plauder- oder besser Klatschecken eingerichtet wurden (für die ich vorangemeldet war, denn Klatsch finde ich herrlich, diesen Spiegel der Menschlichkeiten und Allzumenschlichkeiten), erfuhr ich von ihr drei ihrer letzten „Fälle", wie sie es nannte: als ersten den eines jungen Mechanikers, der einen Selbstmordversuch begangen hatte, und zwar so amerikanisch wie nur möglich; er hatte sich vorgenommen, höchstens hundertmal um Arbeit nachzufragen; sollte sich bis dahin keine Möglichkeit finden, so wollte er Selbstmord begehen. Das hatte er auch mit treuer Sturheit probiert, als es so weit war, jedoch ohne Erfolg; man fischte ihn aus dem Wasser heraus, ehe er seinen Geist völlig aufgegeben hatte. In der Rettungsstation war er dann in die Schlingen dieser reichen, klugen und wohlwollenden Dame geraten.

Interessanter waren die beiden anderen Fälle, in denen es sich um

ein Freundespaar handelte. Der eine davon wäre Bildhauer, sehr begabt, aber nur mit geringem Talent für Reklame ausgestattet, der andere ein Schneider, der ein paar Blocks westlich vom Lincoln Park ein komisches Geschäft für alte Kleider und Möbel aufgemacht hatte, die er von anderen, ebenso armen Teufeln, in Kommission erhielte, um sie zu verkaufen. Die Polizei hatte sich mit ihnen beschäftigen müssen, weil sie den Keller, in dem sie hausten, eigentlich nicht als Laden benutzen durften. Aber die Lady fand ihre Existenz viel zu „pittoresk", als daß sie die Polizei nicht beschwichtigt und die rückständige Kellermiete nicht bezahlt hätte. Ob man für den Bildhauer — er sollte aus Wien stammen — nichts tun könnte, fragte sie mich.

Das überraschte mich natürlich: sie mußte doch viel eher dazu in der Lage sein als ich. Ich sagte ihr, das Einfachste wäre wohl, dem Manne etwas abzukaufen. Aber darauf biß sie nicht an, sondern gab dann nach einigem Befragen zu, die Arbeit des Mannes wäre einerseits nicht „sweet", anderseits nicht „modern" genug, was mich für den Betreffenden einnahm; er fabrizierte also weder Kitsch noch anspruchsvollen, neuzeitlichen Kunstkohl. Ich bat sie um die Adresse und bekam sie gleich aus ihrem Taschenbuch.

Am nächsten Tage machte ich mich auf, um Joe Trenton, den Schneider, und Karl Ettig, den Bildhauer, zu besuchen. Da ich im Knickerbocker-Hotel wohnte, so hatte ich nur zehn Minuten zu Fuß zu gehen. Auch diesmal wieder überraschte und verwirrte mich die Fassadenhaftigkeit dieser Stadt Chicago. Verließ man erst einmal die Straßen der Wasserfront mit ihren großartig aufgetürmten Riesenhäusern, Hoteltürmen und Bankpalästen (die übrigens damals im Herbst 1931 alle zur Hälfte und mehr leerstanden) und tauchte westwärts oder südwärts in das endlose, trostlose Gewirr der Hinterstraßen, so fühlte man sich in ein wahres Meer von „freundlosen Gassen" verschlagen, wo sich Schmutz und Müll zu Bergen häuften, der Asphalt, wenn es ihn überhaupt gab, von tiefen Löchern strotzte, die man vorsichtig umfahren mußte, wenn man sich nicht die Achsen seines Autos brechen wollte. In der Erinnerung erscheint es mir, als bestände Chicago, vom Loop, seiner Vorderfront, abgesehen, nur aus elenden Hinterstraßen, denn die vornehmen Viertel liegen weit vor der Stadt, im Norden, am Seeufer.

Ich fand den Keller bald; er lag in einer Gegend, die genau so verräuchert häßlich und schmutzig war wie die Slums von Liverpool

oder Manchester. Ich mußte mich ducken, um am unteren Ende der steilen Treppe in den Laden eintreten zu können. Eine scheppernde Glocke erscholl, nach eigenem Patent konstruiert, wie ich gleich feststellte; und dann stolperte ich in einen säuerlich riechenden, halbdunklen Raum, in dem von schattenhaften Regalen allerlei Undefinierbares herabbaumelte. Während ich noch stand und mich in der Dämmerung zu orientieren suchte, erscholl von irgendwo aus dem Hintergrunde eine Stimme: „Augenblick! Komme sofort!"

Es verging jedoch eine ganze Weile, die von zischenden und kratzenden Geräuschen und einem halblauten Wortwechsel durchtönt wurde. Gleichzeitig verbreitete sich der unverkennbare Geruch von Bratkartoffeln und schlechtem Fett. Mir dauerte die Geschichte zu lange, ich schritt auf den lumpigen Vorhang zu, der das Hinterende des Raumes, wie ich inzwischen begriffen hatte, gegen das vordere Magazin abschirmte, schlug ihn beiseite, wo ein Lichtritz mir den Eingang verriet, und sagte: „Bratkartoffeln? Gar nicht schlecht! Vielleicht kann man was abhaben?"

Die beiden blaßgesichtigen Männer verzogen ihren Mund, als wenn sie solche Zudringlichkeit gefürchtet hätten, drückten aber dann doch eine hochgestellte Kiste neben den kleinen Gaskocher, auf dem die Pfanne mit den halbverbrannten Kartoffeln stand; ich bekam eine Gabel in die Hand gedrückt, und dann aßen sie schweigend mit dem Ernst von Leuten, die sich darüber klar sind, daß Bratkartoffeln einen großen Schatz darstellen, wenn man nichts weiter hat als sie. Ich sprach dem Mahle bescheiden zu. Die Selbstverständlichkeit, mit der mir ein Platz eingeräumt wurde, sprach dafür, daß oft genug hier jemand einbrach, um an dem einfachen Mahle teilzunehmen und den gröbsten Hunger zu stillen; die beiden waren offenbar gute Kameraden und wußten, wie Hunger tut. Als schon der Boden der Pfanne durch Kartoffeln schaute und wir bereits die erste Tasse dünnen Kaffees getrunken hatten, sagte ich: „Ich komme von Mrs. Ellswort", worauf sie beide wie auf Kommando ihre Gabeln niederlegten.

„Will sie uns schon wieder retten?" fragte schließlich Trenton, der Schneider, mit deutlicher Ablehnung und Mißtrauen in der Stimme.

„Retten? Nein! Durch mich jedenfalls nicht. Ich eigne mich schlecht für Heilsarmeeaufgaben!"

Und ich erklärte die Gründe meines Besuches und gab kurze Auskunft über Woher und Wohin. Inzwischen war der Rest der Kar-

toffeln verzehrt worden, und ich konnte eine Zigarette anbieten, mit der ich lebhafte Begeisterung erweckte. Der Bildhauer war ein mittelgroßer Mann, dem man ansah, daß er trotz der Entbehrungen, die auf seinem Gesichte ihre Spuren hinterlassen hatten, bedeutende Körperkräfte besaß. Er beteiligte sich nun zum erstenmal an der Unterhaltung, gab sich als Landsmann zu erkennen, er stammte aus Wien, und den Anschluß vollzogen wir ohne langes Überlegen damals schon. Er sagte: „Wissen Sie, das Geld der Mistreß Ellsworth können wir ja nicht ablehnen. Dazu geht es uns zu dreckig. Aber die verfluchten psychologischen Experimente, die sie mit uns angestellt, sind eine bittere Beigabe; man kommt sich wie ein Versuchskaninchen vor, an dem sie in allen einzelnen Stadien studieren will, was es beim Verhungern fühlt. Der Teufel soll diese reichen Weiber holen, die sich selbst noch für ihre Almosen Sensationen erstehen wollen. Und dann rückt sie unsereinem mit Ratschlägen auf den Hals, wie man durch geistige Übungen die Entbehrungen leichter erträglich machen kann. Als ob uns danach der Sinn steht! Arbeiten wollen wir und gar nichts anderes; dann käme unsere Psychologie ganz von selbst in Ordnung."

Er begann, die Odyssee seiner amerikanischen Jahre zu erzählen. Neben seiner künstlerischen Bildwerkerei war er gelernter Steinmetz. Nach dem ersten Weltkrieg wanderte er, sobald es wieder möglich wurde, nach Nordamerika aus, in der Hoffnung, daß sein solides Handwerk ihn tragen würde, bis seinen künstlerischen Arbeiten Erfolg beschieden wäre. Das war also ein Auswanderungsplan gewesen, wie er gesünder gar nicht gefaßt werden konnte, und er schien zunächst auch zu glücken. Das Handwerk nährte ihn gut, solange die Konjunktur bergauf wies. Seit aber 1929 die große Verdienstwelle sich als bloße Spekulation erwiesen hatte, war er von einem Fehlschlag in den andern gestolpert. Es glückte ihm nicht mehr, irgendwo feste Arbeit zu finden, und bei diesem ermüdenden Wechsel zwischen gelegentlicher Arbeit und der Suche danach war sein Erspartes draufgegangen. Das heißt, einen Betrag hatte er abgespalten und die Kosten eines Bronzegusses damit bezahlt, den er von der besten Statue, die er je gemacht zu haben glaubte, anfertigen ließ. Er setzte alles auf diese eine Karte, denn es lockte eine Ausstellung in New York, bei der zwar keine Geldprämien zu gewinnen waren, wo aber die prämiierten Arbeiten Aussicht hatten, gute Preise zu erzielen.

„Damals hatte ich mich schon mit Trenton zusammengetan; wir

lernten uns beim Anstehen nach Suppe vor einer der städtischen Suppenküchen kennen — und verstanden uns. Allerdings hausten wir damals noch nicht in diesem verfluchten, ewig dunklen Keller. Eines Tages kam tatsächlich ein Brief aus New York: meine Statuette hätte den zweiten Preis gewonnen. Wir waren verrückt vor Freude. Und der Hauswirt, der mich schon aus meinem seit Monaten nicht bezahlten kleinen Atelier hatte hinauswerfen wollen, prolongierte noch einmal. Ich hatte natürlich kein Geld, nach New York zu fahren, auch keinen brauchbaren Anzug mehr. Und wir warteten jeden Tag, daß meine Arbeit verkauft werden würde. Die Idee dazu hatte ich aus einem Strandbad an der Donau bei Wien mitgebracht. Wir warteten vergeblich. Es geschah nichts — bis eines Tages ein Brief ankam, ich möchte Geld schicken, damit der Rücktransport bezahlt würde; meine Arbeit hätte keinen Käufer gefunden. Da Trenton gerade seit drei Wochen eine Aushilfsstellung innehatte, so konnten wir wirklich genug zusammenkratzen, um die Kosten der Rücksendung zu decken. Wollen Sie sie sehen? Ich habe seither nichts wieder zustande gebracht!

Gewiß wollte ich sie sehen. Er erhob sich, zog eine kleine Holzkiste unter dem verbogenen Bett hervor, auf dem sie beide gesessen hatten, hob den Deckel ab und wickelte aus sauberen alten Tüchern eine wohl vier Handbreit hohe Bronzefigur, die er mit vorsichtigen Händen aus ihren weichen Hüllen hob und auf den niedrigen Tisch stellte, von dem er die Geräte des Essens und den Gaskocher heruntergenommen hatte. Da stand es nun, dies stumme, zierliche, stille Gebilde, und es war, als seien mit einem sanften Zauberschlage die elende Behausung, die jämmerlichen Möbel, die abgestandene Luft, die dürftige Beleuchtung aus einer lose von der Decke pendelnden Birne verwandelt. Vielleicht war es auch nur der Gegensatz, der mich so ergriff. Doch auch den beiden schien er das Herz eigentümlich zu bewegen, obgleich ihnen der Anblick nichts Neues sein konnte.

Vom gelblichen Licht der elektrischen Lampe kunstlos angestrahlt, erhob sich da zwischen uns drei einsamen Männern aus braunroter Bronze der schmale, unverhüllte Leib eines jungen, schreitenden Mädchens, fast eines Kindes noch, dem doch schon in den weicheren Hüften und sanft sich wölbenden Brüsten die Ahnung künftiger Liebesfähigkeit aufgeprägt war. Die sacht erhobenen Arme schienen in halb furchtsamer, halb vertrauensvoller Gebärde sich gerade zu einem Ersehnten aufheben zu wollen, was auch immer dies sein

mochte; und in dem sanft vorgeneigten Haupte war zugleich so viel Demut, Stolz und schenkende Tugend ausgedrückt, daß das Herz des Betrachters enge ward; hier hatte das süße Leben Form gewonnen, das blühende Dasein, ehe es noch enttäuscht worden ist, ehe es noch gelernt hatte, daß es sich bewahren muß, wenn es nicht frühzeitig entblättert werden will. Ein Bildwerk, so keusch, wie nur ein junges Mädchen vor dem Erwachen sein kann, und doch so lebendig knospend und verhalten glühend, sehnsüchtig schon nach allen dunklen Geheimnissen.

Ich bin kein Kenner; aber daß hier ein echtes Kunstwerk vor mir stand, das fühlte ich mit völliger Sicherheit. Zugleich regte sich in mir ein Gedanke, den ich aussprach, ehe ich ihn klar erfaßte:

„Natürlich, damit konnte man in Amerika nichts erreichen. Das ist viel zu europäisch, viel zu deutsch! Solche Mädchen gibt es hier ja gar nicht!"

Keiner antwortete. Offenbar hatten sie sich längst über diesen Punkt geeinigt. Karl Ettig drehte nur ein wenig am Sockel der Statuette, damit wir sie unter einem anderen Gesichtswinkel betrachten konnten, und nach einer langen Weile noch einmal und dann noch einmal.

So stand das reglose, seelenvolle Bronzebild zwischen uns drei Männern und mußte sich wehrlos gefallen lassen, daß wir es von allen Seiten betrachteten; aber es schien eine verhaltene Sanftmut auszustrahlen, die uns alle drei tröstete wie der Brief einer fernen Geliebten, der den Empfänger traurig und glücklich zugleich macht. Die beiden Männer schienen mir aus besonderem Holze geschnitzt. Wie oft mochte ihnen dieser kühle, zierliche Bronzeleib eine geheime Verzauberung gespendet haben. Er mochte den einen an seine verlorene Heimat erinnern, den andern, wenn ich ihn richtig einschätzte, an ein verlorenes Paradies. Ja, es war die gestaltgewordene Sehnsucht eines in die seelischen Wüsteneien Amerikas verschlagenen europäischen Menschen. Kein Wunder, daß ein solches Bildwerk keinen Liebhaber unter den dollargesegneten Leuten gefunden hatte, die bei diesen schlechten Zeiten noch Geld für dergleichen ausgeben konnten.

Ich sagte: „Das ist sehr schön, Ettig! Wunderbar schön!"

„Ja, das ist es!" antwortete er ganz selbstverständlich und fuhr fort: „Bloß — niemand will es haben!"

Und wieder schwiegen wir drei und versenkten uns von neuem in

die Betrachtung des holden, lieblichen Mädchenkörpers. Dann, als wäre ein bestimmter Abschluß erreicht, hob Ettig die Statuette auf und verwahrte sie mit behutsamen Händen wieder in ihrem bescheidenen Verlies.

Schon an diesem ersten Abend bemerkte ich, daß Trenton, ein echter Amerikaner von beiden Eltern her, der Führende in diesem Verhältnis der beiden Männer war. Er hatte sich des Bildhauers sozusagen angenommen. Obgleich er bis dahin sicherlich nicht das geringste mit Kunst oder Künstlern zu tun gehabt, mochte ihn das Wesen dieses Mannes, der ihm in der gleichen Unglücksreihe vor der „Soup-Kitchen" zum erstenmal begegnet war, auf eine ihm selbst weder bewußte noch verständliche Weise gefesselt haben. Karl Ettig war ein Mensch, dem man oft angeboten hatte, diese oder jene gängige Aufgabe gegen gutes Geld zu übernehmen. Aber er war nur imstande, das zu vollbringen, was er vor sich selbst zu verantworten fähig war. Nicht, daß er etwa nicht Geld verdienen wollte — er konnte es indessen gar nicht, wenn sich die Aufgabe nicht mit seiner inneren Verpflichtung deckte.

Trenton, Uramerikaner, begriff, daß ein Mensch wie Ettig niemals in diesem Lande auf einen grünen Zweig kommen würde, und nahm sich mit einem großartigen Mitleid seiner an. Wenn auch die elende Flickschneiderei, die er aufgemacht hatte, verbunden mit dem Verkauf von alten, meist von ihm ausgebesserten Kleidern, sie beide nur gerade eben über Wasser hielt, so bewahrte er sie doch vor dem furchtbaren Schicksal, auf die Landstraße getrieben zu werden oder in den „Dschungeln" der Städte ein nicht mehr menschenwürdiges Dasein führen zu müssen, wobei die Hauptlast der Arbeit auf Trenton lag, während Ettig immer wieder versuchte, irgendeine Beschäftigung zu finden, was ihm aber nur selten glückte. —

Gleich an diesem ersten Tage unserer Bekanntschaft blieb ich lange bei ihnen. Wie es bei solchen Begegnungen zuweilen passiert: wir hatten alle drei den richtigen Ton getroffen und verkehrten miteinander, als kennten wir uns schon lange.

Beim zweiten Male suchte ich aus meinen Koffern alles heraus, was auf der Reise beschädigt worden war, und brachte es Trenton. Das war das mindeste, was ich zur „Arbeitsbeschaffung" in dem „Second Hand-Basement" beitragen konnte. Die beiden freuten sich stets, wenn ich abends zu ihnen in die Tiefe stieg, was ich beinahe an jedem

zweiten Tage unternahm. Ich brachte wohl den Abglanz einer Welt mit, aus der sie beide schon lange ausgeschlossen waren. Außerdem wollte ich nichts von ihnen. Ich interessierte mich auch nicht „psychologisch" für sie, auch bedeuteten sie für mich keine „Fälle". Aber wie es ihnen und ihresgleichen tatsächlich erging, das bewegte mich fast mit Leidenschaft.

Beide waren intelligente Köpfe, die den Zusammenbruch unzähliger amerikanischer Durchschnittsexistenzen an sich selbst und vielen anderen aufmerksam beobachtet hatten. Sie besaßen keine Illusionen mehr; sie erkannten nur noch eine einzige Wahrheit an: den grimmigen Kampf ums amerikanische Dasein. Aber der hatte ihnen noch nicht das moralische Genick gebrochen. Das geschieht wohl erst dann, wenn man für andere, schwächere, sorgen muß und sich nicht mehr imstande sieht, es zu vollbringen. Sie erzählten mir hunderterlei, was wohl noch keine beamtete Fürsorgestation je vernommen hat.

Wir fuhren zu den „Dschungeln" hinaus, jenen stinkigen, schmutzigen Budenstädten am Rande der Stadt, wo sich Abertausende von Obdachlosen aus alten Kisten, verrosteten Autokarosserien, Konservendosen und Benzinkanistern in wüstem, unübersehbarem Gewirr Elendsquartiere aufgebaut haben, die in ihrer Trostlosigkeit und Verkommenheit wohl einzigartig auf der ganzen Welt dastehen. Und Trenton, der alle Schliche und Pfiffe des unbefugten Fahrens auf Güterwagen kannte und der mehr als einmal mit den Gummiknüppeln der Bahnpolizei Bekanntschaft gemacht hatte, beschrieb mir die Dschungeln in Saint Louis, wo sie besonders riesenhaft ihren Aussatz ins Land hinein treiben, in San Francisco, in Indianapolis und in Baltimore, so genau, daß ich später in San Francisco zum Beispiel keine Mühe hatte, sie zu finden und zu beurteilen.

Und er wußte hundert Fälle zu berichten, wie die Arbeitslosigkeit Familien gesprengt, Männer, Frauen und Kinder auf die Landstraßen und auch in den Tod getrieben hatte — denn es gab damals noch keine geregelte Hilfe für die vom normalen Wirtschaftskreislauf Ausgeschiedenen.

Karl Ettig saß meistenteils daneben und schwieg sich aus; er schwieg auch, wenn ich abends mit den beiden essen ging, denn dazu konnte ich sie einladen, ohne sie zu beschämen. Ich hatte schnell gemerkt, daß sie nur von gleich zu gleich mit mir verkehren wollten und sehr empfindlich auf jede Überschreitung dieser Regel reagierten.

Vielleicht war ein solcher Verkehr das beste Pflaster für ihre krankende und mißhandelte Selbstachtung. Ich respektierte ihre nicht ausgesprochenen Wünsche mit größter Gewissenhaftigkeit. Wir hatten uns sozusagen zusammengetan, um die Auswirkungen des amerikanischen Zusammenbruchs in der Praxis zu studieren.

Trenton besaß ein sicheres Empfinden dafür, daß Amerika und alles, was der amerikanische Gedanke von einst in sich begriff, versagt hatte, zusammengebrochen war und nach seiner Meinung nie mehr auferstehen würde. Sein Beruf hatte ihm eine klare Vorstellung der Zusammenhänge gegeben. Nähmaschinen, Knopflochmaschinen, Zuschneidemaschinen, Bügelmaschinen — immer mehr und immer bessere Maschinen — und immer weniger Menschen, die sie zu bedienen brauchten — und damit immer weniger Käufer für die Produkte der Maschinen, die zwar billiger produzierten, aber diese Kostensenkung zum größten Teil den Unternehmern zugute kommen ließen, nicht den Käufern.

Er sah das alles für seinen amerikanischen Umkreis sonnenklar: Wenn die Maschinen nicht zur Senkung der Preise und der Arbeitszeiten, der Erhöhung der Löhne und Gehälter, mit einem Wort: zur Erhöhung des Lebensstandards aller verwendet wurden, so verwandelten sie sich in einen Fluch — und das war geschehen. Aber gleichzeitig erkannte er, daß nicht die Maschine selbst schuldig war, sondern das System, das sich ihrer zu steigender Bereicherung der Mächtigen und zu steigender Verarmung der Machtlosen bediente. Im Grunde gab es keinen glühenderen Verehrer technischen Fortschritts als diesen geschickten, gesprächigen Trenton; darin war er ein echter Amerikaner. Zugleich aber haßte er den Kapitalismus glühend. Wenn er „Wall Street“ sagte oder „Politics“ oder „Steel-Industry“, so klirrte seine Stimme vor Haß. Jedoch neigte er nicht zum Kommunismus; auch darin war er Amerikaner. Er war sich grundsätzlich darüber klar, daß die Menschen verschieden sind und deshalb auch verschiedenen Erfolg aufweisen müßten. Aber er hielt sich nicht für so unfähig und seinen unpraktischen Freund Ettig auch nicht, als daß er dazu verurteilt sein sollte, ein eigentlich lebensunwürdiges Lumpendasein zu führen. Er wollte nur seine Chance, wollte arbeiten und sich mühen und war gewiß, daß er sich dann schon seinen angemessenen Anteil am Dasein verdienen würde.

Er hatte sich Karl Ettigs angenommen, weil es sein Gerechtigkeits-

gefühl maßlos erbitterte, daß hier ein weit über den Durchschnitt Würdiger aufs unwürdigste mißhandelt wurde; auch in ihm steckte ein gut Teil jener Instinkte, die zum echten Amerikaner gehören und sich in einer ungesunden Zeit in Heilsarmee- und Seelenrettungsabsichten umfälschen lassen. Trenton war Amerikaner vom reinsten Wasser, für mich aber zugleich ein neuer Beweis dafür, daß heute gerade die Amerikaner von gutem, altem Schlage eingestampft werden, denn dies moderne, gewissenlose Amerika von heute hat keine Verwendung mehr für Leute, die sich nicht gängeln lassen wollen, die einen ausgesprochenen Sinn für wirkliche Gerechtigkeit und Unabhängigkeit besitzen und nicht dulden, daß die Menschen mit Gewalt oder Heimtücke um ihr Lebensrecht betrogen werden.

Trenton konnte ins Predigen geraten, wenn er von der gemeinsamen Verantwortung aller sprach, die insbesondere dafür eingespannt werden müßte, daß jedem einzelnen sein Recht würde und jeder an seinem Platz unter eigener Verantwortlichkeit sich bewähren dürfte. Es war Geist vom Geiste Lincolns, Jeffersons und Washingtons in ihm, und es schien mir von symbolhafter Bedeutung, daß dieser Geist nur noch in einem elenden Keller einer Hinterstraße von Chicago zu Wort kam und von einem Arbeitslosen vertreten wurde, der sich und seinen Schützling kaum noch zu ernähren imstande war.

Ettig saß mit ernsthaftem Gesicht daneben und hörte sich die langatmigen Reden seines Freundes, die er gewiß nicht zum ersten Male vernahm, mit ruhiger, geduldiger Zustimmung an; zuweilen nur warf er ein Wort dazwischen, wie: „Ja, wenn man in Amerika oben so dächte wie unten, dann könnte hier tatsächlich ein Paradies auf Erden sein, aber die oben betrachten das Land und seine Menschen nur als Mittel zu ihren Zwecken. Das ist der Fluch dieses großen Landes!"

Oder er sagte: „Ja, deshalb ist auch alles so häßlich hier. Wer den Menschen nicht menschlich, sondern als Zahl oder Nummer nimmt, wie kann der etwas vom Schönen wissen, das doch nie einen Zweck oder sichtbaren Nutzen hat." —

So führten wir viele Gespräche, zumeist nachts beim Schein der schwachen elektrischen Pendellampe hinter dem Vorhang, in kleinen, billigen Restaurants über die Wachstuchdecken der Tische hinweg, oder in den ärmlichen Wohnungen der Freunde von Trenton und Ettig, die irgendwo in der Hundertneunzehnten Straße oder in East

Chikago lagen und wohin ich meine beiden Freunde hinausfahren mußte.

Und immer wieder stand für eine Viertelstunde, so um die Mitternacht meistens, die kleine keusche Statue zwischen uns, und wir huldigten ihr in unserm grauen Debattieren, dem Kummer und dem Hassen, der bissigen Kritik und dem Berufen des Unterganges, huldigten ihr in stiller, wortloser Anschauung als einem Engel aus einer anderen Welt.

Ich muß mir wohl die Zuneigung der beiden Freunde in ganz besonderem Maße erworben haben, denn eines Abends, als wir spät von einem Ausflug zu einer geheimen kommunistischen Versammlung zurückgekommen waren, ereignete sich etwas für mich sehr Unerwartetes. Allerdings waren wir alle drei ein wenig aufgelöst und aus unserer normalen Alltagshaltung aufgestört. Denn Trenton war in der Versammlung aufgestanden, die in einem Schwall revolutionärer Phrasen und Pöbeleien munter dahinplätscherte, hatte sich plötzlich auf Washington berufen und erklärt, daß Amerika von Amerikanern regiert werden müßte und nicht von Leuten, die kaum richtig Englisch sprächen und deren Wiege irgendwo in Russisch-Polen gestanden hätte, was ihr Jargon deutlich genug verriete. Amerika brauchte keine Exportwaren aus Moskau, es wäre aus eigenem entstanden und würde sich aus eigenem wieder zu finden wissen. Darauf hatte es eine wüste Schlägerei gegeben. Ettig hatte zeigen müssen, daß in seinen Steinmetzfäusten und in seiner untersetzten, breitschultrigen, athletischen Gestalt geradezu vorzeitliche Kräfte steckten. Wahrscheinlich waren seine Vorfahren steirische oder tirolerische Bauern und Holzschnitzer gewesen. Auch ich hatte mein Bestes getan, Trenton herauszuhauen, bis mir Ettig auf deutsch zuschrie, ich solle mein Auto vor die Tür holen, ehe die Polizei erscheine. Das tat ich. Der ein wenig am Auge blutende Trenton wurde hineingepackt, Ettig setzte noch mit gewaltigen Schlägen zwei unserer Gegner, die uns bis auf die Straße verfolgten, außer Gefecht, und dann brauste ich ab, denn schon hörte ich in der Ferne das Sirenengeheul des Überfallkommandos.

Ich war heilfroh, daß ich ihm entgangen war, denn damals als Ausländer von der Polizei auf „kommunistischen Umtrieben" ertappt zu werden, hätte meiner glorreichen Tätigkeit in Amerika ein sehr vorzeitiges und unrühmliches Ende bereitet.

Nun saßen wir noch etwas außer Atem hinter dem alten grünen

Vorhang im Keller, rauchten eine Zigarette, Trenton hatte sich ein Pflaster auf den Riß an der Stirn geklebt, und keiner hatte etwas dagegen, daß ich aus dem Auto von meinem eisernen Proviant zwei Büchsen Ölsardinen mit in den Keller genommen hatte, die wir nun mit trocknem Brot und kaltem Kaffee verspeisten, wobei wir uns nach bewährter Manier darüber unterhielten, was alles hätte werden können, wenn — —

Plötzlich sagte Ettig, der wie gewöhnlich sich kaum am Gespräch beteiligte und offensichtlich mit seinen Gedanken anderswo gewesen war: „Wenn du mein ‚Schreitendes Mädchen' haben willst, Johann, will ich es dir geben. Aber du mußt natürlich so viel bezahlen, wie du bezahlen kannst!"

Ich war sehr überrascht. Nie wäre ich selbst auf diese Idee verfallen; ich konnte mir nicht denken, daß die beiden sich von ihrem geheimen Idol trennen wollten. Trenton schwieg plötzlich still; auch ich mußte mich erst eine Weile sammeln, ehe ich die Worte herausbrachte: „Ja, Karl, das ist ein großzügiger Vorschlag! Aber könnt ihr euch denn überhaupt von ihr trennen? Und dann: so viel dafür bezahlen, wie sie wert ist, kann ich nicht, das weißt du ja!"

Er antwortete ganz böse — er hatte offenbar alle Umstände vorher genauestens bedacht: „Weiß ich ja alles! Ich besitze ja noch das Modell und die Gußform. Aber du verstehst was davon und bist verliebt in sie, stimmt's etwa nicht?"

„Ja, bin ich!" gestand ich.

„Also! Ich habe sie nun lange genug bei mir behalten; sie soll endlich ihren Weg hinaus nehmen; ich kann sie nicht immerfort in die Kiste unter meinem Bett einsperren. Du wirst sie in Ehren halten — und sollst obendrein kräftig bezahlen! Fünfzig Dollar, meine ich."

Fünfzig Dollar waren für die beiden eine gewaltige Summe, die sie sicher schon seit Jahren nicht mehr auf einen Schlag verdient hatten. Aber auch für mich bedeutete es nicht wenig. Fünfzig Dollar für das „Schreitende Mädchen" von Karl Ettig — damit verkürzte ich meinen Amerikaaufenthalt, denn 1931/32 konnte man nichts mehr nebenbei verdienen wie noch drei, vier Jahre zuvor. Fünfzig Dollar bedeuteten auch für mich ein Opfer.

Karl merkte mein Zögern. Er bückte sich, zog die Kiste hervor, hob die Statue aus ihrem Versteck und stellte sie zwischen uns. Sie war wirklich von rührender, süßer und zugleich herber Schönheit. Es

war ein Geschenk, das Karl mir machen wollte, das erkannte ich nun. Ich durfte nicht länger zögern. Ich sagte: „Gut, Karl! Fünfzig Dollar sind ein Haufen Geld; aber sie ist natürlich fünfhundert wert!"

Er murrte dagegen: „Fünfzig Dollar, die bezahlt werden, sind viel mehr als fünfhundert, die kein Mensch aufwenden will. Sie gehört dir, Johann!"

Und er legte sie mir in den Arm, wie man ein kleines Kind jemand anders zum Halten gibt. So war es wohl auch: er gab mir sein liebstes Kind in Pflege. Da ich das Geld in bar bei mir trug, konnte ich meine Schuld sofort begleichen. Dann wurde nicht mehr davon gesprochen.

Bis zum heutigen Tage steht das Bildwerk hoch bei mir in Ehren, und manchmal grüßt mich der zierliche bronzene Mädchenleib viele Wochen lang von meinem Schreibtisch oder von einem anderen Platz, wo die Sonne ihn bescheint und erwärmt ...

Bald darauf kam die Zeit, da ich an die Weiterreise denken mußte. Ich ließ einen großen Haufen neuer Bekannter in Chicago zurück; aber in menschlich nahe Beziehungen war ich nur zu Joe Trenton und Karl Ettig getreten. Bevor ich jedoch den Staub Chicagos von meinen Füßen schüttelte, sollte ich noch einen Mann wiedertreffen, an den ich nur noch höchst selten zurückgedacht hatte.

Ich besprach mich mit Trenton darüber, ob und wo sich wohl Fotos von den Zuständen beschaffen ließen, in denen die amerikanischen Arbeitslosen lebten. Denn ich selbst war damals noch weniger als heute ein Freund des Fotografierens. Wenn man sich in irgendeine neue Umwelt sofort mit dem Fotografenkasten hineinbaut, so schließt man sich gleichzeitig von ihr aus, indem man auf diese Weise zu erkennen gibt, daß man nicht zu ihr gehört und sich nur als Zuschauer für sie interessiert. Ich hatte also gerade in diesen Wochen meinen Apparat meistens zu Hause gelassen. Trenton überdachte meinen Wunsch eine ganze Weile; endlich rief er aus: „Ich hab's. Ich kenne jemand, der eine große Anzahl ungeschminkter Bilder haben muß aus den „Dschungeln" und von den „Breadlines" und den „Soup-Kitchens"! Da kannst du bekommen, was du haben willst. Der Mann heißt McMullin, und seine Adresse muß ich auch irgendwo haben."

„McMullin?" antwortete ich, „McMullin? Ich kannte auch einmal jemand, der so hieß. Warte einmal! Richtig, in Kanada bin ich den McMullin begegnet, am Lake Louise, prächtige Spießer, nette Leute!"

Aber Trenton, der in seinem abgegriffenen Notizbuch nach der

Adresse suchte, meinte trocken: „Am Lake Louise — nein, da ist der McMullin, den ich kenne, bestimmt nicht gewesen. Das dürfte ihm doch wohl zu teuer kommen. Hier ist übrigens die Adresse."

Es war eine Straßennummer um 150 herum. Sie mußte irgendwo in Calumet City oder Dolton zu finden sein, ganz im Süden also, wo die riesige Stadt in den Staat Indiana hinübergreift. Keine sehr feine Gegend, aber Trentons Freunde waren kaum in Palästen oder Luxusvillen zu vermuten. Am nächsten Tag machte ich mich auf, wenn schon ich die Fahrt fürchtete, denn die entsetzliche Trostlosigkeit und Verkommenheit der Chicagoer Außenbezirke überfiel mich immer wieder von neuem mit gleicher Heftigkeit wie ein Alpdruck in der Nacht.

Straße nach Straße blieb hinter mir zurück; zunächst die endlosen Negerviertel, die dem Stil ihrer Häuser nach einstmals bessere Tage gesehen hatten und nun verrotteten. Auch hier war ich oft gewesen und hatte mit schwarzen Rechtsanwälten und Kaufhausbesitzern Bekanntschaft geschlossen. Dann wurden die Straßen wieder „weiß", aber deshalb nicht schöner. Die Häuser schienen seit Jahren keine Farbe mehr erhalten zu haben, die Veranden vor den zumeist hölzernen Bauten zeigten Löcher und zersplitterte Bretter. Viele dieser windschiefen Gebäude standen überhaupt leer — oder es hatte jemand davon Besitz ergriffen, der bestimmt nicht hineingehörte. Aus den blinden Fensterscheiben schauten hier und da verschlampte Frauen; an den Straßenecken und über die unaufgeräumten Höfe lärmten armselig gekleidete Kinder. Hier und da stand ein Auto am Straßenrand; vielen Besitzern aber schien Mut und Geld ausgegangen zu sein, sie weiter zu fahren, ihr Lack blätterte in breiten Fetzen ab, und die Reifen waren platt. So siechten sie langsam einem sicheren, traurigen Ende entgegen.

Endlos fährt man so durch Chicago, und das Bild will sich nicht ändern. Wahrlich, die Kehrseite der Wolkenkratzerfront von Michigan Avenue sieht anders aus, als die riesigen Hotelpaläste und Geschäftshäuser ahnen lassen. Sie besteht aus Verfall, Schmutz, Häßlichkeit und Stank — und dies letztere keineswegs nur im Umkreis der Schlachthäuser, dieser gigantischen Fabrikanlagen für Rinder- und Schweinemord. Und wer nicht glauben wollte, daß die Korruption in der Stadtverwaltung von Chicago schon seit langer Zeit die Gelder für Straßenreinigung und Müllbeseitigung gefressen hatte, der konnte es

mit eigenen Augen feststellen; denn die Dreckhaufen versperrten in den armseligen Vororten, in denen es nicht genügend wohlhabende Leute gab, die für Beseitigung des Schmutzes auf eigene Kosten sorgen konnten, manchmal die halbe Straßenbreite. Und daß die Kinder nicht in die Schule gingen, weil die Stadtverwaltung die Lehrer nicht mehr bezahlte — die dafür bestimmten Gelder waren andere Wege gegangen, und keiner kümmerte sich darum — das konnte man bei jeder Fahrt in die ärmeren Wohngegenden feststellen, denn die Kinder trieben sich von früh bis spät in den Straßen und auf den Plätzen herum, in großen, wilden Rudeln, denen offensichtlich jede bändigende Hand fehlte.

Endlich hatte ich nach einigen Irrfahrten mein Ziel erreicht, denn wie so oft in Chicago, war die Straße, der ich mich im Vertrauen auf das Märchen von der übersichtlichen Anlage amerikanischer Städte anvertraut hatte, ein paarmal einfach unterbrochen und geknickt gewesen. Ich verglich noch einmal die Notiz, die Trenton mir mitgegeben hatte, mit der verblichenen Nummer unter dem First des Vordaches, stellte dann den Motor ab und stieg aus. Sehr einladend sah das Haus des besagten McMullin nicht aus. In der kleinen Treppe, die zu der Veranda hinaufführte, fehlte eine Stufe ganz, und der Fußboden der Veranda selbst schien von tausend Mäusen angenagt. Hinter den blinden Fensterscheiben im Erdgeschoß baumelten schief zerrissene Gardinen, und die Fliegentür vor dem Eingang war mehr als einmal mit Fußtritten malträtiert worden, die Löcher in der Drahtgaze verrieten es deutlich. Ein Haus wie tausend, hunderttausend andere in den großen Städten Amerikas: es offenbarte die Mutlosigkeit, das Elend und die verlorene Selbstachtung seiner Bewohner. Ich klingelte, aber es öffnete niemand. Wahrscheinlich hatte die Glocke schon seit langer Zeit ihren Dienst eingestellt. Ich klopfte also, und damit hatte ich Erfolg. Schritte näherten sich der Tür, und im nächsten Augenblick stand ich einem Manne gegenüber, den ich auf der Stelle, trotz seines veränderten Aussehens als meinen alten Bekannten Henry McMullin vom Lake Louise wiedererkannte. Auch er wußte sofort, wen er vor sich hatte, und zog mich mit einem erstaunten Ausruf ins Innere des Hauses. Ich hatte ihm sofort zu erklären, wie ich ihn gefunden und was mich zu ihm führte.

„Ja, fotografieren —!“ sagte er. „Als uns der Strick zugedreht wurde, dachte ich mit meiner Kamera Geld zu verdienen; es gibt

ja so viele aufregende Sachen zu fotografieren! Aber wer will schon sehen, wie die Unbeschäftigten hausen und leben? Damit ist kein Geld zu verdienen. Dabei habe ich fotografieren gelernt seit damals; aber meine Bilder will keiner haben, und was die üblichen Bilder anlangt, — sind mir die eingeführten Fotografen weit über. Ich habe nur mein Geld verläppert dabei."

Ich bat ihn, mir doch einiges zu zeigen, denn ich wollte eine Auswahl seiner Fotos kaufen, um sie in Deutschland zu veröffentlichen. Während er aus einem klapprigen Schrank einige Kästen und Mappen hervorkramte, fragte ich, weil das zum guten amerikanischen Ton gehörte und seine Frau doch solchen Wert darauf gelegt hatte:

„Und wie geht es Mrs. McMullin und den Kindern?"

Er lachte bitter auf und schnippte mit den Fingern in der Luft: „Alle auf und davon. Ich verdiene ja schon lange nichts mehr!"

Ich war wie vor den Kopf geschlagen, denn die Familie McMullin war mir immer wie ein dicht geschlungener, unauflösbarer Knäuel vorgekommen. Verdutzt antwortete ich:

„Ja, aber, McMullin, das ist doch unmöglich! Die Frau konnte Sie doch nicht einfach — —" Ich wußte nicht recht, wie ich es ausdrücken sollte, ohne ihn zu verletzen.

„Doch, sie konnte. Sie stammte ja aus einer Familie, die etwas Besseres war als ich mit meinem Beruf. Ich habe eigentlich über meinem Stande geheiratet, und sie verlangte natürlich, daß ich ihr ein schönes Leben bereitete. Ich mußte eben so viel verdienen, wie sie ausgab, und die Kinder sollten natürlich auch was Besseres werden als Elektrotechniker; sie hat ihnen lauter Flausen in den Kopf gesetzt. Vater bezahlt, hieß es immer. Ich hätte den Knüppel nehmen sollen und sie allesamt durchprügeln, das hätte vielleicht etwas genützt. Aber das konnte ich natürlich nicht tun, solange alles glatt ging; und nachher, als nichts mehr glatt ging, war es eben zu spät. Da behandelten sie mich alle wie Dreck, denn ich war ja zum Bezahlen da."

„Wie lange sind Sie denn schon ohne Arbeit, McMullin?"

„Ende neunundzwanzig haben sie mich gefeuert, weil nichts mehr zu tun war. Ich war doch Fachmann für elektrische Farmeinrichtungen, und bei den Weizenpreisen dachte natürlich kein Mensch daran, etwas neu anlegen zu lassen."

„Und dann ist es so rasend schnell bergab gegangen, McMullin? Das ist doch erst zwei Jahre her!"

„Zwei Jahre, ha, aber was für Jahre! Wir hatten natürlich nichts gespart. Wer hatte denn überhaupt gespart? Hieß es nicht in jeder Zeitung und Zeitschrift: Geldausgeben sei die höchste Bürgerpflicht? Kaufen sollte man, und alles war ja darauf angelegt, unsereinen zum Kaufen zu bewegen! Als ich entlassen wurde, hatten wir uns gerade ein neues Auto auf Abzahlung gekauft. ‚Prosperity is around the corner', hatte der Händler mir gepredigt: ‚Der Aufschwung wartet um die nächste Ecke.' Na, schön, da wartet er noch heute! Und ein neues Radio hatten wir uns auch gerade angeschafft, auf Raten, versteht sich, alles auf Raten, die Möbel und den Eisschrank und die Maytag-Waschmaschine. Auf Raten war ja wirklich alles zu haben und wurde einem als das amerikanische Wunder vom Lebensstandard angepriesen. Und wir Idioten haben daran geglaubt und meinten zu sparen damit, bis eines Tages das ganze Kartenhaus zusammenklappte, man uns die ganze auf Raten erworbene Herrlichkeit wieder abnahm und wir ohne einen Notgroschen dasaßen. Die schon bezahlten Raten waren verfallen — und dann wollte einem plötzlich kein Mensch mehr was auf Raten ablassen, und Kredit gab's auch keinen. Und der ganze verlogene Optimismus, den man uns zuvor gepredigt hatte, war für die Katz und fauler Schwindel!"

Ich saß etwas betäubt unter diesem Sturzbach. Dem guten McMullin war seine Petersilie gründlich verhagelt, und er war keineswegs gesonnen, das Unheil mit Gelassenheit zu ertragen. Ich warf unbeholfen ein: „Damals, McMullin, hielten Sie aber das amerikanische System für das Beste vom Besten und wollten nichts von meinen europäischen Einwänden hören! Das einzige, was Sie anerkannten, war, daß wir besseren Whisky, Kognak und Wein produzierten!"

Er ging nicht auf meinen scherzhaften Ton ein, sondern meinte nur bitter: „Das Beste vom Besten! Damals liefen wir alle mit verbundenen Augen herum und schrien jedem ‚Hurra!' in die Ohren, ob er's hören wollte oder nicht. Den ganzen Boom haben ein paar Drahtzieher gemacht, geschoren worden sind der ganze amerikanische Mittelstand und der Arbeiterstand. Wir haben die Zeche bezahlt; aber ein paar Leute irgendwo werden immer reicher. Wenn man wenigstens wüßte, wen man zur Verantwortung ziehen könnte; aber das weiß man eben nicht. In den Zeitungen steht's natürlich nicht, die stecken natürlich mit den Kapitalisten unter einer Decke."

„Ja, so ist es also. Die Amerikaner werden schon noch merken, wer sie in diesen Wirrwarr verstrickt hat!"

„Ach, keine Spur, ich glaube nicht daran. Gib ihnen drei Tage Arbeit oder auch nur die kleinste Chance, ein Geschäft zu machen: sie werden sofort alles vergessen und zugreifen. Wir sind ja alle Kapitalisten! Und mehr noch, als wir die Leute in Wall Street oder in Washington mit den dicken Gehältern, Tantiemen und Dividenden verfluchen, beneiden wir sie und sind jeden Tag bereit, in ihre Fußtapfen zu treten. Wir glauben eben doch nur an den Erfolg, wir Amerikaner. Alles andere ist einfach Humbug, jawohl, Johann!"

Nun, diese etwas wirre Philosophie behagte mir je länger desto weniger. Ich bog daher nochmals ab:

„Ja, aber Mrs. McMullin schien doch auch für andere Gedanken interessiert."

„Alles nur Modesache, Johann, und weil sich das so gut im Klub erzählen ließ. Sie hat nicht lange gefackelt. Als uns zum erstenmal das Gas und elektrische Licht abgestellt wurde, hat sie einfach unsere besten Sachen, soweit sie noch nicht gepfändet waren, verkauft — natürlich als ich nicht zu Hause war: ich kam aufs leere Nest. Sie ist mit ihren geliebten Söhnen zu ihren Eltern abgefahren und hat sich dann scheiden lassen, weil ich sie ja doch nicht mehr unterhalten konnte. Mein Gott, das ging ja alles so rasend schnell!" seufzte er.

„Und Clare?" fragte ich.

„Clare, die Blüte der Familie McMullin! Ja, mit der Tanzerei wurde natürlich nichts. Solange ich Lehrgeld bei Tanzmeistern und Tanzschulen zu bezahlen hatte, war sie natürlich das begabte Geniekind, das immer weiter ausgebildet werden mußte. Als Clare selber Geld verdienen wollte, da war mit einemmal alles nicht mehr wahr. Aber Clare ist gar nicht so übel, wie ich früher manchmal dachte. Sie schickt mir von Zeit zu Zeit Geld. Was ich ohne sie anfangen sollte, weiß ich wirklich nicht."

„Dann hat sie also eine Stellung?"

„Na ja, Stellung —! Sie ist so eine ‚Ausziehdame' auf einer Burlesque Show in Cleveland. Das bringt wohl nicht viel ein; aber sie mag ab und zu Nebenverdienste haben. Ich hätte ihr ja etwas anderes gewünscht, als sich jeden Tag fünf- oder sechsmal vor lauter Kerlen auf der Bühne entkleiden zu müssen; denn mehr ist bei ihrer ganzen

Tanzkunst nicht herausgekommen. Aber sie verdient sich wenigstens ihr Leben selbst und hat ihren alten Vater nicht vergessen, der niemals mit dem Geld knauserte, solange er etwas hatte." —

So stand es also um die McMullins. Die Familie hatte nicht stichgehalten und war in alle Winde zerstoben ...

Wenn ich damals mehr Zeit gehabt hätte, wäre ich wohl häufiger mit dem einsamen Manne zusammengekommen, der auch das brüchige Dach noch zu verlieren fürchtete, das er damals über dem Kopfe hatte; denn er bezahlte keine Miete und war eigentlich nur geduldet. Ich kaufte ihm eine größere Anzahl seiner Fotos ab, die in der Tat verrieten, daß hier einer fotografiert hatte, der das Elend nicht nur von außen kannte. Ich bezahlte sie ihm so hoch wie möglich, denn ich erwarb ja auch die Abdrucksrechte für Deutschland. Er sagte: „Jetzt nehme ich Ihnen das Geld wieder ab, das Sie mir damals mit dem verrückten Unterricht an meine Verflossene aus der Tasche geholt haben. Es kommt mir jetzt sehr passend."

Ich gestand ihm, daß ich weder das eine noch das andere bedauerte. Im Laufe der Jahre sind McMullins Bilder an vielen Stellen in Deutschland erschienen, und ich habe das investierte Kapital längst herausgeholt. — — —

Als ich dann eines Tages die Straße Nr. 12 unter die Räder meines Autos nahm, führte ich eine bronzene Statue, wohlverpackt, und eine Mappe erregender Fotos im Koffer mit. Fotos von Frauen, die Hotelabfälle nach Eßbarem durchwühlen, von Männern, die ihre Wäsche an alten Autokarosserien trocknen, in denen sie hausen, und anderen, die ihre Lumpen in den großen Springbrunnen in Chicagoer Parks waschen, die zu Hunderten auf dem Asphalt sitzen oder liegen, weil sie es nicht länger aushalten, um ihr Stück Brot und ihren Teller Suppe anzustehen. Und während ich mir überlegte, ob ich Trenton und Ettig und McMullin noch einmal wiedersehen würde, fiel mir gleichzeitig ein, daß ich so reich davonfuhr, als wären nicht sie, sondern ich der arme Teufel gewesen, welcher der Hilfe bedurfte.

*

Schon ein halbes Jahr später rollte ich, von Süden kommend, wieder in Chicago ein. Noch am gleichen Abend suchte ich die Straße und das Haus auf, in dessen Keller ich mit dem Bildhauer und dem Schneider manche erregte Auseinandersetzung gehabt und manche

Portion Bratkartoffeln verzehrt hatte. Aber die Kellertreppe war mit Brettern vernagelt, das Schild mit der lapidaren Aufschrift „Second Hand Basement“ verschwunden. Obgleich ich in der Nachbarschaft umherfragte, wußte mir niemand anzugeben, was in der Zwischenzeit aus den beiden geworden war. Der Erdboden schien sie verschluckt zu haben. Nie wieder habe ich eine Spur von ihnen entdeckt.

Etwas mehr Glück hatte ich mit Henry McMullin. Zwar erwies sich auch seine Wohnstatt als verlassen oder vielmehr von einer vielköpfigen Familie wohl russischer Abkunft, den rauhen R's nach zu schließen, bis unters Dach besiedelt. Eine dickliche Frau mit schwammigem Gesicht öffnete mir, von einem halben Dutzend Kindern umdrängt, und antwortete mir auf meine Frage nach McMullin, daß sie von einem solchen Vorbewohner nichts gehört hätte, und damit knallte sie mir die Tür vor der Nase zu. Die Löcher von den Fußtritten in der Fliegentür waren inzwischen keineswegs ausgebessert worden, stellte ich fest, und sprang dann über die fehlende Treppenstufe wieder auf die Straße.

Aber gleich im Hause gegenüber, in welchem ich als nächstem mein Glück versuchte, wußte man mehr über Henry McMullin auszusagen. Ja, er hätte seine Behausung räumen müssen, als es dem Besitzer gelang, zahlende Mieter, eben jene russische Familie, zu finden. Er hätte dann seine geringe Habe hier bei seinen Nachbarn abgestellt und triebe sich nun auf der Suche nach Arbeit in der Stadt herum. „Wie hunderttausend andere auch“, sagte die Frau, womit sie recht hatte. Ich fragte, ob sie mir einen Hinweis geben könnte, wo er vielleicht zu finden wäre, wollte ihr auch meine Adresse dalassen für den Fall, daß er sich hier wieder meldete. Die alte, vergrämte Frau überlegte eine Weile und kam schließlich darauf, daß er ihr erzählt hätte, in der Untergrundstraße unter Michigan Avenue wäre man gut geschützt vor den kalten Seewinden, und nachts fänden Hunderte oder Tausende dort ein Obdach; es sei warm dort, und die Leute brauchten nicht unter freiem Himmel zu nächtigen. Vielleicht wäre er dort zu finden, sonst hätte er wohl nicht davon erzählt. Und dann fügte sie geheimnisvoll hinzu: „Er will doch nach Kalifornien und spart für das Autobusgeld, gönnt sich überhaupt nichts mehr und schläft lieber auf einer Parkbank.“ Aber dazu wäre es noch zu kalt, natürlich! Und die Tochter schickte manchmal fünf Dollar. Die nähme sie dann ab und höbe sie für ihn auf. „Denn, wie gesagt, er will doch

nach Kalifornien, wo die Winter nicht so kalt sind und wo es sogar Arbeit geben soll.“ — Sie hätte wohl gern noch länger mit mir geschwatzt; aber ich hatte keine Zeit dazu. Ich beschloß, schon in der kommenden Nacht die Untergrundstraße nach McMullin abzusuchen.

*

Stahlträger stützen das zementene Dach, über das, nur am leichten Dröhnen erkennbar, die unablässige Strömung der großen Straße mit ihren vielen tausend schnellen Automobilen dahingleitet. Die Sockel der Wolkenkratzer säumen den Rand dieses unterirdischen Lastweges, denn unmöglich könnte der riesige Bedarf dieser vielen mit vielen Dutzend Stockwerken in den Himmel ragenden Hotel-, Büro- und Kaufhaustürme über die Tageslichtstraße, welche ohnehin den rasenden Durchgangsverkehr von der Südstadt zur Nordstadt kaum zu fassen vermag, laufend und vollständig befriedigt werden. Der gesamte Lastverkehr ist in die Untergrundwelt verwiesen worden, damit der Glanz der großen Vorderfrontstraße nicht durch Koksautos und Müllwagen, durch Lastkarren und Lieferatuos getrübt zu werden braucht. Die grobe, rauhe Arbeit, welche die größenwahnsinnigen Wolkenkratzer (sie standen zur Hälfte leer) erfordern und auf engsten Raum zusammenballen, wurde unterirdisch ausgeführt.

Und in die Unterwelt zog sich auch die elende Menschheit zurück, die von den glänzenden Luxusgeschäften, den prunkenden Hotels, den marmorschweren Banken ausgeschlossen war, Sie hatte da oben nichts zu suchen; die Waren in den Auslagen überstiegen ihre Mittel um ein phantastisches Vielfaches, die Portiers verwehrten ihnen den Eintritt zu den Hotels, und kein Konto wartete in den Banken auf ihre Schecks.

An Wintertagen, wenn von Norden her über die graue Eisfläche des Michigansees die rasenden, grimmig kalten Stürme heranbrausen, dann bietet die Untergrundstraße all denen ein Obdach, die nirgendwo sonst eine Heimat haben. Hier ist es warm, aus den Kellerräumen der Wolkenkratzer, in denen die riesigen Zentralheizungen gefüttert werden, strömt hin und wieder warme Luft hervor. Vom Winde, der über der Erde alles Leben erstarren läßt, ist hier nichts mehr zu spüren. Zwischen den Säulen und Fundamenten gibt es manchen dunklen Winkel, in den man sich hocken kann, um ein wenig die Augen zuzudrücken.

Und außerdem: hier werden die Abfälle aus den Küchen der riesigen Wolkenkratzerhotels fortgeschafft, deren vornehmste und teuerste sich alle fast an dieser Straße aufreihen, so das Auditorium-, das Congress-, Blackstone- und Stevens-Hotel, schräg gegenüber der Central Station das Hotel New Southern. Und von dem, was die reichen Leute in der strahlend erleuchteten, klubsesselgeschmückten, warmwasserspendenden Oberwelt verschmähen, können noch ebenso viele oder mehr hier unten ihr Dasein fristen. Angerichtet allerdings wird nichts; sie müssen es sich selbst herausklauben.

Ich wanderte die halbdunkle Straße entlang. Es war, als ob die vielen Lampen dieses Dunkel nicht richtig aufzuhellen vermochten. Die Nacht war vorgeschritten, und der Verkehr hatte hier so gut wie völlig aufgehört. An den Straßenseiten standen Lastautos aufgereiht; manche wurden noch beladen oder entladen, die meisten der großen schwarzen Tiere aber schliefen schon. Zuweilen drangen aus den Fundamenten der klobigen Häuser Stimmen, oder eine Tür öffnete sich, und man blickte in Gänge und Hallen hinein, in denen sich Kisten und Kasten häuften und Gewirre dicker und dünner Röhren und vieler Kabelleitungen Decken und Wände bedeckten. Im ganzen aber lagerte eine gedrückte Stille über dem weiten, rechtwinkligen Tunnel. Es war, als bemühte sich jeder, leise zu sein und jedes überflüssige Geräusch zu vermeiden. Auch ich ging mit besonderer Vorsicht dahin, als fürchtete ich, ertappt zu werden.

Ich suchte nach McMullin. Wenn er überhaupt hier Unterschlupf gesucht hatte, so mußte er jetzt zu entdecken sein. denn Mitternacht war schon vorüber, und überall hatten sich — ja, das vergaß ich noch zu erzählen — überall lagen Schlafende. Es war, als hätte eine Feuersbrunst oder ein Erdbeben die Oberstadt vernichtet und Tausende hätten sich, erschöpft und aller Hoffnungen beraubt, in diese Untergrundwelt geflüchtet, um hier endlich ein wenig Ruhe zu finden. Und war es nicht tatsächlich so? All diese Obdachlosen hier waren von der entsetzlichen Katastrophe der Krise entwurzelt und trieben nun haltlos wie Spreu vor dem Winde, der sie hier und da an geschützteren Stellen ablagerte. Dies hier war ein solcher Windfang.

Und da ruhten sie nun. Sie hatten sich aus Papierkörben oder von Parkbänken die dicken Lagen der Chicago Tribune oder der New York Times zusammengeklaubt und sie an irgendeiner Stelle, die sie für geschützt hielten, auf den steinernen Boden gebreitet,

sich den Mantel, oder was sie so nannten, fester um die Schultern gewickelt und dann ausgestreckt, um ein paar Stunden Ruhe zu finden. Zeitungspapier wärmt, und wer irgend genug davon ergattern konnte, hatte sich auch damit zugedeckt.

So reihte sich ein flacher Zeitungsberg an den andern. Darunter schliefen Menschen, lauter Männer, ich erkannte keine Frau. Nur wenige schnarchten. Die meisten dämmerten wohl nur vor sich hin, vollkommen bewegungslos. Ja, man hätte meinen können, Tote vor sich zu haben, lange Reihen von Toten, die niemand zu bestatten Zeit gefunden hätte.

Es waren ja auch lauter Tote. Sie brauchten nicht mehr vorhanden zu sein. Sie waren überflüssiger als abgefahrene Autoreifen, dem Leben, der Erde und sich selbst ein toter Ballast, wert über Bord geworfen zu werden. Ich hatte hier den Friedhof der Überflüssigen betreten, der Ausgestoßenen, der ganz und gar Nutzlosen. Meine Schritte wurden vorsichtiger und eilender. Was willst du, fragte ich mich, in diesem dunkelfeuchten Vorhof einer kalten Hölle, durch den ein fast unmerklicher, aber auf die Dauer unbeschreiblich quälender Zugwind strich; als sollte selbst hier noch den Verdammten klargemacht werden, daß keine bleibende Stätte für sie bereitet wäre — und auch das war die Wahrheit!

Was wollte ich hier — ich, in warmen Kleidern, von sauberen Speisen regelmäßig gesättigt, in warmem Wasser und mit guter Seife gewaschen und rasiert? Was wollte ich unter diesen Unglücklichen? War es nicht nur eine trübe Lust am Ungewöhnlichen, die mich hier umtrieb? Was gingen sie mich an? Konnte ich ihre Scham, die sie hierher ins Dunkel gejagt hatte, nicht respektieren? An diesem Ort war kein Mensch zu entdecken, der nicht einen ernsthaften Grund anzugeben vermochte, weswegen er hier weilte. Ein seltener Polizist blickte mir mißtrauisch nach. Ich fühlte es zwischen meinen Schulterblättern. Er wippte gelangweilt mit dem Gummiknüppel. Ich lief schon fast.

Mit einemmal stand vor mir, wie aus der Erde gewachsen, der Mann, nach dem ich suchte und den ich schon vergessen hatte in dem wilden Wunsch, so schnell wie möglich diese Stätte gelangweilten, verstaubten Grauens hinter mir zu lassen. Plötzlich stand er da, war gerade hinter einem Pfeiler hervorgetreten, hatte unter einer Lampe die Zeitung gelesen, auf die er sich nun wohl betten wollte.

Er erkannte mich auf der Stelle; aber ein sehr erstauntes Gesicht machte er nicht, brummte nur beinahe mißmutig: „Well, Sie trifft man immer dann, wenn man es nicht erwartet oder nicht wünscht!"

Ich erklärte ihm in einiger Verlegenheit, daß ich nach ihm gesucht hätte und daß mir seine früheren Nachbarn von gegenüber seinen wahrscheinlichen Aufenthaltsort verraten hätten — und daß ich nach ihm hätte suchen müssen, weil, ja weil — warum nur? Mir wollte nichts einfallen. Ich konnte nicht zugeben, daß mich die unstillbare Neugier hergetrieben hatte, zu sehen, auf welche Stufe dieser amerikanischste aller mir bekannten Durchschnittsamerikaner jetzt gesunken wäre. Das konnte ich nicht gestehen. Endlich hatte ich es; ich sagte, daß ich für die Fotos, die er mir verkauft hätte, das heißt einige davon, bereits ein Honorar kassiert habe. Und da es über Erwarten günstig ausgefallen sei, hätte ich die Gelegenheit benutzen wollen, ihm einen Anteil davon abzugeben.

Er blickte mich nun mit offenem Mißtrauen an: „So, das gibt es? Na, mir soll es recht sein. Wieviel ist es denn? Ich kann jeden Dollar gebrauchen."

Ich rechnete nach, wieviel Bargeld wohl in meiner Brieftasche stecken mochte, und meinte dann obenhin: „Etwa fünfzehn Dollar habe ich mir ausgerechnet!"

„So, fünfzehn Dollar? Nicht möglich!"

Er konnte nicht verhindern, daß ein vergnügter Glanz sich in seine tiefliegenden Augen stahl.

„Ja, doch!" antwortete ich eifrig und kramte in meiner Brieftasche, froh, die Klippe mit einigem Anstand umschifft zu haben. Ich reichte ihm das Geld in einzelnen Dollarscheinen; er zählte es sorgfältig und verbarg es in einer lappigen Geldbörse, die er aus irgendeiner Brusttasche hervorgeklaubt hatte. Und dann schlug er mir in einem Anfall seiner alten, großspurigen Umgänglichkeit auf die Schulter und sagte: „Mann, das ist endlich einmal ein Grund zum Feiern! Kommen Sie, wir gehen noch irgendwo was essen, und ich lade Sie dazu ein!"

Ich murmelte etwas dagegen, daß eigentlich besser ich — —; aber er nahm keine Notiz von meinen Einwänden. Er hakte mich unter, und wir gewannen in wenigen Minuten die kalte, winddurchheulte Märznacht. Bald saßen wir in einer der kleinen, schmierigen Kneipen, die während der ganzen Nacht geöffnet sind, und verzehrten eine riesige Portion Fleischhaschee mit Kartoffeln und dazu Butterbrot

und Milchkaffee. Sein hageres, stoppliges Gesicht sah nun richtig zufrieden aus. Er kaute mit vollen Backen. Zwischendurch erzählte er, denn wir waren ja beinahe schon alte Freunde.

Ich wunderte mich darüber, daß sein Anzug immer noch so tadellos sauber und ordentlich gehalten war. Das konnte doch bei dem Leben, das er führte, nicht einfach sein. Er gab es zu, meinte aber dann, daß man nie auf eine neue Stellung rechnen könnte, wenn man nicht halbwegs saubere Kleider trüge. Wenn man erst äußerlich verlumpte, sei es ein für allemal vorbei; dagegen sei kein Kraut gewachsen, und deswegen gäbe er sich die größte Mühe, seinen Anzug in passablem Zustande zu erhalten; ganz so leicht, wie ich es mir vielleicht dächte, wäre das natürlich nicht. Er schliefe schon seit vier Wochen in der Untergrundstraße, und wenn man sich nur genügend Zeitungen unterpackte, so ginge es ganz gut. Seine Tochter schickte ihm noch ab und zu etwas. Aber das gäbe er nicht aus; ab und zu hätte er sogar für ein oder zwei Tage Arbeit; er hätte da so eine Abmachung mit seinem Vorgesetzten von früher getroffen, der noch immer in Diensten seiner ehemaligen Brotgeber stand. Jeden Tag ginge er hin, und wenn irgendwo aushilfsweise etwas zu tun wäre, dann bekäme er den Auftrag. Allerdings müßte er dafür dem Vormann die Hälfte seines Verdienstes abgeben, unter der Hand natürlich. Aber es war ja verständlich, daß der Vormann seine Macht ausnutzte. Das nähme er ihm gar nicht übel, denn der halbe Verdienst, der ihm verbliebe, sei immer noch besser als gar kein Verdienst. Jeder sähe eben zu, wie er zu seinem Gelde käme. Wenn Arbeitskräfte zahlreich sind, bleiben die Löhne niedrig, und die Arbeitsuchenden müssen sich sogar die Arbeit kaufen. Ja, das war die Formel, die er immer wieder anwendete. Das klang gut amerikanisch und war das Zaubermittel, mit welchem er die unerträgliche Demütigung, seinen Arbeitgeber bestechen zu müssen, um nicht zu verhungern, erträglich machte. Er kaufte sich eben Arbeit. Die Zeiten waren schlecht, und man mußte den Sturm irgendwie überstehen.

Er erklärte weiter, eigentlich dankbar dafür zu sein, daß seine Frau sich wieder zu ihren Eltern begeben hatte; so brauchte er nur für sich allein zu sorgen. Er hätte sich an das wenige, das ihm zukäme, schon gewöhnt, er sähe überhaupt nicht mehr schwarz. Irgendwie würde er den Anschluß wieder gewinnen. Und dann verriet er mir noch, daß er beabsichtigte, sich bei Beginn des warmen Wetters

westwärts in Marsch zu setzen. Er spare schon seit langem, um notfalls den Überlandomnibus nach Portland oder Fricso zu bezahlen, wenn er etwa das Marschieren nicht aushielte. Denn der Winter, das vertraute er mir verstohlen an, der vergangene Winter wäre furchtbar gewesen. Jeden Morgen hätte die Gesundheitspolizei einen ganzen Lastwagen voll Verhungerter oder Erfrorener aufgelesen, wenn gegen Morgen die Untergrundstraße von den Obdachlosen geräumt wurde. Es wären viele Leute umgekommen, ohne Zweifel.

Aber er selbst, er hätte es wieder einmal geschafft, und in den allerkältesten Nächten hätte er stets ein Dach über dem Kopf gehabt. Trotzdem wollte er einen solchen Winter nicht zum zweitenmal riskieren; womöglich wäre er dann gezwungen, seine letzten Notgroschen für ein Obdach auszugeben. Davor fürchtete er sich auf eine fast unvernünftige Weise. In Kalifornien aber wären die Winter niemals so kalt, daß man erfrieren müßte. Ich bestätigte ihm, daß die kalifornischen Winter zwar kühl, aber nicht annähernd so erbarmungslos eisig wären wie hier an den großen Seen im Mittelwesten.

„Bin ich erst in Kalifornien", sagte er, „so sollte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht wieder auf einen grünen Zweig käme. Ich habe jetzt gelernt, wie man billig lebt. Wenn einem die Leute bloß nicht immer sagten, man wäre zu alt. Mit Achtundvierzig ist man doch nicht alt! Ich bin zu jeder Arbeit frisch!"

Nach einer Weile des Nachdenkens — wir waren satt wie noch nie, wozu ein riesiges Stück Apple-Pie, das den Beschluß gemacht hatte, das seinige beitrug — warf ich ein: „Früher aber, McMullin, hielten Sie die United States für das beste Land unter der Sonne. Davon sind Sie jetzt wohl abgekommen, wie? Es geht den Leuten hier ebenso schlecht oder schlechter als anderswo; denn bei uns haben die Arbeitslosen wenigstens einen gewissen rechtlichen Anspruch auf Unterstützung und sind nicht auf Almosen angewiesen!"

Er blinzelte mich listig an — im Augenblick war er ganz der alte, der mit mir auf meinem Hotelzimmer am Lake Louise heimlich Whisky trank.

„Jetzt glauben Sie, Johann, Sie hätten mich weich, wie? Da täuschen Sie sich aber! Ich habe eben Pech gehabt; es wird auch wieder eine andere Strähne kommen. Könnt' ich mir woanders Arbeit kaufen? Nein! Da wird sie verteilt — und jeder kriegt nicht mal welche. Kann ich woanders, ohne daß mir einer dazwischenzureden

hat, auf der Straße oder im Park schlafen? Kann ich woanders mich nach Kalifornien aufmachen, meinetwegen ohne Geld? Man kommt schon hin! No, my man, this still is a great free country!" („Nein, mein Junge, dies ist immer noch ein großes Land und frei dazu!") Seine Arbeitslosen dürfen unter alten Zeitungen nächtigen, wo sie wollen. Eine prächtige Freiheit! Ich konnte micht nicht enthalten, ihm zu antworten:

„Ja, ein großes Land, ein freies Land! Jeder ist frei, Millionär zu werden, und jeder frei, zu verhungern. Komisch, daß die Überzahl solchen Geschmack an letzterem findet!"

Er sah mich mit unverhülltem Mitleid an, in das sich ein guter Schuß Verachtung mischte:

„Ihr Europäer werdet uns niemals verstehen. Uns macht das Leben erst Spaß, wenn ein Risiko dabei ist und wenn man ein wenig dabei spekulieren kann — oder meinetwegen auch viel. Ihr denkt immer nur an Sicherheit und Ordnung. Wir wollen unsere Chance haben. Das ist die Hauptsache! Wir können dabei gewinnen oder verspielen. Natürlich kann nicht jeder das große Los gewinnen. aber einer gewinnt es. Und das ist schließlich die Hauptsache, denn vielleicht bin ich es!"

Dieser Blödsinn ging mir über die Hutschnur. Ich sagte trocken: „Allerdings, McMullin, diese Goldgräber- oder Perlentauchermentalität verstehe ich nicht. Ich sage Ihnen nur eins: ihr macht euch immer noch vor, ihr hättet alle die goldenen Marschallstäbe im Tornister. Aber die sind längst hinter Schloß und Riegel oder besser in die Safes mit siebenstelligen Sicherheitszahlen gewandert; ihr habt ja nicht einmal mehr Tornister, in denen ihr sie tragen könntet. Aber weil ihr nicht zugeben wollt, daß ihr arme Teufel seid, ist euch nicht zu helfen. Und außerdem gehe ich jetzt schlafen; in dieser Nacht bin ich zu müde, um noch etwas zuzulernen!"

Wir verabschiedeten uns ziemlich kühl voneinander. Offenbar hatte ich ihn gekränkt. Es war mir gleichgültig. Als ich endlich wieder in meinem Bett lag, giftete ich mich über diesen hoffnungslosen Starrkopf, den jeder kleine glückliche Zufall sofort wieder zu seinem kindischen Optimismus verführte. Später allerdings machte ich mir klar, daß auf andere Weise ein solches Leben wie das seine überhaupt nicht zu ertragen wäre.

Wir hatten keine weitere Verabredung miteinander getroffen. Der

Mann hatte mir allzu amerikanisch dahergeredet. Aber dann versuchte ich doch zwei- oder dreimal, ihn wiederzufinden; mir schlug ein wenig das Gewissen. Jedoch hatte ich keinen Erfolg — er war unter den Schlafenden nicht mehr aufzustöbern. Vielleicht — so dachte ich mir — hat ihn die mit dem Frühling und den unerwarteten fünfzehn Dollar aufbrandende Woge seines Optimismus schon auf die Straße nach Kalifornien gespült.

Ich vergaß ihn bald, denn mein Weg führte mich in entgegengesetzter Richtung davon, nach Detroit und weiter ins Kanadische, nach Toronto und Montreal.

*

Und doch sollte die Affäre McMullin noch ein unerwartetes Nachspiel haben. Wenn schon das Wiedersehen in Chicago erstaunlich gewesen war, aber schließlich, wenn man die Umstände bedenkt, nicht außerhalb des Wahrscheinlichen lag, so ist meine Begegnung mit McMullin im Jahre 1934, also zwei Jahre später, einem völlig blinden Zufall zu verdanken, wie er unter hunderttausend Fällen vielleicht nur einmal vorkommt. Ich will diese letzten Szenen kurz erzählen, denn sie huschten schnell vorüber, ehe sie recht begriffen waren.

Ich hatte Seattle über den Higwhay No. 10 verlassen, wollte später die Straße 97 nordwärts nehmen, die mich über die Grenze in das Okanagan-Tal nach British Columbia geleiten sollte. Die Kaskadenkette und das Wenatchee-Gebirge waren überschritten; ich näherte mich auf der guten Bahn in schneller Fahrt der Stelle, wo meine Straße scharf nach Norden abbog, bevor sie den Rand der Stadt Wenatchee erreicht. Es war ein klarer, sonniger Tag des Frühsommers. Die Luft ging herrlich und herbe. Es konnte kein schöneres Wetter geben, um in die blaue Ferne hineinzufahren.

An der Abzweigungsstelle hielt ich an, um meine Karte mit den Wegweisern zu vergleichen und mir ein wenig die steifen Beine zu vertreten. Ein Mann hatte unter dem Wegweiser im Grase gesessen. Er erhob sich und kam auf mich zu. Ein Tramp, der die Gelegenheit benutzen will, dich anzubetteln, dachte ich mir. Es war auch ein Tramp. Aber zugleich war es McMullin —!

Er erkannte mich wiederum sofort und stellte gleich fest, daß ich ein besseres Auto führe als damals vor zwei Jahren. Ihm indessen schien es nicht besser zu gehen. Ein eigentümlich fahriger Zug stand

in seinem Gesicht. Und er pumpte mich schon nach einer Viertelstunde um zehn Dollar an. Das wäre früher undenkbar gewesen, seine Selbstachtung war also schon am Zerbröckeln. Er besaß keine Haltung mehr wie noch das letzte Mal, als ich ihn gesprochen hatte; er ähnelte in nichts mehr dem Henry McMullin, der mir als Gatte einer philosophiebeflissenen Amerikanerin Jahre zuvor begegnet war. Er war auf dem allerbesten Wege, ein echter Landstreicher zu werden. Er hatte sich auf vielen Arbeitsstellen versucht, hatte nirgendwo mehr Fuß gefaßt und war nun sicherlich so weit, daß er gar nicht mehr stillsitzen konnte, selbst wenn sich ihm Gelegenheit dazu geboten hätte. Kein Zweifel, er war ins Treiben geraten und außerstande, noch einmal anzuhalten und fest vor Anker zu gehen. Es war nichts mehr von dem alten Amerikaner Henry in ihm. Er hatte die Fünfzig überschritten und alle Hoffnung aufgegeben, jemals wieder in seine eigene achtbare Vergangenheit zurückzukehren.

Es war bloß noch die Hülle von dem früheren Henry McMullin übriggeblieben. Seine alte, großspurige Tapferkeit war dahin, und wenn er zuweilen diesen Ton wieder anzuschlagen versuchte, so klang es gespenstisch. Er hatte auch nichts mehr mit seinem gelobten Amerikanismus im Sinn; statt dessen deutete er dunkel an, daß er davon überzeugt wäre, es gäbe andere Systeme, denen allein die Zukunft gehöre: den Kommunismus meinte er. Dies schlappe, zerfahrene Jammergestell von einem Menschen! Völlig utopische, phantastische Hetzparolen hatten ihn benebelt. Er fragte mich, ob ich nicht etwas Whisky bei mir hätte. Nein, ich pflege keine Spirituosen spazierenzufahren. Er fiel mir bald auf die Nerven.

Er hatte einige Zeit bei den Bauten am Columbiafluß Arbeit gehabt. Jetzt lockte ihn ein Brief aus Los Angeles, sich wieder auf den Weg zu machen. Ein geheimnisvoller Freund sollte dort in der Olvera Street, der Touristenstraße im mexikanischen Viertel, dem ältesten Teil von Los Angeles, einen Verkaufsstand besitzen und irgend etwas Aussichtsreiches für ihn zu tun haben — eine reichlich dunkle Sache. McMullin drängte mir die Adresse auf; ich sollte ihn unter allen Umständen in Los Angeles besuchen, damit er mir die zehn Dollar wiedergeben könne. Und überhaupt, Los Angeles, dort wartete das Glück auf ihn!

Ich muß gestehen, daß ich heilfroh war, als ich nach einer Stunde wieder allein in meinem Auto saß und nordwärts über die gute Straße

hoch über dem grünen Columbia dahinbrauste. Dieser halbe oder ganze Landstreicher war nur noch ein grauer Schatten seines früheren Selbst, ein verlorener Amerikaner.

*

Aber als ich nach gut anderthalb Jahren von Australien kommend, in Los Angeles an Land stieg, probierte ich doch die Adresse aus, an die er mich verwiesen hatte. Der Mann, den ich dort traf — er handelte mit Tontöpfen — erzählte mir, daß McMullin elend umgekommen wäre. Bei Arbeitslosenunruhen hätte er sich in der Besoffenheit zu weit vorgewagt und einen Schlag von einem Polizeiknüppel über den Schädel bekommen, wäre liegengeblieben und bald darauf an einer Gehirnhautentzündung gestorben. Der Mann übrigens, der mir solches berichtete, war niemand anders als der zweite Gatte der ehemaligen Mrs. McMullin, deren Eltern auch unter die Räder geraten waren. Sie hatte mit diesem halben Mexikaner von Tontopfhändler in der Olvera Street vorliebnehmen müssen, der sie kräftig unter dem Daumen hielt; wenigstens machte sie auf mich einen ängstlichen und verarbeiteten Eindruck. Als sie selbst ins Elend geriet, setzte sich das Gute in ihr durch. Sie hatte sich — wohl mit wehmütiger Rührung — ihres ersten, gehorsamen, ach so gut amerikanischen Mannes erinnert, hatte sich über die Tochter seine Anschrift besorgt und ihn nach Los Angeles gerufen.

Aber längst war es für alle Beteiligten zu spät gewesen; es gab keine Familie McMullin mehr. Auch sie war in diesen Jahren des Zusammenbruchs eines Drittels der amerikanischen Nation wie Millionen „vom Winde verweht“ in alle Himmelsrichtungen.

*

Ich bin mir wohl bewußt, daß in mancher Hinsicht das hier geschilderte Einzelschicksal besonders tragisch erscheint. Aber gerade das ist typisch daran! Am Falle McMullin läßt sich die Zerstörung echten Amerikanertums einleuchtend studieren. Dazu ergänzend noch einiges Zahlenmaterial, das den Umfang des Problems anzuzeigen geeignet ist.

Man kann auf Grund der Berechnungen des „National Industrial Conference Board, Studies in Enterprise and Social Progress, 1940“ mit gutem Recht behaupten, daß seit 1929 die amerikanische Wirtschaft stagniert und die ihr auf natürlichem Wege zuwachsenden

Menschen nicht mehr unterzubringen vermag. Das Rooseveltregime hat in keiner Weise eine grundsätzliche Änderung dieses Zustandes bewirkt. Der New Deal und alle späteren Maßnahmen sind verpufft; die Schulden, die ihretwegen gemacht wurden, sind geblieben.

Nach den Angaben des erwähnten Büros entwickelten sich die Zahlen von Arbeitskräften und Arbeitsstellen bis 1929 einigermaßen gleichmäßig, wenn auch die zweite stets etwas hinter der ersten zurückblieb, so die berühmte oder berüchtigte „industrielle Reservearmee" schaffend. (Es gibt allerdings auch andere, sehr gewissenhafte amtliche Untersuchungen, die schon für die Zeit vor 1929 ein viel weiteres Auseinanderklaffen der beiden Zahlen errechnen; ich verweise auf die Angaben meines 1932 erschienenen Buches „Amerika, Untergang am Überfluß".)

1929 also betrug das Angebot an Arbeitskräften 49,6 Millionen Menschen, die Zahl der Beschäftigten 48,3 Millionen. 1939 war das Angebot an Arbeitsfähigen auf 54,3 Millionen gestiegen, die Beschäftigtenzahl aber auf 44,9 Millionen gesunken. Der Hauptgrund für diese Erscheinung ist darin zu suchen, daß die Leistung des einzelnen Arbeiters sich durch steigende Mechanisierung und Rationalisierung der Arbeit dauernd erhöht; man braucht also, um die gleiche Gütermenge herzustellen, immer weniger Arbeiter. Setzt man für das Jahr 1929 Produktion und Leistung je Arbeitsstunde mit 100 Punkten an, so ergeben sich folgende Indexziffern für die gesamte amerikanische Industrie: Die Gesamtproduktion stieg von 63,4 Punkten im Jahre 1919 auf 88,2 Punkte im Jahre 1936; die Produktion je Arbeitsstunde eines Arbeiters aber stieg in der gleichen Zeit von 63,5 auf 111,9 Punkte! (Works Progress Administration National Research Project. Reemployment Opportunities etc., 1939, 1940. Philadelphia.)

In diesen wenigen Zahlen liegt die grundsätzliche Krise des amerikanischen Systems beschlossen. Die Anzahl der beschäftigten Arbeiter in Amerika ist von 1926 ab etwa die gleiche geblieben. Die steigende Arbeitsintensität hat zur Deckung des steigenden Bedarfs genügt; mehr Arbeitskräfte wurden nicht gebraucht. Auch der Kapitalaufwand ist seit 1926 nicht wesentlich gestiegen. Alle Menschen also, die seit 1926 neu auf dem Arbeitsmarkt erschienen, sind nicht benötigt worden. Roosevelt brauchte den Krieg, um die überflüssigen Menschen teils als Soldaten vom Arbeitsmarkt abzuziehen, teils um durch den Kriegsbedarf einen höheren Beschäftigungsstand zu erreichen.

Tatsächlich aber bedeutet die fieberhafte Aufrüstung eine nochmalige Ausdehnung der industriellen Anlagen; sie befördert weiterhin die Rationalisierung. Wenn also dieser Krieg sein Ende gefunden haben wird, so wird Amerika sozial vor noch viel riesenhafteren und erst recht mit den alten Mitteln unlösbaren Problemen stehen, mit denen verglichen die bisherigen nur ein Kinderspiel gewesen sein werden.

*

Dann werden auch die letzten, heute noch stehenden Ruinen des amerikanischen Mythos zusammenbrechen. Das neue Europa aber und Großostasien werden Amerika um Jahrzehnte — oder um ein Jahrhundert voraus sein!

Daß der amerikanische Mythos vom allgemeinen Wohlstande und den Dollars, die man nur von der Straße aufzulesen brauchte, schon seit langem nicht mehr zutraf, ergibt sich aus einer Statistik des National Resources Committee „Consumer Expenditures in the United States", Washington 1939. Aus ihr wird deutlich, daß nur das obere Einkommensdrittel (mit über 1450 Dollar Jahresverdienst) an den Gütern, die den „amerikanischen Standard" bestimmen, wirklich Anteil hat. Von den Gütern, die insgesamt von dem amerikanischen Volke 1936 verbraucht wurden, beanspruchte das obere Einkommensdrittel nicht weniger als 65,7 v. H., also fast ebensoviel wie die beiden anderen Drittel zusammen. Das mittlere Drittel (Einkommen von 780 bis 1450 Dollar jährlich) verbrauchte 23,9 v. H., das untere Drittel (mit Einkommen unter 780 Dollar jährlich) nur 10 v. H. des Gesamtverbrauchs der Nation. Es steht weiterhin fest, daß der Mindestbetrag, den eine dreiköpfige amerikanische Familie benötigt, um ein Leben nach offiziellem „amerikanischem" Standard zu führen, mit 2500 Dollar je Jahr errechnet worden ist. (Thurman Arnold, „Bottlenecks of Business", New York 1940.) Zwei Drittel der Nation also mußten ein Leben tief unter dem „amerikanischen Standard" führen.

Weiter zeigt die oben erwähnte Statistik, daß von den Beträgen, die in den United States gespart wurden, 124,4 v. H. auf das obere Einkommensdrittel entfallen. Das bedeutet aber, daß die beiden anderen Gruppen Schulden bei dem oberen Drittel machen mußten. Die untere Gruppe ist mit minus 20,2 v. H., die mittlere mit minus 4,2 v. H. verschuldet. Das bedeutet weiterhin, daß sich das Kapital fortlaufend

stärker im oberen Einkommensdrittel zusammenballt, während die beiden anderen Drittel, das eine langsamer, das andere immer schneller, verarmen.

Noch auffälliger wird die tiefe Kluft zwischen dem „american Standard“ des oberen Drittels und den tief darunterliegenden Lebensbedingungen der beiden anderen Drittel, wenn man sein Augenmerk auf Güter richtet, deren Besitz oder Genuß bei uns als „typisch amerikanisch“ gilt. Hieß es nicht, daß „jeder amerikanische Arbeiter sein Auto“ besäße, daß jedem Amerikaner eine angemessene Erziehung zuteil würde, denn die Kosten trüge der Staat, daß jeder Amerikaner die gleichen, guten, soliden Kleider trüge, an den Möglichkeiten zur Erholung teilhätte usw. usw.? Alle diese Einzelheiten flossen in den europäischen Köpfen zu dem Bilde vom „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten“, vom „Wirtschaftswunder Amerika“, vom „Amerikanischen Lebensstandard“, vom „Gelobten Lande unter der Freiheitsstatue“, mit einem Worte zum Mythos Amerika zusammen. Die Wirklichkeit sieht ganz anders aus. Zum Beispiel entfielen von den Gesamtausgaben Amerikas für Automobile 74,6 v. H., also drei Viertel, allein auf das obere Drittel der Einkommenbezieher, nur noch 20,0 v. H. auf das mittlere Drittel und klägliche 5,4 v. H. auf das untere Drittel. Amerika ist also weit davon entfernt, das Land zu sein, in dem jedermann ein Auto bezahlen kann. Eine Einrichtung wie den deutschen Volks- oder auch nur Kleinwagen hat Amerika nie erreicht.

Für Bekleidung gab das obere Einkommensdrittel 62,8 v. H., das mittlere 25,5, das untere 11,7 v. H. aus. Man begreift nun die erbärmliche Abgerissenheit unzähliger Amerikaner. Für Erholung und Zerstreuung konnte das obere Drittel 71 v. H., das mittlere 22, das untere aber nur 7 v. H. ausgeben. Für die Erziehung der Kinder gaben die Angehörigen des oberen Einkommendrittels 76,9 v. H., die des mittleren nur noch 17,2 und die des unteren Drittels sogar nur 5,9 v. H. aus. Tatsächlich also ist eine angemessene Erziehung der Kinder in Amerika so gut wie ausschließlich ein Vorrecht der besser verdienenden oder der reichen Leute.

Das sind die Bürger des Herrn Roosevelt, der die Segnungen der amerikanischen Demokratie der ganzen Welt bescheren will, einer Demokratie (gleich „Volksherrschaft“), die ein ganzes Drittel des Volkes von zureichender Ernährung, Bekleidung, Erziehung, Wohnung, Versorgung, Erholung und allen Errungenschaften der mo-

dernen Zivilisation, wie Autos, Radio usw., grundsätzlich ausschließt. Und diese Leute glauben uns Deutschen Eindruck machen zu können.

Wie sehr die amerikanische Wirtschaft sich darauf eingestellt hat, das ganze untere Drittel des amerikanischen Volkes als überflüssig zu betrachten und von jeder Verbesserung der Lebensumstände auszuschließen, geht beispielsweise auch daraus hervor, daß 1938 die 8,4 Millionen nichtländliche Familien, die weniger als 1000 Dollar Jahreseinkommen hatten (von insgesamt 22,6 Millionen nichtländlicher Familien) überhaupt keine neuen Wohnungen gebaut bekamen, während für die 5,3 Millionen Familien mit über 2000 Dollar Einkommen jährlich 283850 neue Wohnungen erstellt worden sind. So sieht es im Amerika Roosevelts wirklich aus!

Sprach man nicht auch bei uns davon — und dies war eines der stärksten Reizmittel des Amerika-Mythos — daß jeder Amerikaner in seinem eigenen Häuschen wohne, oder daß doch wenigstens die große Mehrzahl von ihnen ein eigenes Dach über dem Kopfe wüßte? Die Statistik enthüllt die Verlogenheit auch dieser Behauptung (und zwar handelt es sich stets um Berechnungen der Rooseveltbehörden, in diesem Falle des Temporary National Economic Committee, Monograph 8, Washington 1940). Die amerikanischen Hypothekenschuldner, das heißt also Besitzer von eigenen Häusern, wiesen 1938 ein Durchschnittseinkommen von 2968 Dollar jährlich aus. Schuldenfreien Hausbesitz gibt es aus Steuergründen fast gar nicht. Das aber bedeutet, daß 92 v. H. aller amerikanischen Familien weniger verdienen als der durchschnittliche Hypothekenschuldner und sich also wohl kein eigenes Haus leisten können.

Und noch ein anderes Märchen aus dem Blumenstrauße des amerikanischen Mythos gilt es außer Kurs zu setzen: das nämlich von der Steuerfreiheit der gering verdienenden Einkommengruppen in den Vereinigten Staaten. Gerade unter der Rooseveltregierung ist mit lauten Propagandatönen immer wieder davon geredet worden, daß die hohen Einkommen stets verschärft zur Besteuerung herangezogen werden müßten. In Wirklichkeit ist bis zum Ausbruch dieses Krieges die Steuerlast für die wenig Verdienenden immer schwerer geworden. Gerade unter Roosevelt kann von einer gerechten Verteilung der Steuerlast keine Rede sein; gerechte Steuern wären solche, welche die Einkommen und Vermögen gestaffelt nach ihrer Tragfähigkeit unmittelbar erfassen, ungerechte solche wie Umsatz- und Verbrauchs-

steuern, die also die Verbraucher ungeachtet ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit belasten. Insgesamt werden 21,8 v. H. des amerikanischen Volkseinkommens weggesteuert, und zwar 8,9 v. H. durch den Bund, 5,7 v. H. durch die Einzelstaaten und 7,2 v. H. durch die Gemeinden. Rechnet man nun (Temporary National Economic Committee, Monograph Nr. 20) die durch die indirekten Steuern für jeden einzelnen entstehenden Lasten mit der direkten Besteuerung zusammen, so ergeben sich groteske Mißverhältnisse. Gerade den allerniedrigsten Einkommen (unter 500 Dollar jährlich) wurden nicht weniger als 21,9 v. H. durch Steuern fortgenommen. Den Einkommen von 500 bis 1000 Dollar immer noch 18 v. H., während die Einkommen zwischen 1000 und 10 000 Dollar nur 17,6 v. H. ihres Einkommens als Steuern abzuführen brauchen. Erst die Einkommen über 10 000 Dollar jährlich zahlen tatsächlich mehr Steuern als die alleruntersten Einkommen (31,7 v. H. durchschnittlich). Es gibt wohl kaum ein anderes Land unter der Sonne, in welchem die Steuer ähnlich ungerecht und widersinnig verteilt ist.

Unter Roosevelt haben sich gerade die ihm unterstehenden Bundessteuern besonders unsozial entwickelt. Die Gesamtsteuern des Bundes stiegen von 1930 bis 1938 um 71,1 v. H. An dieser Erhöhung waren jedoch solche Steuern, die sich nach der wirklichen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Besteuerten richten und entsprechend staffeln, nur mit 29,6 v. H. beteiligt, während die Verbrauchssteuern, welche die ärmeren Schichten am härtesten treffen, in der gleichen Zeitspanne um 245,4 v. H. erhöht wurden. Oder anders ausgedrückt (nach der gleichen Schrift des „Temporary National Economic Committee", Monograph Nr. 20 errechnet): 18,3 v. H. der amerikanischen Einkommenbezieher (mit Einkommen über 2000 Dollar jährlich) verdienten annähernd die Hälfte des amerikanischen Volkseinkommens; obgleich sie durchschnittlich 25 v. H. an Steuern abzuführen hatten, konnten sie doch noch 28,5 v. H. ihres Einkommens als Ersparnisse zurücklegen.

Ihnen gegenüber steht in krassem Gegensatz die untere Gruppe der Verdienenden (bis 1000 Dollar jährlich). Während die obere nur 18,3 v. H. der Verdienenden ausmacht, umfaßt die untere 46,5. Diese 46,5 v. H. verdienen aber im Gegensatz zu den 49,1 v. H. am Volkseinkommen der oberen Gruppe nur 18,1 davon. Hierauf müssen sie auch noch 18,5 v. H. Steuern zahlen. Ersparnisse zu machen sind sie überhaupt nicht imstande.

So sehen die „unbegrenzten Möglichkeiten“ im Amerika Roosevelts bei Licht besehen aus. Und man wird nun vielleicht eher geneigt sein, zu glauben, daß die in diesem Kapitel dargestellten Schicksale durchaus typisch sind.

Anmerkung. An Literatur sei außerdem verwiesen auf Clinch Calkins: „Some Folks won't work“ bei Harcourt, Brace & Comp., New York; weiter auf das vorzügliche, rein fachliche Werk von Herbert Groß: „Amerikas Wirtschaft“, Deutscher Verlag, Berlin 1942 (das Buch ist im Schlußabsatz dieses Kapitels mehrfach verwendet worden); weiter auf Ferdinand Lundberg: „America's 60 Families“, The Vanguard Press, New York, und A. E. Johann, „Amerika, Untergang am Überfluß“, Berlin 1932; weiter auf Henry D. Lloyd: „Wealth against Commonwealth“, National Home Library Foundation 1936; Dixon Wecter, „The Saga of American Society“, Charles Sribners Sons 1937; Stuart Chase: „Idle money idle men“, New York 1940; Corrington Gill: „Wasted Manpower“, New York 1939.

VIII

FREIHEIT, DIE SIE MEINEN —!

Nun habe ich als letzte noch die Geschichte meiner guten Bekannten James Foxley und Robert Hartwich zu erzählen, die versucht haben, in einer großen Stadt des Westens eine unabhängige Fabrik für Lampenschirme und ähnliche Erzeugnisse aufzubauen. Es ist eine kurze, aber einigermaßen dramatische Geschichte.

Foxley, aus alter amerikanischer Familie, und Hartwich, dessen Vater aus Liegnitz in Schlesien nach den Vereinigten Staaten eingewandert war, taten sich im Jahre 1925 zusammen und begannen, eigentlich aus dem Nichts, einen Papierhandel in einem Vorort der schnell aufstrebenden Hafenstadt. Eine Festlichkeit der örtlichen Schule brachte sie auf die Idee, die angeforderten Lampions, Papiergirlanden, und was sonst noch zur Ausschmückung der Räume verlangt wurde, nicht anderwärts zu beziehen und sich mit dem Zwischengewinn zu begnügen, sondern sie selbst herzustellen. Die beiden machten sich mit ihren tüchtigen Frauen und der Verkäuferin an die Arbeit, und da alles Gewünschte früh genug bei ihnen bestellt worden war, so gelang es ihnen auch, die Lieferung rechtzeitig und zu allgemeiner Zufriedenheit zu erfüllen. Obgleich sie noch etwas billigere Preise gewährten, als ihre billigsten Konkurrenten hätten fordern müssen, erzielten sie statt des Zwischengewinns von 15 v. H. einen solchen von über 50 v. H., wobei sie allerdings ihre eigene Arbeit nicht mit einkalkuliert hatten.

Aber dieser erste, fast zufällig ertastete Erfolg hatte sie auf den Geschmack gebracht. Sie setzten sich in ihrem Lagerraum hin und begannen Lampions herzustellen. Hartwich, der eine künstlerische Ader besaß, entwarf eine Fülle phantastischer Muster, Foxley probierte immer bessere und schnellere Methoden aus, die Lampions anzufertigen. Als sie sich einen größeren, reichhaltigen Vorrat geschaffen hatten, machte sich Foxley, der von beiden der bessere Kaufmann war, mit einem Musterkoffer auf den Weg und bot seine Ware bei den ein-

schlägigen Geschäften der Stadt zur Auswahl an. Der Erfolg war überraschend. Bisher nämlich wurden solche Erzeugnisse weither aus dem Osten der Staaten zur pazifischen Küste geschafft. Die Transportkosten verteuerten sie derart, daß Foxley und Hartwich nicht nur eine bessere, sondern auch eine wesentlich billigere Ware liefern konnten. Schon bei diesem ersten Rundgang wurde Foxley gefragt, ob er nicht auch billige Lampenschirme liefern könnte. Obgleich er keine Ahnung hatte, wie solche Dinger zu machen waren, sagte er kurz entschlossen zu und kam mit einem ersten Auftrag auf dreißig einfache Schirme und viele hundert Lampions heim.

Nun zeigte es sich, daß die beiden Freunde Schneid und Geschick besaßen. Sie zauderten nicht lange, schlossen von heute auf morgen ihr Papiergeschäft — mochten die Leute des Vororts sehen, wo sie ihre Schulhefte, Postkarten und Bleistifte herbekamen — und verlegten sich auf die Fabrikation von Lampenschirmen. Vier Wochen später saßen in dem bereits zu enge werdenden ehemaligen Papierladen fünf junge Mädchen, die eifrig klebten und schnitten, Drähte bogen und Farben mischten. Weder Foxley noch Hartwich besaßen irgendwelche Erfahrung in der Fabrikation dieser papiernen Gegenstände, aber sie waren um Aushilfen und allerlei schnell erfundene Hilfsgeräte nicht verlegen. Der Preis- und Kostenvorsprung, den sie vor den vom fernen amerikanischen Osten eingeführten Produkten besaßen, ermöglichte es ihnen, so lange zu probieren, bis eine neue Schirmserie so praktisch wie möglich produziert wurde. Die beiden Männer und auch ihre Frauen arbeiteten von früh bis spät im Geschäft, waren noch tätig, wenn die Angestellten längst nach Hause gegangen waren, und es kam ihnen nicht darauf an, ihre neuesten Einfälle noch weit nach Mitternacht in die Tat umzusetzen.

Ein wahrer Rausch erfaßte sie. Der Zufall hatte sie auf eine vielversprechende Fährte gesetzt. Sie begriffen ihre Chance. Nun galt es, alles herauszuholen, was in ihr steckte. Gewiß, Lampenschirme haben mit hohen ethischen Idealen nicht allzuviel zu tun, aber auch Lampenschirme braucht die Menschheit; und Foxley und Hartwich waren fest entschlossen, sie ihr billig und in ausgezeichneter Qualität zu liefern.

Die technischen Schwierigkeiten der Herstellung waren anfänglich so groß, daß die beiden manchmal schier verzweifelten. So erzählte mir Foxley, wie sie einmal einen Auftrag übernommen hätten, gewisse kompliziert geformte Pergamentschirme zu liefern. Foxley

war der Meinung gewesen, es würde sich schon irgendeine Vorrichtung improvisieren lassen, um die verwickelten Drahtgestelle herzustellen. Aber diesmal hatten sie sich getäuscht. Obgleich sie sich den Kopf nächtelang zermarterten, wollte sich keine arbeitsparende Maschine erfinden lassen. Und schließlich mußten sie, um den kurzfristigen Auftrag termingerecht auszuführen, jeden einzelnen Schirm mit der Hand zurechtbiegen und bespannen; Aushilfen mußten eingestellt, die Nächte zuhilfe genommen werden. Und als sie schließlich aufatmend und abgekämpft am letzten Tage vor Ablauf der Frist geliefert hatten, blieb ihnen nicht nur kein Gewinn, sondern sie mußten zum erstenmal einen harten Verlust einstecken.

Aber die beiden nahmen diese Herausforderung des Glücks an. Sie behielten die Aushilfskräfte für dauernd, und Foxley machte sich trotzig zum erstenmal auf, um in anderen Städten an der Küste Kunden zu werben. Er kam mit so großen Aufträgen zurück, daß die neueingestellten Aushilfskräfte nicht einmal ausreichten, sie auszuführen, sondern noch weitere angeworben werden mußten.

Inzwischen hatten sich die Fabrikationsräume ständig weiter ausgedehnt, hatten die Wohnzimmer hinter dem früheren Papiergeschäft verschluckt und quollen schon in die Nachbarhäuser über. Es war Zeit, sich nach einer richtigen, passenden Behausung für ihr Unternehmen umzusehen. Hartwich, der immer mehr den fabrikatorischen Teil der Arbeit übernahm, während Foxley den kaufmännischen versah, fand ein leerstehendes Fabrikgebäude; und wenn es auch der jungen Firma noch viel zu locker um die Schultern schlotterte, so brauchten sie hier so bald keinen neuen Umzug zu fürchten. Sie stemmten sich in das Rad ihres Schicksals, und sie glaubten daran, daß sie es stets zu ihren Gunsten bergauf würden drehen können. Wieder hatten sie richtig gerechnet; denn schon zwei Jahre danach war die kleine Fabrik in vollem Gange, und keiner der vorhandenen Räume war jetzt noch überflüssig. Schon beschäftigten sie sechzig Angestellte und Arbeiter, und noch immer häuften sich die Aufträge, denn noch immer hatten sie in den ganzen Weststaaten so gut wie keine Konkurrenz.

*

Ich lernte diese beiden Männer Ende 1927 kennen, als ihr Geschick sich gerade mit Entschiedenheit bergauf wandte. Als ich sie im Winter

1931/32 wieder besuchte, fühlten sie sich schon als echte „Fabrikanten“. Zwar steckten beide noch von früh bis spät in ihrem Betriebe, und vor allem Hartwich kam den ganzen Tag lang nicht aus seinem Arbeitskittel heraus, in dem er sich von den übrigen Arbeitern keineswegs unterschied, aber jeder von ihnen bewohnte schon ein schönes Einfamilienhaus in einem angenehm stillen Vorort, und jeder von ihnen fuhr morgens im eigenen Auto ins Geschäft.

Es war erstaunlich, wie sich ihr Unternehmen in den wenigen Jahren, von denen die letzten schon in die Krisenzeit fielen, durchgesetzt hatte; sie dachten bereits daran, ihre vorzüglichen und geschmackvollen Erzeugnisse, die mir Hartwich voller Stolz vorführte, nach Australien auszuführen. Sie verdankten ihre Erfolge vor allem ihrem unermüdlichen Bemühen, durch kleine, einfache Maschinen machen zu lassen, was jede einzelne Serie oder jede neue Mode erforderte. Ihr Einfallsreichtum und ihr Geschick zu immer neuen Aushilfen und Erleichterungen schien unerschöpflich. Ich sagte zu Hartwich: „Sie sind ein wahres Lampenschirmgenie, Hartwich!“

„Muß man auch sein!“ antwortete er. „Die Zeiten sind schlecht; man muß sich dauernd was Neues einfallen lassen. Foxley auch!“

Sie berichteten mir, daß sie sich, was ihnen eigentlich nicht lieb gewesen wäre, auf die Massenfabrikation ganz billiger Serien hätten einlassen müssen, da die teueren nicht mehr genügend abwürfen. Die billige Massenproduktion hätte bereits etwa vierzig vom Hundert ihres Umsatzes erreicht und ginge in einem Block an einen großen Einheitspreiskonzern, der überall an der Küste Einzelgeschäfte unterhielt. Und ich hörte weiter, daß die Aussicht bestände, eine große Warenhausgesellschaft als Kunden zu gewinnen, die ihnen ebenfalls die Deckung ihres gesamten Bedarfs an billigen Massenartikeln übertragen wollte. Ich sagte:

„Wenn ihr mit sechzig oder mehr Prozent von zwei großen Firmen abhängig seid, dann können sie euch mit Leichtigkeit den Hals umdrehen und die Preise nach Belieben senken!“

„Ja, das sehen wir natürlich auch, und deshalb versuchen wir jetzt, uns einen Ausweg durch Export nach Übersee zu verschaffen, damit der Anteil von wenigen Großkunden an unserm Geschäft nicht gefährlich groß wird. Sehr bald werden dann die Abnehmer stärker als die Lieferanten, und mit der Selbständigkeit ist es aus!“

*

Im Jahre 1934 besuchte ich meine Bekannten von neuem. Ihr Betrieb war nochmals beträchtlich gewachsen. Sie beschäftigten nun schon über hundertfünfzig Menschen. Noch immer hingen sie beide mit wahrer Leidenschaft an ihrer Fabrik, ihrer ureigensten Schöpfung. Noch immer konnte Hartwich in wahre Verzückung geraten, wenn er mir von irgendeiner fabrikatorischen Schwierigkeit berichtete, die er sicherlich auf höchst elegante Weise, woran ich nicht zweifelte, zu lösen verstanden hatte. Aber im ganzen ging den beiden die frische Tatenfreude ab, die mich früher an ihnen begeistert hatte. Mit dem Ausfuhrgeschäft nach englischen Dominien war nichts Rechtes zu gewinnen gewesen. Ihr Beispiel hatte Schule gemacht und jenseits der kanadischen Grenze, in Vancouver, hatte sich eine Konkurrenzfirma aufgetan, die nach dem ebenfalls englischen Neuseeland und nach Australien billiger zu liefern imstande war als sie.

Zudem waren immer mehr Einzelhändler ihrer Branche von der fortschreitenden Krise gefressen worden. Die großen Warenhäuser und Kettenläden fielen bei dem jetzigen Umfang ihres Betriebes allein noch ins Gewicht. Fast drei Viertel ihrer Erzeugung wurden jetzt von drei Großfirmen aufgenommen. Die fragten nicht viel nach den Kalkulationen von Foxley und Hartwich, sondern bestellten einfach soundsoviel Schirme von der und der Qualität, wofür sie dann einen in ihrem Belieben liegenden Preis diktierten. Foxley und Hartwich konnten den Auftrag theoretisch annehmen oder ablehnen; aber nur theoretisch. Praktisch mußten sie ihn annehmen, denn es bestand stets die Gefahr, daß die eine oder andere der Abnehmerfirmen — oder alle drei gemeinsam — den Geschäftsverkehr abbrachen und Foxley und Hartwich arbeitslos machten.

„Wir sind eigentlich nur noch Angestellte der Großen!" sagte Foxley, und man hörte aus diesen mageren Worten die Wut eines Menschen heraus, der zusehen muß, wie sein ureigenstes Gebilde ihm kaltlächelnd aus der Hand gewunden wird. Noch zorniger aber war er darüber, daß von einer der — jüdischen — Großfirmen nachgeforscht worden war, ob sie nicht deutsche Erzeugnisse und Materialien für ihre Produktion verwendeten, denn Hartwich war ein deutscher Name; auch hatte sein Träger seine Abstammung nie verleugnet, gehörte auch der deutschsprachigen lutherischen Kirche an. Nun, Foxley und Hartwich verwendeten keine deutschen Materialien und durften den jüdischen Warenhauskonzern deshalb weiterbeliefern. Aber daß man

ihn überhaupt nach solchen Dingen zu fragen gewagt und ihm mit dem Entzug der Aufträge gedroht hatte, erbitterte Foxley maßlos. Er knurrte: „Wo kommen wir hin mit unserer amerikanischen Freiheit, wenn jeder Großkunde das Recht für sich beansprucht, in meinen Büchern herumzuschnüffeln!"

Hartwich sog an seiner Pfeife und sagte gar nichts; er war kein Mann, der sich leicht oder gern erregte.

*

Als ich etwa zwei Jahre danach wieder bei den beiden — aber es war nur noch einer vorhanden — vorsprach, hatte sich ihr Schicksal bereits vollzogen. Die drei Großkunden, die inzwischen über 80 v. H. der Produktion der Lampenschirmfabrik aufnahmen, hatten ihre Konkurrenz vergessen und den beiden Männern den „Vorschlag" gemacht, die Firma „Foxley & Hartwich" zu übernehmen. Mit den Gründen für diesen Vorschlag hatten sie nicht hinter dem Berge gehalten; da von ihren Bestellungen die Existenz von „Foxley & Hartwich" abhinge, sähen sie nicht ein, warum sie die Fabrikationsgewinne nicht selbst kassieren sollten. Wenn die beiden Männer sich etwa weigern sollten, zu verkaufen, so könnte man ihre gesamte Arbeiterschaft einfach für den doppelten Lohn fortengagieren und mit deren Kenntnissen eine zweite Fabrik aufbauen; aber daran lag den Großen gar nichts; sie wollten sich eben in das gute, warme, mit viel Arbeit und Anstrengung gemachte Nest hineinsetzen, das die beiden Männer in zehn Jahren bereitet hatten.

Foxley und Hartwich wehrten sich tapfer. Foxley erzählte mir mit bitterem Lachen, wie er von einer Zeitung zur anderen gelaufen wäre, um dort die Öffentlichkeit gegen die Erpressermethoden ihrer Großkunden mobil zu machen. Aber auf den Redaktionen hätte man ihn ausgelacht: auch Foxley und Hartwich inserierten zwar und bezahlten ihre Inserate pünktlich. Aber ob sie wohl meinten, daß sich die Zeitungen deswegen mit den großen Kaufhäusern anlegen sollten, die das Vielfache an Inseraten bestellten und die es natürlich in der Hand hatten, die Anzeigen in den Zeitungen so zu drosseln, daß den Verlegern Hören und Sehen verging. Als Foxley sich auf die amerikanische Pressefreiheit berufen wollte, war er kurzerhand vor die Tür gesetzt worden; solche kindischen Bemerkungen hatte man nicht hören mögen.

Aber Foxley & Hartwich wollten lieber bankrott gehen, als sich schlucken lassen. Doch auch das wußten ihre Gegner leicht zu verhindern; sie waren darauf aus, die Fabrik in vollem, gesundem Betrieb zu übernehmen. Plötzlich erschienen Kontrolleure der Finanzämter und der Gesundheits- und Arbeitsbehörden in der Firma und stellten im Handumdrehen fest, daß Steuern unterschlagen und gleich ein Dutzend Paragraphen des Arbeitsgesetzes übertreten worden waren; und ebenso plötzlich meldeten sich Belastungszeugen aus der Belegschaft von Foxley & Hartwich, die soviel Unerlaubtes zu beschwören bereit waren, als sich irgendein Staatsanwalt nur wünschen konnte. Gleichzeitig aber wurde den beiden zu verstehen gegeben, daß alle Anklagen sofort niedergeschlagen würden, wenn sie — zu verkaufen bereit wären! Aber sie waren es immer noch nicht; sie ließen es zum Prozeß kommen.

Sie vertrauten darauf, daß die „politischen" Beziehungen, welche die Großfirmen spielen ließen, nicht bis vor die Schranken des Gerichtes reichten. Auch hofften sie darauf, daß jetzt endlich die Öffentlichkeit aufmerksam werden würde. Doch das geschah keineswegs: die Zeitungen schwiegen den Prozeß einfach tot; sie hatten zur rechten Zeit einen Wink bekommen.

Das Gericht verhandelte zunächst völlig objektiv. Aber bald wurde es klar, daß den in beliebiger Menge auftretenden Belastungszeugen geglaubt wurde, während die wenigen Entlastungszeugen ganz offensichtlich eingeschüchtert waren oder sich überhaupt weigerten, Aussagen zu machen. Schließlich konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß das Urteil gegen Foxley & Hartwich ergehen würde. Doch dazu kam es nicht mehr, denn als die beiden Männer sich sogar von ihren Anwälten verlassen sahen, gaben sie nach. Sie mußten beide an ihre Familien denken und retten, was noch zu retten war; der Kampf war ja bereits gegen sie entschieden.

Die Fabrik ging zu einem diktierten Preise in das Eigentum des Konsortiums der drei Großkunden über. Der Prozeß wurde sofort niedergeschlagen. Foxley durfte als Prokurist den von ihm gegründeten und entwickelten Betrieb weiter leiten; er mußte es sogar, denn das Konsortium wünschte es. Hartwich aber, mit seinem verdächtigen Namen, wurde mit einer alles andere als großzügigen Entschädigung abgeschoben und ihm bedeutet, er solle sich nicht einfallen lassen, irgendwo in den Weststaaten ein neues Unternehmen gleichen Stils

aufzuziehen. Er hat es gar nicht versucht, sondern hat in Denver, Colorado, wieder ein Papiergeschäft aufgemacht, aber nicht mehr als selbständiger Kaufmann, sondern als Filialleiter einer großen Papiervertriebsfirma. Er probierte die „Freiheit“ nicht noch einmal!

Foxley erzählte mir bitter von der Gerichtsverhandlung: wie der Richter Fragen stellte, die ihn auf Gerechtigkeit hoffen ließen, und wie doch alles nur ein gestelltes Spiel gewesen war. Er hatte sich während der Verhandlung sogar Notizen gemacht. Einiges davon machte auf mich starken Eindruck. Ich will es nach dem Gedächtnis wiedergeben:

Der Richter: Sie glauben also, daß man Sie mit Gewalt kleinkriegen will?

Foxley: Jawohl, das glaube ich nicht nur, ich weiß es sogar! Wir haben diese Gesellschaft und diese Fabrik eigentlich aus dem Nichts geschaffen. Jahrelang haben wir kein Gehalt bezogen. Mit unseren Frauen haben wir bis spät in die Nächte hinein gearbeitet. Wir haben jeden Verdienst wieder ins Geschäft gesteckt; wir haben aufs sparsamste gelebt, nur um diesen neuen Betrieb aufzubauen. Man hat uns schließlich achten gelernt. Unsere Erzeugnisse und wir selbst genossen überall Ansehen, das wir uns durch unsere Tüchtigkeit erworben hatten. Das war unser Stolz. Und das alles, unser Lebenswerk, will man uns abjagen!

Richter: Können Sie das beweisen?

Foxley: Ja! Der Geschäftsmakler Fitzsimmons kam wohl ein dutzendmal zu uns, um uns nahezulegen, zu verkaufen. Wir weigerten uns. Jedesmal verschärfte er seine Drohungen. Schließlich sagte er, er würde uns ins Gefängnis bringen, weil wir elektrischen Strom gestohlen und zwei weibliche Angestellte erpreßt hätten.

Richter: Was ist davon wahr?

Foxley: Nichts! Gar nichts! Aber ich könnte es nicht beweisen, denn die Akte mit den Stromrechnungen ist verschwunden, und zwei Mädchen, die gern schwören, sind leicht zu haben!

Richter (verweist ihm diese Bemerkung und fragt dann weiter): Was verstehen die Firmen, die Ihre Fabrik kaufen wollen, von der Herstellung von Lampenschirmen?

Foxley: Nichts! Sie wollen ja auch nur den Gewinn, den wir erzielen, selbst einheimsen und Herr in unserm Hause sein.

Richter: Und Sie sind bereit, zu beschwören, daß Sie und Ihr Kompagnon dieses Werk von Anfang an aufgebaut haben?

Foxley: Jawohl, das bin ich!

Richter: Und Sie glauben, daß man Sie jetzt mit unlauteren Mitteln zwingen will, zu verkaufen?

Foxley: Jawohl! Daran ist kein Zweifel möglich!

Richter: Und Sie wollen nicht verkaufen?

Foxley: Nein, wir wollen es nicht!

Sie wollten es nicht, aber sie mußten es. Es blieb ihnen gar keine andere Wahl. Und nun hat Foxley die Aufgabe, sein eigenes Werk zugunsten anderer und ohne daß nach seinen Wünschen gefragt wird weiter auszubauen. Er frißt seinen Zorn in sich hinein. Ich glaube, er kommt nicht darüber hinweg, daß man ihn so vergewaltigt hat. Aber vielleicht leidet er noch mehr darunter, daß sein Glaube an die „Freiheit" des Tüchtigen in Amerika so gründlich zerstört worden ist. Aber wer fragt danach. Er kann froh sein, daß er nicht im Gefängnis geendet hat.

Seit 1938 habe ich nichts mehr von Foxley und Hartwich gehört.

*

Wer etwa glaubt, daß das hier geschilderte Schicksal dieser beiden fleißigen und tüchtigen Männer einen Ausnahmefall darstellt, der lese in dem äußerst gründlichen und zuverlässigen Buch von Ferdinand Lundberg „America's 60 Families" auf den Seiten 189 bis 243 nach, wie etwa auf dem Gebiet des Flugverkehrs eine nach der anderen der kleinen, unternehmungslustigen, tapferen Gesellschaften, die von risikofreudigen Einzelnen gegründet waren, von den großen Konzernen mitleidlos und unter Anwendung aller Mittel gefressen wurden. Hier wurde vor allem „politischer" Druck angewandt, da die kleinen Gesellschaften vielfach von den Verträgen für die Beförderung von Post abhängig waren. Die Postbehörde aber ist eine „politische" Behörde, welche die Wünsche desjenigen erfüllt, der ihre Leiter am eifrigsten schmiert. Das aber konnten die großen Gesellschaften besser als die mittellosen kleinen, die sich in dem holden Wahn wiegten, es genüge, ein tüchtiger Flieger zu sein und eine Route regelmäßig und ohne Unfälle zu billigen Preisen zu betreiben. Die Postbehörde hatte es leicht, die Verträge zur Beförderung von Luftpost einfach zu kündigen,

wenn die kleinen Gesellschaften sich nicht aufkaufen lassen wollten. Mit diesen Verträgen hatte sie — oder vielmehr das hinter ihr stehende Finanzkapital — stets die Faust an den Gurgeln der einzelnen kleinen Unternehmer und drückte sie erbarmungslos zu, wenn sie auf die Dauer widerstrebten.

Alle diese Erpressungsmethoden auf politischen oder juristischen Wegen sind vor einem Untersuchungsausschuß des amerikanischen Senats öffentlich erörtert worden und klar an den Tag gekommen. Aber damit hat sich natürlich nicht das geringste geändert. Die Mächte hinter den Kulissen brauchen keine Rücksichten zu nehmen. Es bleibt selbstverständlich alles beim alten, und kein Hahn kräht danach.

Senator George W. Norris sagte nach den Verhandlungen in dem berüchtigten Teapot-Dome-Skandal:

„Wir sollten in Amerika ein Gesetz erlassen, daß kein Mann, der mehr als hundert Millionen Dollar wert ist, für ein Verbrechen belangt werden darf!"

Ein solches Gesetz würde in der Tat dem ohnehin bestehenden Sachverhalt gerecht. Nur meinen wir, daß man die Grenze, von der ab Verbrechen keine mehr sind, nicht erst bei hundert Millionen, sondern schon bei einer Million suchen sollte — allerdings unter dem Vorbehalt, daß sich die Verbrechen jeweils gegen Leute geringeren Vermögens zu richten haben.

*

Noch einige Zahlen.

Vor dem Weltkriege 1914—1918 betrug die amerikanische Staatsschuld, auf den Kopf des einzelnen Bürgers umgerechnet, 9,88 Dollar, nach dem Weltkrieg aber 228 Dollar. Die Aktiven der größten amerikanischen Rüstungsfirma du Pont (Sprengstoffe usw.) aber waren von 1913 bis 1918 von 74 Millionen Dollar auf 308 Millionen Dollar gestiegen. Die du Ponts haben auf ihr ursprüngliches Aktienkapital 458 Prozent Dividenden eingeheimst.

Die in der Standard Oil Company (Rockefeller) zusammengeschlossenen Firmen hatten 1918 Kriegsgewinne von rund 450 Millionen Dollar erzielt. Die United States Steel Co. (Morgan) erzielte Kriegsgewinne von 355 Millionen Dollar. Und Ähnliches gilt für alle anderen am Kriege interessierten Gesellschaften. Die Utah Copper Company erzielte 1917 Dividenden von 200 v. H., 1918 von 150 v. H. auf ihr

Aktienkapital. Es gibt Gesellschaften, die Dividenden von 800 und mehr v. H. einheimsten.

Der erste Weltkrieg war das größte Geschäft des amerikanischen Kapitals. Es ist also verständlich, daß die gleichen Mächte wie damals auch den gegenwärtigen Konflikt mit allen Mitteln anzufachen sich bemühten. Sie haben damals einen ungeheuren Erfolg für sich buchen können, der sich darin ausdrückt, daß sich heute drei Fünftel des natürlichen Reichtums der USA. in den Händen von 2 (zwei!) v. H. seiner Bevölkerung befinden.

Die Sehnsucht dieser Mächte nach neuen phantastischen Profiten und die Zwangslage, in der sich Roosevelt nach dem Versagen des New Deal befand — er mußte die inneren Spannungen der USA. nach außen ablenken — haben beide zusammengewirkt, diesen zweiten furchtbaren Weltkrieg heraufzubeschwören.

*

Was das amerikanische Pressewesen anlangt, das in der eben erzählten Geschichte von „Foxley & Hartwich" auch eine Nebenrolle spielt, so möchte ich einige Sätze aus dem schon erwähnten Buch von F. Lundberg zitieren. Er schreibt auf Seite 244:

„Der Journalismus, der die Haltung der Öffentlichkeit und ihre Geistesverfassung formt und verändert oder auch unmerklich beeinflußt, zieht die Eigentümer der großen Vermögen auf krankhafte Weise an; diese Vermögen bedürfen nämlich einer dauernd laufenden Verteidigung gegen das öffentliche Mißfallen und mögliche Zugriffe, mag diese Verteidigung nun unmittelbar oder versteckt, im besonderen oder im allgemeinen geführt werden. Die Schutzmaßnahmen nehmen in dieser plutokratischen Presse oftmals die Form von beredten Leitartikeln an, die allgemeine Sehnsüchte und Ideen attackieren.

Die Presse der Vereinigten Staaten ist vom Dach bis in den Keller eine Angelegenheit der reichen Familien, mögen sie sie nun kaufen oder laufend bezahlen. Es gibt wenig im heutigen amerikanischen Journalismus, Gutes oder Schlechtes, das nicht von den Familiendynastien ausgeht. Die Presselords von Amerika gehören in der Tat alle zu den Multimillionärsfamilien."

So unterstehen der Führung der Morgangruppe zum Beispiel Blätter wie die „New York Times", die „New York Sun" und die „New York Evening Post". Weiter gehören hierher „Harpers Weekly"

und die „North American Review“, die „Chicago Evening Post“ und die „Denver Rocky Mountains News“, weiter dann die politisch ungeheuer wichtigen und einflußreichen Wochenschriften „Time“ und „Life“ und die anspruchsvollste amerikanische Monatsschrift „Fortune“. Die letztgenannten drei Zeitschriften, die polirisch bedeutsamsten der USA., sind in der „Time Inc.“ zusammengefaßt, einer Gesellschaft, deren Besitzer den allerinnersten Kreis der amerikanischen Großfinanz darstellen. Deren Interessen werden also in diesen wichtigsten und einflußreichsten amerikanischen Blättern vertreten. Nach diesen Interessen also wird durch sie die amerikanische Öffentlichkeit ausgerichtet (und nicht nur sie, denn diese Blätter sind wohl auch die im Auslande — häufig völlig unkritisch — meistzitierten Organe!).

So besitzen alle amerikanischen Finanzdynastien ihre großen Blätter, in denen sie eine ihren Interessen allein dienende Politik vertreten lassen: die Mc Cormick's („Chicago Tribune“), die Guggenheims, die Hearst („New York Journal“ und „Mirror“, „Los Angeles Examiner“, „San Francisco Call-Bulletin“, „Pittsburgh Sun-Telegraph“ und viele andere), die Mills-Reids („New York Herald Tribune“), die Rockefellers und noch eine lange Reihe andere Familien.

Sie alle sorgen dafür, daß jede Kritik am bestehenden System unterbunden wird. Sie hetzen zum Kriege gegen Deutschland oder Japan, wenn dieser gute Geschäfte verspricht — und sie sorgen dafür, daß jene zwei Prozent der amerikanischen Bevölkerung in Ruhe das bleiben dürfen, was sie sind: alleinige Eigentümer und Nutznießer des Reichtums der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

*

Zu dem eigentlichen Gegenstand der Geschichte von Foxley und Hartwich seien noch folgende Zahlen angemerkt:

Überall in den Staaten sterben die Einzelunternehmen in Industrie und Handel; es wiederholt sich hier die gleiche Zusammenballung in größeren anonymen Gesellschaften wie in der Landwirtschaft. Die „freie Bahn dem Tüchtigen“ wird verschlossen. Freie Bahn hat nur noch der sehr Reiche. Alle anderen Menschen sind von ihm abhängig geworden. Wie Groß in seinem Amerikabuch mitteilt, stieg zwischen 1929 und 1939 die Zahl der Einzelhandelsgeschäfte von 1,47 auf 1,77 Millionen Stück. Aber dieser Aufstieg ist nur auf Läden großer Filial-

gesellschaften, auf Tankstellen großer Ölkonzerne und auf Restaurants, Bars, Destillationen usw. zurückzuführen, die nach der Aufhebung der Prohibition aus der Erde schossen. Die Zahl aller echten Einzelhandelsgeschäfte, von mittleren und kleinen Unternehmen ging scharf zurück, so zum Beispiel die „General Stores", diese typisch amerikanischen Kleinkaufhäuser in Dörfern und Städtchen, die sich stets im Einzelbesitz befinden. Ihre Zahl sank von 104 089 Läden im Jahre 1929 auf 39 688 Läden im Jahre 1939. (Angaben nach „Does Distribution cost too much?" Twentieth Century Fund, New York 1939.)

Was sich in diesen Statistiken allgemein kundtut, das zeigte das Schicksal der kleinen Lampenschirmfabrik Foxley & Hartwich an einem Einzelfall.

IX

SCHLUSSWORT

Ich habe versucht, an ein paar unmittelbar von mir selbst erlebten oder miterlebten Beispielen zu zeigen, was eigentlich in diesen letzten fünfzehn Jahren in Amerika vorgegangen ist. Noch könnte ich weitere Bände vollschreiben, wenn ich alle Erlebnisse aufführen wollte, welche die innere Zerrüttung der Vereinigten Staaten, den Raubbau an ihrem natürlichen Reichtum, ihrem fruchtbaren Boden, vor allem aber an ihren Menschen, von vielen Seiten her beleuchten und bestätigen.

Es war nicht die Absicht, in diesem Buche zu erörtern, ob Amerika den Krieg gewinnen kann oder verlieren muß. Aber vielleicht ist klargeworden — und das war die Absicht dieser Niederschrift — daß dies amerikanische System nicht wert ist, den Krieg zu gewinnen und sich über die ganze übrige Welt auszubreiten, daß es nicht lohnt, in amerikanischen Verhältnissen noch etwas Erstrebenswertes zu sehen, erstrebenswert weder für die Deutschen noch für Europa überhaupt. Käme der Amerikanismus über die Welt, er würde den Untergang aller menschlichen Würde und echten Freiheit — der Freiheit „zu etwas", nicht der „von etwas!" — bedeuten, aller Werte, für die das Abendland seit tausend Jahren gekämpft, gelitten und sich mit allen Kräften des Leibes und der Seele gemüht hat.

Es lohnt sich nicht, auch nur daran zu denken, daß ein Europäer mit einem Amerikaner tauschen könnte. Amerika ist ein bedauernswertes Land, und die Amerikaner sind verratene Menschen, verraten von ihrer eigenen führenden Schicht, verraten und auf eine unbeschreibliche Weise hinters Licht geführt von ihrem selbstgewählten Präsidenten Franklin Delano Roosevelt, der davon redet, „dem armen Teufel zu helfen" und sich seine Wahlfonds von einem Haufen bedenkenloser Kapitalisten auffüllen läßt, der anfangs wider den kapitalistischen Stachel löcken wollte und dann ebenso morganfromm wurde wie seine Vorgänger.

Aber ich fürchte, manch einer wird mir vielleicht trotz allem noch nicht ganz glauben, was doch nichts anderes ist als in fünfzehn Jahren mühselig genug erworbene amerikanische Erfahrung. So soll das letzte Wort ein urechter Amerikaner haben, der allzu früh verstorbene Thomas Wolfe, wohl der bedeutendste unter den jungen Dichtern des heutigen Amerika. Er sagt an einer Stelle in seinem Roman „Schau heimwärts, Engel!“ von seinem Helden:

„Er fürchtete sich vor der laut zur Schau gestellten guten Gesundheit Amerikas, die in Wirklichkeit eine Kränke ist, weil niemand sich traut, zuzugeben, daß er wunde Stellen am Leib hat!“ — —

„Eine Kränke ist —“ welch furchtbares Wort!

Kein Europäer kann wahrhaft verstehen, wie furchtbar es ist!

ENDE

Anmerkung. Aus naheliegenden Gründen wurden nicht nur die Namen der in diesem Buche auftretenden Personen, sondern in den meisten Fällen auch die Ortsbezeichnungen so verändert, daß die richtigen nicht erkannt werden können.

Bitte beachten Sie
die folgenden Seiten

Gedruckt
im Deutschen Verlag, Berlin
1943